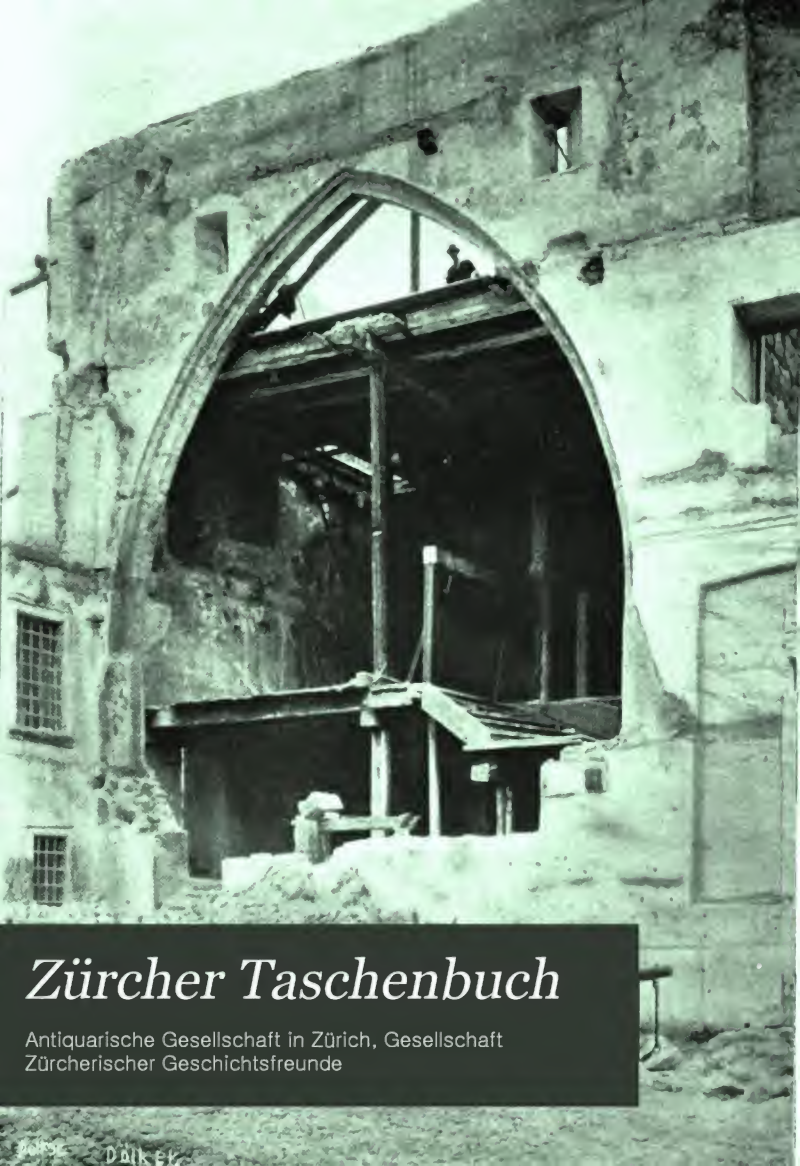
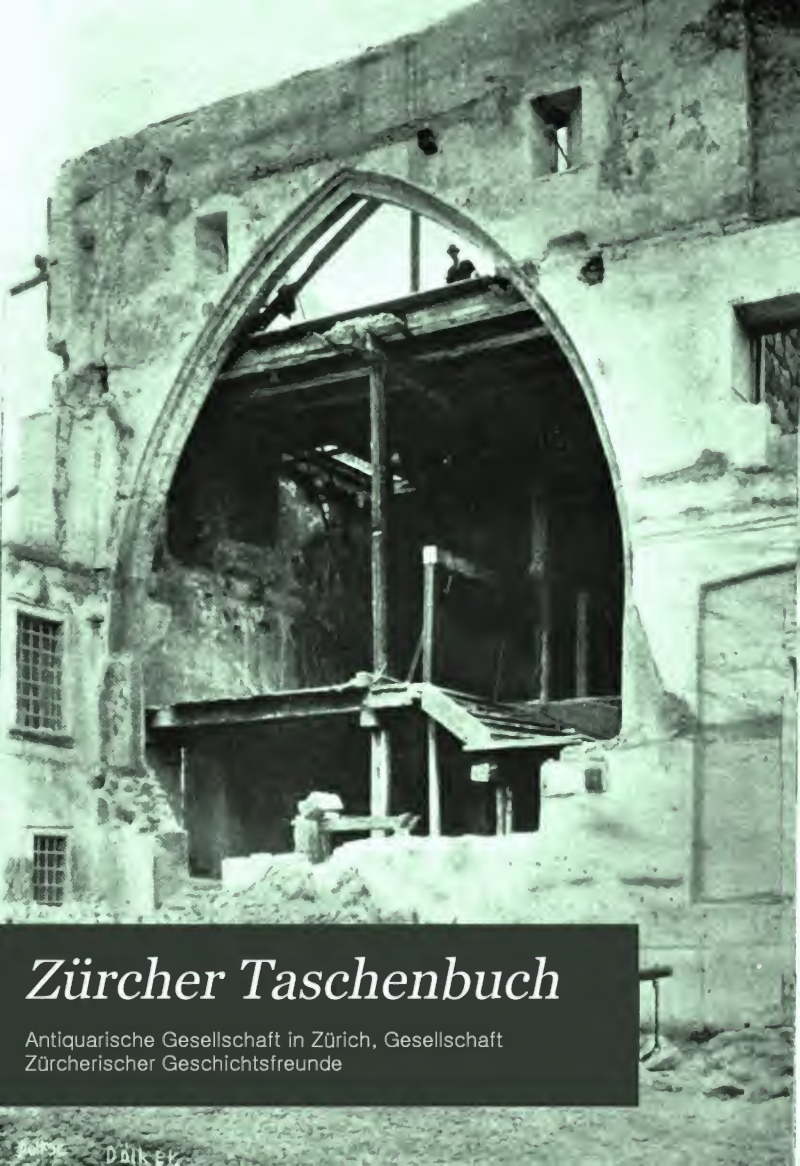


Zürcher Taschenbuch

Antiquarische Gesellschaft in Zürich, Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde



Zürcher Taschenbuch

Antiquarische Gesellschaft in Zürich, Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

VIR PL. REV. D. STEPHANUS SELLYEI,
ECCLESIÆ PAPENSIS IN HUNGARIA QUONDAM PASTOR ET SUPERINTENDENS,
nunc Figuri pro nomine Christi Exul. Æt. 50 Ao Chr. 1672.

Hungariæ ac inter Papenses Mysiæ, Ministros
Sedatus Stephanus fuit ad ultima caput,
Verbera, tormentas, exsilia, ferrumque,
Pro Christo Martyr vitam animosus tulit.

VIR PL. REV: D: STEPHANUS HARSÁNII,
ECCLESIÆ RISLA-STOMBATHENSIS IN HUNGARIA QUONDAM PASTOR,
nunc Figuri pro nomine Christi Exul. Æt: 48. Ao Chr: 1677.

En Stephanum Harsányi, quem Christi Martyra virum,
Tot mala perpessum dicere jure potes.
Per varios casus, per tot discrimina rerum
Gloria Martyrii sic celebrata nitet.

NOMINA VIVENTIUM INTER MARTYRUM STIPATORUM, EXULESQUE AMORUM ET SCHOLARIUM HUNGARICARUM PASTORUM ET RECTORUM, EX TRIKEMIBUS
NEAPOLITANIS, ALIOSQUE CARCERIBUS LIBERATORUM, TIGURI PRO NOMINE CHRISTI INDE Á D. 10 MAII Ao 1676. PRO TEMPORE EXULANTIUM.

REFORMATI XXIV D. Stephanus Szlávi. D. Stephanus Harsányi. D. Petrus Kálmán. D. Stephanus Beregfalvi. D. Samuel Tátai. D. Georgius Kőrmendi. D. Stephanus Komaromi.
D. Georgius Ajtai. D. Tóbiás Szemere. D. Joh. Ilyvari. D. Stephanus Balter Kovári. D. Petrus Csécsi. D. Stephanus Szenpeteri. D. Balthus Köpecsi. D. Johannes
Rimaszombati. D. Stephanus Ladmerius. D. Michael Szalkai. D. Andreas Szoder. D. Franciscus Ostrokesi. D. Mihál Karsánai. D. Johannes Jablóczai. D. Martinus Szentpéteri.
D. Valentinus Kocsi. D. Petrus Simon.

LUTHERANI VI. D. Samuel Nicolaus. D. Balthasar Nicolaus. D. Nicolaus Leporinus. D. Stephanus Seldvi. D. Nicolaus Bugányi. D. Thomas Stellek-

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1904

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Das Autor- und Uebersetzungsrecht wird ausdrücklich vorbehalten.

Neue Folge:
Siebenundzwanzigst[illegible]

Zürich.
Fäsi & Beer.
1904.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1904

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Das Autor- und Uebersetzungsrecht wird ausdrücklich vorbehalten.

Neue Folge:
Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1904.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 16 1914
DQ781
Z8
N.S.V.27
1904

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Zur Entstehungsgeschichte und Charakteristik der zürcherischen Kantonsverfassung von 1814. Von Prof. K. Dändliker . . . 1
2. Schweizerreise eines jungen Bauern vom Zürichsee im Jahre 1805. Mitgetheilt von Dr. H. Bruppacher 43
3. Die Heiligsprechung Kaiser Karls des Großen, ein Moment im Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum. Von G. Meyer von Knonau 65
4. Bürgermeister Georg Müller (1504—1567). Von Dr. Conrad Escher 77
5. Die Befreiung ungarischer Prädikanten von den Galeeren zu Neapel und ihr Aufenthalt in Zürich (1675—1677). Von a. Staatsarchivar Dr J. Häne, mit Abbildung 121
6. Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller. Von Dr. Alfred Schaer 189
7. Johannes Fabricius Montanus (1527—1566). Von Dr. T. Schieß in St. Gallen 253
8. Zur Erklärung der Tafeln. Von J. R. R(ahn) 311
9. Zürcher Chronik auf das Jahr 1902 313

Die Bibliographie zur Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich konnte nicht fertig gestellt und wird nächstes Jahr nachgeliefert werden.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Zur Entstehungsgeschichte und Charakteristik der zürcherischen Kantonsverfassung von 1814*).

Von Prof. K. Dändliker.

Zu den gehaltvollsten schöpferischen Epochen in der Entwicklung unseres kantonalen Gemeinwesens gehört ohne Zweifel die Reformzeit der Dreißigerjahre. Der Tag von Uster mit seinen Folgen hat eine eigentliche Wiedergeburt unseres Volkes bewirkt, auf der alle unsere modernen Einrichtungen in Staat, Kirche und Kultur zum größten Theil beruhen.

Begreiflich ist daher, daß der damaligen und unmittelbar folgenden Generation die Zeit vor 1830, verglichen mit der eigenen glänzenden Leistungsfähigkeit, als eine solche der „traurigen" Stagnation und der „dunkeln Reaktion" erscheinen mußte. Aber dadurch wurde das Urtheil über die voraufgehende Epoche in empfindlicher Weise getrübt.

Dies gilt ganz besonders vom Verfassungswesen. Die Kantonsverfassung von 1831 stellte sich auf eine so freisinnige Basis repräsentativ-demokratischen Staatslebens, daß, im Gegensatze zu ihr, die Verfassung von 1814 als ganz aristokratisch-reaktionär erscheinen mußte. Die Männer, die 1830 die Ver-

*) Erweiterung eines Vortrages, gehalten in der antiquarischen Gesellschaft im Februar 1903.

Digitized by Google

fassung von 1814 bekämpften und zu Fall brachten, hatten natürlich über diese das ungünstigste Urtheil, und die Radikalen der vierziger Jahre, die eine neue Reaktion befehdeten, dachten darin nicht anders. Dies erhellt besonders aus der, wissenschaftlich allerdings gering zu schätzenden, aber mit einiger publizistischer Gewandtheit aufgesetzten „Geschichte des Kantons Zürich von 1794 bis 1830“ von Johann Jacob Leuthy von Stäfa (Zürich 1843). Der Verfasser führt eine harte Rede über das, was 1814 geschaffen ward, bezeichnet die damalige Verfassung als ein „trauriges Machwerk der Aristokratie“, als „die schlechteste Verfassung des Kantons“ u. s. w.

Es gilt aber auch hier, wie bei aller historischen Forschung, unbeirrt durch die Theorieen und Anschauungen der späteren Zeit, unbefangen und mit ungetrübtem Blick, sich in das Werden der Dinge hinein zu versetzen und aus diesem selbst, sowie aus dem Vergleich mit Früherem, den Maßstab des Urtheils zu gewinnen. Gehen wir der Entstehungsgeschichte unserer Kantonsverfassung von 1814 nach, so werden wir vielleicht ein weniger hartes und wegwerfendes Urtheil über sie als Ganzes gewinnen und sie im Großen als ein unvermeidliches Durchgangsstadium unserer kantonalen Entwicklung auffassen.

In kurzen Zügen sollen zum Verständniß zuerst die vorangehenden Entwicklungsstadien skizziert werden.

Das alte zürcherische Staatswesen bestand aus zwei rechtlich völlig getrennten Theilen: der herrschenden Stadt und der, aus gegen dreißig Vogteien zusammengesetzten, unterthänigen Landschaft. An der Spitze standen Obrigkeiten rein städtischen Charakters: zwei halbjährlich regierende Bürgermeister und zwei ebenfalls halbjährlich wechselnde Kleine Räthe (regierende Räthe) zu je 24 Mitgliedern und ein Großer Rath der Zweihundert (212). Beide Räthe (großer und kleiner) wurden nach bestimmtem Verhältniß gewählt von den 13 Wahl-

Digitized by Google

körperschaften der Stadt: der Constaffelgesellschaft und den 12 gewerblichen Zünften.

Dieses, auf aristokratischen Grundlagen ruhende, höchst buntscheckige kantonale Gemeinwesen wurde durch die helvetische Revolution und die Invasion der Franzosen 1798 zu Grabe getragen, und nun verlor der Stand Zürich, wie alle eidgenössischen Stände, seine Souveränetät und ging als unterschiedsloser Bestandtheil in der „Einen und untheilbaren helvetischen Republik" auf. Dafür aber wurden, wie in ganz Helvetien, auch bei uns grundsätzlich durchgeführt: völlige Rechtsgleichheit, Volksrechte (Wahlrecht und — wenigstens theoretisch — Verfassungsabstimmungsrecht), sowie individuelle Rechte (Religionsfreiheit, Petitionsrecht, Preßfreiheit 2c.). Rechtlich standen nun Stadt und Landschaft völlig gleich, und in der zürcherischen Vertretung der gesetzgebenden Versammlung Helvetiens, sowie in den kantonalen (Unter-)Behörden überwog plötzlich — nicht zum Vortheil der Berathungen und der Arbeiten — das in Geschäften noch völlig unerfahrene und größtentheils ungebildete, politisch erregte Landvolk.

Man weiß, daß dieses ganz unnatürliche, künstliche Gebilde des zentralisierten helvetischen Staates nur ein kurzes Dasein fristete und durch wüsten Parteikampf unterging. Die Mediation Napoleons 1803 suchte in einer, im Ganzen glücklichen Weise Altes und Neues zu vermitteln.

Nun erhielt der eidgenössische Stand Zürich wieder den größten Theil seiner Souveränetätsrechte zurück und wandelte sich, bei theoretischer Gleichstellung von Stadt und Land, erst in ein eigentlich kantonales Gemeinwesen um. In der Mediationsakte, deren erste Säcularerinnerung der Februar des eben vergangenen Jahres brachte, erhielt unser Kanton die erste praktisch völlig durchgeführte geschriebene Verfassung und sein grundlegendes Kantonalstaatsrecht. Zum Zwecke der Wahlen

Digitized by Google

war derselbe in 5 Distrikte zu je 13 Zünften oder Wahlgenossenschaften eingetheilt. Es gab nun auch auf dem Lande Zünfte (52), aber natürlich nicht als berufliche, gewerbliche Genossenschaften wie in der Stadt, sondern lediglich als örtliche Wahlabtheilungen, gleichsam als Unterbezirke oder Wahlkreise. Obwohl nun die Mediationsverfassung, wie gesagt, Stadt und Land rechtlich gleich stellte und Privilegien verpönte, suchte sie doch thatsächlich, gestützt auf die schlimmen Erfahrungen in der Zeit der Helvetik, den Wahlen solche Schranken zu ziehen, daß eine Herrschaft des besitzlosen Proletariates vermieden und eine Vorherrschaft der Gebildeten und Besitzenden, die natürlich besonders in der Hauptstadt gefunden wurden, begründet werden konnte. So bildete denn die Stadt Zürich allein, mit drei- bis fünfmal weniger Einwohnern als andere Distrikte, mit ihren 13 Zünften einen eigenen ganzen Distrikt, und dies sicherte ihr zum voraus einen Fünftel in der direkten Vertretung. Überdies war in allen Zünften das Wahlrecht an Bedingungen des Alters, des Vermögens (500 Fr. d. h. 1200 Fr.) u. dgl. geknüpft. An der Spitze der Verwaltung standen zwei Räthe: ein Großer von 195 und ein Kleiner von 25; letzterer besaß viel Macht, vor allem die Initiative, und war ein Bestandtheil des Großen (wie schon vor 1798). Das Wahlsystem war äußerst künstlich und verwickelt; je komplizierter der Wahlorganismus war, um so besser werde — so glaubte man damals — der Erfolg sein. In den Großen Rath wählten zunächst die 65 Zünfte je ein Mitglied; die übrigen $^2/_3$ (130) wurden durchs Loos aus einer Liste von Candidaten genommen, welche die Zünfte außerhalb ihrer Distrikte vorgeschlagen hatten (und zwar jede Zunft je 4). Dies war eine Bestimmung zu Gunsten der Hauptstadt; denn in städtisch gesinnten Gegenden auf dem Lande, und besonders in der Nähe der Stadt, richtete man naturgemäß das Augenmerk auf bekannte und beliebte Stadtbürger. Die Land-

Digitized by Google

schaft bildete damals noch gar nicht ein durch bewußte Interessen scharf von der Stadt gesondertes und innerlich zusammenhängendes Ganzes; schon bei den Parteiunruhen von 1798 bis 1802 hatte die Stadt immer auf ein ihr anhängliches Contingent auf der Landschaft (besonders im nördlichen Theile des Kantons) zählen können; erst die dreißiger Jahre haben die Landschaft der Stadt gegenüber mehr geeinigt. Auf die Wählbarkeit war nun aber erst noch, entsprechend jener erwähnten Tendenz, die Reichen und damit in der Regel Gebildeten, die ja auch am meisten an den Staatslasten partizipierten, zur Herrschaft zu bringen, ein Census gesetzt: auf die, welche indirekt gewählt wurden, ein solcher von 20,000 Fr. (50,000) auf die direkt zu Wählenden 5000 Fr. Eine ganz eigenthümliche Einrichtung, auf die Napoleon viel gab, war dann das grabeau oder die Personalcensur, das Abberufungsrecht. Alle zwei Jahre auf Ostern mußte eine wieder höchst compliziert gewählte und zusammengesetzte Commission von 15 entscheiden, ob die Sichtung über ein Mitglied des Großen Rathes, das nicht auch zugleich Mitglied des Kleinen war, ausgesprochen werden solle. Wird ein solches in Aussicht genommen, so hat die Zunft sich auszusprechen. Napoleon wollte dadurch bei der Möglichkeit, daß die Großratsstellen lebenslänglich wurden, die Freiheit bieten, unfähige oder mißliebige Mitglieder auszustoßen. Es kam aber nicht viel dabei heraus und die ganze Einrichtung machte nur den Wahlgang verwickelter.

Im Übrigen ist die ganze Kantonsverfassung sehr kurz und bündig gehalten (nur 21 §§); sie überließ das Meiste der Gesetzgebung. Von den individuellen Rechten, wie in der Helvetik, war keine Rede mehr (abgesehen von einer Bestimmung gegen Privilegien und über freie Niederlassung in den Bundesbestimmungen). Nach dem Fiasko der Helvetik war dies sehr begreiflich. Gerichtswesen und Gemeindeverfassung wurden ausschließlich durch die Gesetzgebung organisiert. An die Spitze der

Digitized by Google

Districte traten Statthalter mit Unterstatthaltern, sowie Bezirksgerichte, mit Gerichtspräsidenten an der Spitze; sogar wurden jetzt im ganzen Lande Zunftgerichte eingesetzt, also 52, die fast wieder einigermaßen an die alten Dorfgerichte erinnerten; in den Gemeinden kam das Amt der Friedensrichter auf. Die Gemeinden wählten ihre Gemeinderäthe, und aus ihrer Mitte bestellte der Statthalter den Gemeindeammann als Vollziehungsbeamten [1]).

Die Mediationsverfassung hat, wie der ganzen Schweiz, so auch dem Kanton Zürich — die anfängliche kurze, aber heftige Krisis des Bockenkrieges von 1804 abgerechnet — eine glückliche Friedenszeit geschenkt. Das Landvolk namentlich wurde nach und nach der Verfassung recht anhänglich und schätzte die Wohlthaten der Vermittlung. Die am meisten tonangebende Persönlichkeit war der Bürgermeister Hans von Reinhard, zweimal Landammann der Schweiz, von Haus aus Aristokrat, aber im Sinne der Mediation zum Ausgleiche geneigt, diplomatisch und schmiegsam. Der Parteigeist milderte sich. Zwar siegte anfänglich die Aristokratie bei den Wahlen, was großes Mißbehagen weckte. Allein seit 1808 kam durch Neuwahlen nach und nach ein freierer Geist; die „Demokraten" (oder wie man später sagte „Liberalen") gewannen Boden, was auf dem Lande gute Stimmung machte. Umgekehrt erregte dies freilich in der Stadt schwere Besorgniß in den aristokratischen Kreisen; hier hegte man Furcht und Angst vor einem „Bauernregiment" [2]) und im Stillen regte sich der Wunsch nach einem Umschwung, durch den der Aristokratie wieder aufgeholfen werde.

Dieser Partei kam die Niederlage Napoleons auf den Schneefeldern Rußlands 1812, und ganz besonders der Zusammen-

[1]) Sträuli, Verfassung des eidgenössischen Standes Zürich vom 18. April 1869. Winterthur 1902. S. 6.

[2]) Ludwig Meyer von Knonau Lebenserinnerungen. S. 211.

Digitized by Google

bruch der Napoleonischen Ordnungen in Deutschland nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Herbste 1813 wie gerufen. Die Anhäger des Alten „gingen mit heiterer Stirn frohlockend einher", wie der treffliche Berichterstatter über diese ganze Zeit, der unabhängige Ludwig Meyer von Knonau, anschaulich schildert; sie erwarteten von den verbündeten Mächten „die Zerstörung aller neuen Institute und die Herstellung aller alten Vorrechte, gleichgültig, ob dies durch Hinopfern der Schweizerischen Selbständigkeit erkauft werden müsse."

Bekanntlich fiel nun die Mediationsverfassung durch das Einrücken der Alliierten Ende Dezember 1813. Bei diesem Anlaß traten die Restaurationswünsche auch in Zürich stärker hervor. Einer der Führer der städtischen Aristokratenpartei, Junker Georg Escher von Berg, Mitglied des „Waldshuter Comitees" — von dem wir noch mehr hören werden — trat an der Seite von Gesinnungsgenossen anderer Kantone mit den Alliierten in Verbindung, zu dem Zwecke, durch deren Hereinrufung die Verfassungsverhältnisse vor der Helvetik wieder herzustellen. Dies erregte auf dem Lande Furcht und Schrecken; plötzlich wurde das alte Mißtrauen gegen die Stadt wieder lebendig; die Spannung war groß, um so mehr, da in Bern, Freiburg und Solothurn schon das Signal zur Herstellung der alten, vorrevolutionären Verhältnisse gegeben worden war.

Bei der gefährlichen Spaltung und Zerfahrenheit, welche nun in der Eidgenossenschaft Platz griff, drängten die Alliierten im Verein mit der am 29. Dezember constituierten Bundesversammlung, an deren Spitze der bisherige Schweizerische Landammann, der den Extremen abgeneigte Hans von Reinhard stand, auf möglichste Beförderung der Constituierung der Eidgenossenschaft (sowohl des Bundes wie der Kantone), und dies aus dem Grunde, damit Frankreich die Möglichkeit zum Wiedereingreifen abgeschnitten werde. Die Schweiz hatte das Protektorat

Digitized by Google

Napoleons jetzt nur mit demjenigen der Alliierten vertauscht, und diese mischten sich in der Folge — allerdings begünstigt durch die Zerrissenheit der Schweiz — in den Gang des Verfassungswerkes in einem Maße ein, das sich mit der Selbständigkeit der Eidgenossenschaft wenig vertrug und ebenso wenig mit den von den Alliierten selbst ursprünglich gegebenen Versprechungen [1]). Durch Schreiben von Anfang Januar 1814 forderten die schon seit Ende November 1813 in Zürich residierenden Bevollmächtigten Österreichs und Rußlands, der Ritter von Lebzeltern und der Graf Capodistria die Eidgenossenschaft zu dieser Constituierung auf.

Dies gab nun den Anstoß auch zur Begründung einer neuen Zürcher Kantonsverfassung.

Der zürcherische Staatsrath, ein Ausschuß des Kleinen Rathes, der einfach an Stelle der früheren diplomatischen Commission trat, traf schon am 5. Januar Einleitung zur Revision der Verfassung [2]). Er ersuchte die Herren „Legationsräthe" (d. h. die Tagsatzungsgesandten), auf der Bundesversammlung mit den anwesenden Abgeordneten der ähnlich konstituierten Kantone in eine Besprechung einzutreten und wählte eine Commission von 4 mit dem Auftrage, die bisherige Kantonsverfassung zu durchgehen, die nötigen Modificationen durchzuberaten und die gewalteten Gedanken dem Staatsrathe schriftlich mitzutheilen. Als solche Mitglieder der Revisionscommission wurden gewählt: Rathsherr und alt Seckelmeister v. Escher (der spätere Bürgermeister), Dr. P. Usteri, der liberale Staatsmann der Helvetik [3]), Raths-

---

[1]) Öchsli, Lebzeltern und Capo d'Istria in Zürich (Büdinger-Festschrift 1898). S. 432, 436

[2]) Staatsarchiv Thek K K 2564 Nr. 22.

[3]) Usteri galt in der Stadt als radicaler Liberaler; in seiner Stellung zum Lande muß er als gemäßigter (d. h. Stadt-) Liberaler bezeichnet werden.

Digitized by Google

herr Pestalutz und Oberquartiermeister Finsler, der frühere helvetische Minister, also zwei Vertreter der liberaleren Sache und zwei gemäßigte Aristokraten. Man glaubte in Zürich, sich beeilen zu müssen, indem man hoffte, daß „die kluge Vorsicht und Mäßigung", mit welcher man hier am Vorort vorgegangen, „bestimmenden Einfluß auf andere eidgenössische Stände übe". Am 7., 10. und 12. Januar hielt jene Commission die ersten Sitzungen und wurde darin über einige Grundsätze leicht einig. Vor Allem sollten (wie das schon in der Bundesversammlung vom 29. Dezember 1813 bestimmt worden war), alle Unterthanenverhältnisse aufgehoben bleiben; ebenso aber auch alle Privilegien von „Communen, Corporationen und Personen", Privilegien politischer oder bürgerlicher Art. Damit stellte man sich durchaus auf den liberalen Standpunkt der Mediationsakte. In zwei Dingen aber gedachte man einstimmig von den Vorschriften dieser Verfassung abzugehen: einmal in der Anwendung des Looses bei den Wahlen und damit des blinden Zufalls, und sodann in der Art der Repräsentation. Zwar sollte die Landschaft „ihre ansehnliche, unmittelbare Repräsentanz haben damit ihre Freiheit bleibende Garantien habe und bei der Gesetzgebung die Wünsche, Verhältnisse und Bedürfnisse aller Theile des Kantons ihre Fürsprecher besitzen." Aber mehr als bisher — darin stimmte man überein — sollte den Städten ein von Zufall oder von Gunst und Stimmung der Landbürger unabhängigerer, ihren Einfluß auf die Geschäfte mehr als bisher sichernder Antheil an der Repräsentation zugetheilt werden und zwar um so mehr, als sie Sitz der vermehrten Geschäftskenntniß, der höheren Cultur und des vermehrten Wohlstandes sein und bleiben werden. Es war dies ganz im Sinne von Reinhard, der einmal nach St. Gallen schrieb: „Daß auf Vermögen, höhere Cultur und darauf gegründete, besondere Tüchtigkeit zu öffentlichen Geschäften in jedem wohleingerichteten System vorzügliche

Digitized by Google

Rücksicht genommen werden solle, ist eine in der Theorie gegründete und durch alle Erfahrungen bestätigte Wahrheit.[1])"

Dies dürfte der Cardinalpunkt sein, worin die neue Ordnung der Dinge von derjenigen in der Epoche der Mediation abwich und wurde das am meisten hervorstechende Merkmal der Politik von 1814 oder 1815 an. Hatte schon die Mediation, im Gegensatz zu den völlig nivellisierenden und darum unglücklichen Bestrebungen der Helvetik, den Ansprüchen der Städte, des Reichthums und der höheren Bildung in Hinsicht auf Repräsentation Rechnung getragen, so sollte jetzt darin noch etwas weiter gegangen werden. Ohne Frage kam man damit, wenigstens zu einem kleinen Theile, dem damals erwachenden Restaurationsbestreben entgegen, den Wünschen vieler Stadtbürger von Zürich, ein noch größeres Uebergewicht in den Räthen gegenüber der Landschaft zu erhalten. Mit Recht sagt K. Ott in seinem „Leben von Paul Usteri" (S. 70): „Eine größere Bevorrechtung der Stadt war unvermeidlich geworden." Und dennoch scheint dieses so geformte Postulat, man muß das sagen, durchaus nicht extrem; es ist weit entfernt von dem einseitigen Drängen der Ultra-Reaktionärs, die Verfassung und Behörden von vor 1798 herzustellen; es ist, um es kurz auszudrücken, ein gemäßigter Mittelweg, den man einschlägt, eine Vermittelung zwischen Liberalismus und aristokratischer Restauration. Denn man will ja der Landschaft eine „ansehnliche" unmittelbare Repräsentanz" lassen; die Interessen aller Kantonstheile sollen vertreten sein; die Landschaft soll nicht zur Unbedeutendheit oder vielleicht gar zur Null herabgedrückt werden, wie manche der extremen Stadtaristokraten heimlich wünschen mochten. Und daß die Forderung von Bildung und Geschäftskenntniß für Vertretung und Behörden am Platze war, das

[1]) J. Dierauer, Müller-Friedberg. S. 319, Anm. 1.

Digitized by Google

hatte die Helvetik in den abschreckenden Beispielen des Gegentheils genugsam gezeigt. Wie die Dinge damals lagen, waren Bildung und politische Geschäftskenntnis meist in den Städten zu finden.

Man wird also im Allgemeinen diese Ansicht mit Bezug auf die damalige Lage der Dinge nicht völlig verwerflich finden können, wie sie denn auch siegreich durchdrang.

Jene Commission stellte bezüglich die Repräsentation noch den weiteren Wunsch, daß durch eine Anzahl freier Wahlen, die der Große Rath selbst treffen könne, die aber ganz anders als bisher sollen eingerichtet werden, dem Verdienst, das durch Zufall nicht Zutritt zur Verwaltung erhalte, eine Bahn geöffnet werde. Freilich über die Formen im Einzelnen, Zusammensetzung und Wahl des Großen Rathes, differierten die Mitglieder der Commission, und es wurden vier complizierte Meinungsäußerungen vorgetragen. Dann schritt man zur paragraphenweisen Besprechung, wobei die wichtigsten Änderungsvorschläge folgende waren[1]): Statt der 5 allzugroßen Bezirke der Mediationszeit wurden 13 Bezirke vorgeschlagen. Der Census sollte fallen gelassen werden, da er ein „Gegenstand vielfältiger Illusionen", mithin eine „Quelle der Demoralisation" gewesen sei. Nur eine Minderheit trat für einen Census, aber einen kleineren als bisher, ein. Das Institut des Staatsrathes sollte in die Verfassung aufgenommen werden. Das Grabeau mußte wegfallen. Die Competenzen der Räthe wünschte man genauer und einläßlicher zu umschreiben.

In einem zweiten Gutachten vom 18. Januar[2]) wurden die Einzelwünsche für Aenderung der Paragraphen noch ergänzt. Dabei sprach man sich für Abschaffung der Zunftgerichte aus, die sich nicht bewährt hätten (L. Meyer von Knonau führt

[1]) S. Staatsarchiv K K 2564, Nr. 27.

[2]) S. a. a. O. Nr. 23.

Digitized by Google

in seinen „Erinnerungen“ (S. 186), aus, daß durch diese die Zahl der Rechtshändel nur vermehrt worden sei); dagegen votierte man für Beibehaltung des Friedensrichteramtes, das in den 10 Jahren sich wohlthätig erprobt habe. Eine Hauptänderung in der Verwaltung, welche vorgeschlagen wurde, bezog sich darauf, daß die Stellen des bisherigen Bezirksstatthalters und Bezirksgerichtspräsidenten, „um größerer Kommlichkeit willen“ vereinigt werden sollten in der Person eines Oberamtmanns.

Inzwischen hatte die Bundesversammlung in Zürich[1]) durch ein Kreisschreiben vom 15. Januar die Stände vor Einseitigkeiten in Herstellung neuer Kantonsordnungen gewarnt und zur Vermeidung alles dessen ermahnt, was die innere Ruhe stören könnte ꝛc. Da nun jene Zürcherische Arbeit der Revision durch die Commission des Staatsrathes bisher bloß eine provisorische und unvorgreifliche gewesen, so schritt jetzt die Behörde dazu, sie zu einer offiziellen und grundlegenden zu gestalten. Am 21. Januar wendete sich der Staatsrath an den Kleinen Rath[2]) und setzte auseinander, daß es in vielfacher Hinsicht räthlich und wohlgethan wäre, die Verfassungsrevision je eher, je lieber offiziell an Hand zu nehmen. Deshalb erbat er sich vom Kleinen Rath die Ermächtigung zu einer vollständigen Revision der Kantonsverfassung, und dazu, für diesen Zweck einige rücksichtsvolle und sachkundige Männer außerhalb der Regierung zuzuziehen und mit möglichster Beförderung die Resultate an die Behörde zu bringen. Am folgenden Tage schon ertheilte der Kleine Rath diese Ermächtigung[3]); allein auf den Wunsch, Männer

[1]) Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. I 18.

[2]) Staatsarchiv K K 2564 Nr. 24.

[3]) Staatsarchiv, Protokoll des Kleinen Rathes vom 22. Januar bis 29. März 1814.

Digitized by Google

außerhalb der Behörde heranzuziehen, wurde gar nicht eingetreten. Es mochte die Befürchtung walten, daß dadurch Einseitigkeiten nach der reactionären Richtung hätten herbeigerufen werden können.

Der Staatsrath selbst [1]) machte sich nun an Hand der zwei Gutachten seiner Commission an die Revision. Ausdrücklich betonte er dabei, daß er rasch vorzugehen gedenke, da der Zeitpunkt noch günstig sei und durch langes Zaudern „eine Verumständung eintreten könnte, wo die Macht des Beispiels anderer, zumal benachbarter Kantone und die Spannung der Gemüther unter ihnen selbst, und andere bedenkliche Einflüsse, vielleicht zu Resultaten hinreißen müßten, welche die ruhige Überlegung dermalen verwerfe". In seinen zwei ersten Gutachten an den Kleinen Rath vom 24. und 26. Januar sprach er sich ungefähr dahin aus, wie die Commission des Staatsrathes selbst [2]). Er vertrat dabei bezüglich der Organisation der Repräsentation die Meinung, daß der bestehende Große Rath an der Stelle verbleibe, aber dann mit Inkrafttreten der neuen Ordnung um 17 Mann vermehrt werde zu 212 [3]), und zwar auf die Weise, daß jede der 13 Zünfte der Stadt je 1, Winterthur aus seiner Mitte 4 wähle. (Die Landschaft wurde bei diesen Ergänzungswahlen übergangen, da sie schon erheblich Vertreter in der Behörde hatte [4]). In Zukunft sollten 82 direct und 130 indirect

[1]) In diesem waren neben Reinhard, Bürgermeister v. Escher, Hs. Conrad v. Escher, alt Seckelmeister, Dr. Paul Usteri, Hs. Jakob Pestalutz, David von Wyß, Hs. Conrad Finsler.

[2]) S. das. K K 2564, Nr. 25 und 26.

[3]) Diese Zahl wie vor 1798.

[4]) Ich zähle im Großen Rathe von 1813 (s. Regierungs- und Adreß-Calender des Kantons Zürich) — einige Vakanzen abgerechnet — 71 Stadtbürger und 121 Landbürger (nur ungefähr, da mir nicht Alle der Abstammung nach bekannt sind). Dabei ist aber zu beachten, daß unter letzteren eine ganze Anzahl zur Stadt standen und in deren Interesse stimmten (vielleicht mindestens 20—30?).

Digitized by Google

gewählte Mitglieder sein. Die 13 Zünfte von Zürich wählten je 2, Winterthur 5, die Landzünfte 51. Für die Wahl der 130 indirecten Mitglieder sollte ein Wahlvorschlags-collegium gewählt werden, bestehend aus 5 Gliedern des Kleinen und 10 Gliedern des Großen Rathes. Zur indirecten Wahl wird aber erst nach fünf Vakanzfällen geschritten. Das Collegium schlägt die dreifache Anzahl der zu Wählenden vor, und aus diesen sollte der Große Rath die Repräsentanten selbst ernennen. Dabei wurde bestimmt, daß von fünf Vacanzfällen unter diesen 130 vom Großen Rath zu Wählenden immer Einer stets verfassungsmäßig auf einen Kantonsbürger fallen solle, der nicht Stadtbürger sei; darnach sollen sich das Vorschlagscollegium und der Große Rath richten. Wahrscheinlich verfiel man dadurch auf dieses Zahlenverhältniß, daß in der Mediation die Zünfte je einen direct aus ihrer Mitte gewählt und je vier für die indirecten Wahlen außerhalb ihres Districtes, also meist aus der Hauptstadt, vorgeschlagen hatten.

Es war das aber eine sehr starke Verkürzung des Landes gegen früher und jedenfalls der für die Landschaft empfindlichste Punkt in der Änderung von 1814. In der Praxis führte dies nämlich dazu, daß man in der Stadt sich sagte: auf 5 zu Wählende fallen 4 Städter und nur Einer vom Lande. Einer der gemäßigten Stadtaristokraten (David von Wyß) sprach sich später dahin aus, daß man in der Repräsentation des Landes vielleicht doch weiter hätte gehen können. Das Richtigere wäre gewesen, daß, falls man in der Repräsentation der Stadt ein starkes Übergewicht wünschte, man gesagt hätte: mindestens je Einer solle vom Lande sein; dann hätten im Einzelfall die Chancen bald dem Lande, bald der Stadt günstig sein können; es hätte hierin wohlthätige Freiheit gewaltet und auf das Land beruhigend wirken müssen.

Digitized by Google

Betreffend den Census für Wahlfähigkeit wurde gesagt, daß dieser zwar vielen Mißbräuchen rufe; dennoch sei eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit wesentliche Bedingung der politischen, und darum solle nicht jeder Census abgethan werden; der Staatsrath beantragt 12,000 Fr. Wohl aber fiel der Census für die Stimmfähigkeit weg, womit man der demokratischen Partei entgegen kam. Dann sollen noch folgende allgemeine Grundsätze aufgenommen werden: 1. Daß alle Bürger des Kantons nach Anleitung der in den speziellen Paragraphen der Verfassung enthaltenen näheren Entwicklung die nämliche politische Freiheit genießen sollen. 2. Die Gleichheit der politischen Rechte soll in der Meinung festgesetzt sein, daß alle Bürger des Kantons in Absicht auf Gewinn und Gewerb den nämlichen Gesetzen unterworfen seien. Es waren das in dieser Zeit des Restaurationsfiebers sehr freisinnig klingende Grundsätze und, wenn auch in stark verklausulierter Form, eine Reminiscenz an die Rechtsgleichheit der helvetischen Zeit, die den Stadtbürgern so anstößig, den Landbürgern so sympathisch gewesen. Allerdings sprach man nun später im Verlauf der Arbeit nicht mehr so unumwunden von Abschaffung der Privilegien, wie die Commission gewollt hatte. Im Übrigen schlossen sich die Gutachten ziemlich an diejenigen der Commission an. Nur schlug der Staatsrath 10—11 Amtsbezirke vor. Bis 16. Februar war dieses Geschäft erledigt. Der Staatsrath entwickelte nur noch zwei Meinungen darüber [1]), ob über die Niederlassungsverhältnisse ein Artikel in die Verfassung aufzunehmen sei, wie in der Mediation, oder nicht.

Der Stadtrath hatte Wünsche über Niederlassungsverhältnisse geäußert; der Staatsrath aber fand für gut, zu beantragen,

[1]) Das. Nr. 28, 29.

Digitized by Google

daß man die Regelung dieser Angelegenheit ganz und gar dem Gesetz überlasse. Darüber läßt er den Kleinen Rath entscheiden.

Schon am 3. Februar begann der Kleine Rath, sich mit der Revisionsfrage zu beschäftigen und schloß sich im Allgemeinen den Gutachten des Staatsrathes an; er war ebenfalls der Meinung, daß vorderhand das Personal des bisherigen Großen Rathes solle beibehalten werden, und erst, wenn es durch die Entwicklung der Dinge nothwendig würde, solle der Staatsrath dem Kleinen Rathe den Entwurf einer gänzlichen Reorganisation des Großen Rathes hinterbringen [1]).

Das Werk war im besten Gange, als plötzlich eine Störung kommen zu wollen schien.

Die Intervention der Alliierten und die reactionäre Strömung, die überall sich Bahn brach, hatte in den Kreisen der conservativen Stadtbürger auch in Zürich Wünsche und Hoffnungen auf eine möglichste Wiederherstellung des Alten geweckt. Es gab in Zürich, wie in Bern, Luzern und anderswo, aristokratisch Gesinnte, an denen alle Neuerungen der Helvetik und Mediation spurlos vorübergegangen waren und die „nichts gelernt und nichts vergessen hatten." Diese wünschten nichts sehnlicher, als die Herstellung der ganzen vorrevolutionären Herrlichkeit, oder mindestens eine möglichste Annäherung an dieselbe. Namentlich sehnten sich die städtischen Handwerker darnach, wieder in den Besitz der alten Vorrechte zu gelangen. Diese Zustände vor 1798 mußten, abgesehen von dem speziellen Interesse einiger Gesellschaftsklassen, nach den schweren Trübungen, welche die zahllosen Unruhen in der Zeit der Helvetik und noch zu Anfang der Mediation gebracht hatten, in verklärtem Lichte erscheinen, als ob in ihnen das wahre Heil, Glück und Wohlergehen zu finden wäre. Es war eine arge Täuschung. Denn eben jetzt, wo man,

[1]) Prot. des Kleinen Rathes vom 3. Februar. (Staatsarchiv.)

Digitized by Google

in verfassungsloser Zeit, der Ruhe und Ordnung mehr als je bedürftig war, hätte das Hervorkehren derartiger Postulate eine Quelle von Unruhe und Unheil schaffen müssen. Die große Mehrheit des Volkes auf der Landschaft sah mit Spannung und Besorgnis auf die kommende Gestaltung der Dinge und war keinenfalls gewillt, sich wieder in die Stellung wie vor 1798 herabdrücken zu lassen; eher hätte sie zur Gewalt gegriffen.

In der Stadt aber begann nun eine lebhafte Bewegung aristokratischen Charakters. Die liberalere Färbung der an Hand genommenen Revisionsarbeit und die Eile, mit der die bestehenden Behörden vorgingen, erweckte in den conservativen Kreisen Besorgniß. Man sprach mit Verbitterung von der vermittelnden Art des „Diplomatikers" Reinhard und wünschte ein entschiedenes Zurückgehen auf die Privilegien der Hauptstadt; man fragte sich, ob denn die bestehende Regierung das Recht besitze, von sich aus diese Revision vorzunehmen, und ob dieselbe nicht dieses Recht von der Bürgerschaft erhalten und unter Zuziehung derselben ausüben sollte.

Schon vor Mitte Januar circulierte ein Memorial über stärkere Vertretung der städtischen Handwerker im künftigen Großen Rathe[1]). Als die Arbeit der Regierung ihren Fortgang nahm, und das falsche Gerücht ging, daß der mediationsmäßige Große Rath einfach ohne fernere Wahl in die neue Verfassung herübergenommen werden solle, prägte sich der Charakter der Bewegung schärfer aus. An die Spitze derselben trat Junker Georg Escher von Berg, Rathsherr, ein Mann, der durch die Revolution die Gerichtsherrschaft Berg a. Irchel verloren und im zweiten Jahre der Helvetik in einer Deportation die Härte der neuen Ordnung hatte schmecken müssen, ein hitziger Verfechter der Rechte seiner Vaterstadt Zürich und der alten

[1]) Pupikofer, J. J. Heß, Seite 40.

Digitized by Google

Ordnung der Dinge, nicht ohne hervorragende Eigenschaften, wie denn z. B. 1799 Johann von Müller nach der zweiten Schlacht bei Zürich seinen Bruder Joh. Georg in Schaffhausen nach dem Schicksal Eschers von Berg fragte und diesen mit anderen als Mann „von Geist und Muth" bezeichnete, auf deren Wirkung er viel gerechnet habe[1]). Ein Zeitgenosse nennt Escher einen „helldenkenden, weltklugen Mann", „die Krone und Zierde der Zürcherischen Aristokratie"[2]). Escher und seine Gesinnungsgenossen (wozu auch alt Statthalter Hs. Conrad Hirzel gehörte) ließen durch J. J. Heß[3]) eine Protestations-Adresse verfassen[4]). Unter Hinweis darauf, daß nach dem „glücklichen Ereigniß" des Einrückens der Alliierten und dem Sturz der Mediation in mehreren Kantonen „mit besonnener Mäßigung" die ehemaligen staatsrechtlichen Verhältnisse wieder hergestellt worden, wird scharf gerügt, daß man im Vororte gezögert habe, den rechtlichen und billigen Ansprüchen der Stadtbürgerschaft Rücksicht zu tragen, und daß die Regierung „in mehr als provisorischer Permanenz geblieben und sogar von sich aus eine Verfassungsrevision an Hand genommen habe. Wie man höre, werde bei dieser Revision den Ansprüchen der Bürgerschaft nur sehr geringe Rechnung getragen und der mediationsmäßige Große Rath auch ganz in die neue Ordnung der Dinge übergehen. Eine Änderung der Verfassung habe ja seit über 450 Jahren stets nur mit Zustimmung der Stadtbürgerschaft vorgenommen werden dürfen, und bei der jetzigen Revision habe die Stadtbürgerschaft mit Recht erwarten können, daß auch Ausschüsse

---

[1]) Briefwechsel der Brüder Joh. G. Müller und Joh. von Müller. Herausgegeben von Haug, II 54.

[2]) Helvetia von Balthasar VIII 40.

[3]) Heß, der spätere (mehr liberale) Bürgermeister, trat aus Gründen des Rechts für die conservative Bewegung ein.

[4]) S. Pupikofer a. a. O. S. 328 ff.

Digitized by Google

der ehemaligen Regierung und eine besondere Repräsentation der Bürgerschaft zugezogen würden. Das sei nicht geschehen; gegen solche Eingriffe in die Rechtsame der Bürger Zürichs werde hiemit protestiert, und damit gegen jede Berathung oder Beschlußfassung über einen Verfassungsentwurf, wobei die Stadtbürgerschaft vermöge ihrer ursprünglichen Rechte nicht kompetent repräsentiert sei, sowie gegen jeden Übertritt der jetzigen mediationsmäßigen Regierung in eine neue Verfassung ohne neue Wahlen.

Unterzeichnet wurde dieser Protest von etwa 300 Stadtbürgern, obenan 12 Mitgliedern der alten Regierung und ehemaligen Großräthen, ferner 27 Mitgliedern „notabler" Geschlechter (Römer, Heß, Vögeli, Escher, Werdmüller, Bodmer, Rordorf, Meyer, Füßli u. a.) nebst 183 Handwerkern und sonstigen Privatleuten.

Allerdings wird man nun zwar sagen müssen, daß ja auch nach modernen constitutionellen Anschauungen die Revision, streng verfassungsrechtlich genommen, erst nach Neuwahlen und nach Ermächtigung durch die Bürger hätte vorgenommen werden sollen; aber dann natürlich nicht der Stadtbürger allein, wie der Protest wünscht, sondern aller Kantonsbürger. Dies wäre aber sicherlich damals ein höchst gefährlicher Schritt gewesen. Staatsrath und Kleiner Rath wußten wohl, warum sie rasch, ohne Aufsehen zu erregen, die Revision vornahmen, und der Kleine Rath hatte seine guten Gründe gehabt, den Zuzug anderer Elemente aus der Bürgerschaft außerhalb der bestehenden Behörden abzulehnen. Ohne diese Maßregeln wäre die Revision reactionärer ausgefallen, als dies durch die am Ruder sitzenden gemäßigt aristokratischen und gemäßigt liberalen Magistrate geschah. Und hätten etwa Neuwahlen zu Stadt und Land zum Zwecke der Revision stattfinden sollen, so wäre in hohem Maaße zu befürchten gewesen, daß bei der plötzlich wieder herrschend gewordenen Spannung zwischen

Digitized by Google

Stadt und Landschaft (die einmal in einem offiziellen Actenstück als „besonders hochgradig" bezeichnet wird), Unruhe und Tumult eingetreten und damit der Zustand der Eidgenossenschaft ein sehr gefährdeter geworden wäre, zumal da Zürich thatsächlich Vorort war. Es waren also Gründe der Taktik, welche die Regierung zu dieser Art des Vorgehens veranlaßten.

Um zu erkennen, wie gefährlich diese einseitig aristokratisch-hauptstädtische Agitation hätte werden können, braucht man sich nur gegenwärtig zu halten, daß dieselbe ein Wellenschlag jener Bewegung war, von der z. B. Luzern heimgesucht worden. Dort hatten in diesen Tagen aristokratische Umtriebe einen Auflauf und gefährliche Ruhestörungen bewirkt, die fast zum Bürgerkrieg zwischen Stadt und Land hätten führen können; ein aristokratischer Gewaltstreich hatte eine neue Regierung auf den Sessel gehoben. Dergleichen nun auch in Zürich (wenn auch vielleicht glatter als in Luzern) zu probieren, mußte fast in der Luft liegen. Dadurch aber wäre der Vorort in eine Krisis oder mindestens in eine verhängnißvolle Einseitigkeit hineingetrieben worden.

Die Regierung hatte also einen schlimmen Stand. Man weiß, daß die Leiter der Bewegungspartei, besonders Escher von Berg, einige Mitglieder der Regierung für sich gewinnen wollten, besonders Reinhard, der mit Escher seit Jahren in enger Verbindung gewesen [1]). Aber er widerstand, wie auch die anderen; nicht ein Mitglied der Regierung ging zu ihnen über [2]). Sie blieb charakterfest; an ihrer sichern Haltung prallte der Reactionsversuch ab.

Schon am folgenden Tage (20. Febr.) beschloß der Staatsrath [3]), eine Publication über die Verfassungsrevision zu erlassen, sowie darüber, daß er sich in seiner Stellung behaupten werde,

[1]) Eschers Brief an Reinhard, s. Pupikofer 325 ff.

[2]) L. Meyer von Knonau Lebenserinnerungen S. 222.

[3]) Staatsarchiv Thek K K 256, Nr. 30.

Digitized by Google

bis die Revision durchgeführt sei. Der Kleine Rath stimmte bei und erließ, nachdem am 21. das Bundeshaupt (Reinhard), im Hinblick auf die Umtriebe bei Anlaß der Verfassung, ihn ermuntert hatte, seine Stellung zu behaupten, eine am 21. noch gedruckt erschienene Publikation[1]), worin er erklärte, daß bis zur Durchführung des an Hand genommenen Werkes der Verfassungsrevision er sich als die rechtmäßige Landesregierung ansehen und behaupten werde, zumal er als solche von den Ministern der hohen alliierten Mächte selbst anerkannt sei, und daß er in dieser Stellung jeden absichtlichen Versuch, die öffentliche Meinung irre zu führen, als ruhestörend und strafbar ansehen und behandeln werde. Er erklärte ferner, daß bei Entwerfung der neuen Verfassung er sich als ersten und höchsten Zweck gesetzt, solche Verhältnisse für die höchste Gewalt auszumitteln, die allen billigen Erwartungen genügen können und wodurch, mit Berücksichtigung ehemaliger Verhältnisse, der Zutritt zu Regierungsstellen den gebildeten Classen vorzüglich geöffnet und keinem Verdienst, wo immer es sich finde, verschlossen werde. Dabei wird ausdrücklich Bezug genommen auf die durch das Bundeshaupt (Reinhard) mitgetheilten Äußerungen der hohen alliierten Mächte, daß bei Neuordnung der eidgenössischen und cantonalen Verhältnisse der neue Zustand aus dem gegenwärtigen (also mediationsmäßigen) hergeleitet und von solchen ächt liberalen Grundsätzen ausgegangen werden soll, die Glück und Wohlfahrt des Vaterlands begründen. Am Schlusse wird die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Erklärung genüge, die ungleichartigen Begriffe über die gegenwärtige Lage des Kantons vollends zu berichtigen und Jedermann zu Stadt und Land zu beruhigen und unzeitige oder strafbare Störungen abzuwenden.

Deutlich genug sprach sich in dieser Erklärung der gemäßigte

---

[1]) S. Vogel Memorabilia Tigurina S. 629 f.

Digitized by Google

städtisch-liberale Standpunkt der Regierung und der vermittelnde Charakter ihrer Haltung aus, der darin lag, mit den wichtigsten Errungenschaften der Mediation billige Rücksicht den vorrevolutionären Zuständen entgegenzubringen.

Wie sehr gerade auf dem Lande solche Sprache und solche Haltung unter damaligen Umständen befriedigten und Eindruck machten, sollte sich sofort zeigen. Hier waren die aristokratischen Umtriebe bekannt geworden und hatten lebhafte Besorgnisse und tiefen Unwillen geweckt. Die Furcht vor einer gänzlichen Wiederherstellung des Alten durchzitterte alle liberal fühlenden. Das Gerücht übertrieb diese Intriguen bis zum Schreckensgespenst einer geheimen Verschwörung gegen die Regierung. So erließ Statthalter Frick in Knonau schon am 20. ein Circularschreiben an alle Statthalter mit der Behauptung, eine Gesellschaft in Zürich wolle die Regierung stürzen, und mit der Aufforderung, sich in aller Stille zum Schutze der Regierung zu rüsten[1]). Auf dem Lande hatte man das Glück der behaglichen Ruhe der letzten 11 Jahre schätzen gelernt. Daß nun diese Ruhe, die an das einstweilige Fortamten der bisherigen Regierung geknüpft schien, gestört werden sollte, erfüllte mit Entrüstung. Man fürchtete einen Gewaltstreich. Daher regnete es nun, vom 21. an, Zutrauensadressen vom Lande, Ermutigungen der Regierung, sich nicht einschüchtern zu lassen, und Versprechen, Gut und Blut zu ihr zu setzen und ihr, wenn es nötig wäre, auf den ersten Ruf und Wink beizuspringen[2]) (so die Statthalter und Unterstatthalter von Zürich, Winterthur, Knonau, Wetzikon, Regensberg in ihrem und dem Namen der Einwohner ihrer Bezirke; ebenso von Beamten und Gemeinderäthen, auch Gemeinden von

[1]) F. von Wyß II 56.
[2]) S. K K 256, Nr. 1—12.

Digitized by Google

Küsnach, Meilen, Stäfa, Fehraltorf [1]), alle gestützt auf die herrschende Volksstimmung). Auch Offiziere und Militärs aus den Quartieren und Kreisen Wald, Stäfa, Richterswil ꝛc. sendeten später Dank- und Ergebenheitsadressen und Versicherungen, jederzeit zum Handeln parat zu sein.

Mit Genugthuung nahm die Regierung solche Kundgebungen entgegen. Diese bestärkten sie in ihrer Haltung. Am 24. Februar stellte der Staatsrath den Antrag [2]), das Cursieren des Protestes und das Veranstalten von Versammlungen im Sinne desselben zu untersagen und militärische Maßregeln zur Sicherheit zu treffen. Aber die Protestierenden ließen sich nicht abschrecken und reichten trotz Allem am 25. Februar ihre Verwahrung der Regierung ein. Es geschah das persönlich durch Gerichtsherrn Escher von Berg, Oberstlieutenant Escher und Baumeister Bögeli, die ihre Adresse dem Amtsbürgermeister von Escher [3]) übermachten. Doch zogen schon am 26. einige Handwerker ihre gegebenen Unterschriften zurück [4]).

Unter solchen Umständen lag die Gefahr einer Gegenrevolution in Zürich nahe genug. Um einer solchen zu begegnen, mußten die liberalen Elemente sich aufraffen und dieser Strömung einen Damm entgegensetzen. Es entstand daher eine liberale Gegenadresse, verfaßt von J. J. Hottinger (dem späteren Historiker, damals V. D. M.) und besonders unter Mitwirkung eines der ehrwürdigsten Staatsmänner des alten Zürich, des alt Seckelmeister Hs. Casp. Hirzel zum „Rech" (Haus

---

[1]) Einige darunter sind höchst bezeichnend für die Volksstimmung bes. die von Küsnach (Nr. 4), die von Meilen (Nr. 5) und Stäfa (Nr. 6).

[2]) Staatsarchiv K K 256₄ Nr. 25. Pupikofer, Heß S. 40, 41.

[3]) Es ist dies der 1761 geborene, 1803 erwählte und 1814 übergangene Hans Conrad von Escher (nicht zu verwechseln mit dem 1814 gewählten gleichnamigen Bürgermeister).

[4]) Das. Nr. 16.

Digitized by Google

im Neumarkt)[1]). Dieser kluge und weise ehemalige Magistrat (geb. 1746, gest. 1827), der längst verdient hätte, einen speziellen Biographen zu finden[2]), zeichnete sich 1798 bis 1803 durch seinen Eifer gegen den Zwang der Helvetik und der Franzosenherrschaft aus und hatte darum 1799 und im Herbst 1802 (als Mitglied der Tagsatzung in Schwyz) eine Deportation über sich ergehen lassen müssen[3]). Als er aber unter Herrschaft der Vermittlungsakte sich ins Privatleben zurückzog und stillen politischen und wissenschaftlichen Betrachtungen sich hingab, versöhnte er sich, milde gesinnt und für Übergänge empfänglich[4]), mit derjenigen Form des Liberalismus, wie sie sich im Mediationswerk darstellte. Und nun, 1814, war es ein Hauptverdienst seines Lebens, den Ruf, der von Seite der Konservativen an ihn ergangen war, sich an ihre Spitze zu stellen, ausgeschlagen zu haben und mit dem ganzen Ansehen seiner verehrten Person für die Erhaltung liberaler Errungenschaften eingetreten zu sein[5]).

Ursprünglich hatte Hottinger in seinem ersten Entwurf einer Gegenadresse Festhalten am bisherigen Gange der Regierung, an der Rechtsgleichheit und dem bisherigen Repräsentationsverhältniß begehrt; der von Hirzel veränderte Wortlaut ließ die letztere Forderung weg und stellte sich damit in Einklang mit den Tendenzen der Regierung. Auch so noch war diese Gegenkundgebung liberal genug. Sie erhielt, wie die Protestadresse, ebenfalls ca. 300 Unterschriften (darunter besonders die des nachmaligen

---

[1]) Vgl. die Entstehung der Adresse F. von Wyß S. 54, 55 Anmerkung.

[2]) Vgl. Keller-Escher, die Familie Hirzel S. 30 f., woselbst auch ein Bild Hirzels wiedergegeben ist.

[3]) Vgl. über die zweite Deportation (nach Aarburg) des Verf. Geschichte der Schweiz III² 423 (3. Aufl. S. 446).

[4]) S. G. Meyer von Knonau in der Allgem. Deutschen Biographie.

[5]) S. L. Meyer von Knonau, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft II S. 702.

Digitized by Google

Bürgermeisters Conrad von Muralt) und wurde am 26. Februar der Regierung überreicht.

Am 1. März beschloß der Kleine Rath, auf Antrag des Staatsrathes, die Protestadresse den Verfassern zurückzugeben mit der Bemerkung, daß sie aus formellen und materiellen Gründen nicht angenommen werden könne; zugleich wurde den Verfassern das obrigkeitliche Mißfallen darüber kundgegeben, daß sie nach der Proclamation vom 21. Februar noch weitere Schritte gethan hätten, und sie ersucht, sich „jeder weiteren Betreibung dieses Geschäftes" zu enthalten[1]). Um noch stärkere Wirkung zu erzielen, wurden am 4. März die drei Führer der Bewegung persönlich vor die Polizeicommission geladen, wobei Escher von Berg sein Nichterscheinen mit Unwohlsein entschuldigte[2]). Den Verfassern der liberaleren Gegenadresse wurde persönlich das „landesväterliche Wohlgefallen" gegenüber ihrer Kundgebung ausgesprochen und der Entschluß der Regierung kundgegeben, auf ihrem Standpunkte und ihren Absichten zu verharren, sowie die Hoffnung ausgedrückt, daß die Adressaten bei ihren Gesinnungen verbleiben[3]).

Dieses entschiedene Auftreten der Regierung wirkte. Da die conservative Bewegung weder an der fremden Diplomatie noch auf dem Lande einen Rückhalt finden konnte und das Land so entschlossen für die Regierung eintrat, so verlief dieselbe in den Sand. Das Privatvergnügen konnten sich die jüngeren Herren von der Protest-Partei ohne öffentlichen Schaden ganz wohl erlauben, sich als „die neuen Zürcher Böcke" zu einer „Protestantengesellschaft" zusammen zu thun und an bestimmten Abenden in gesellschaftlichen Zusammenkünften sich damit zu

---

[1]) Staatsarchiv K K 256, Nr. 17, 18. Protokoll des Kleinen Rathes vom 1. März.

[2]) Protokoll des Kleinen Rathes S. 262 f. und K K 256, Nr. 18.

[3]) Prot. des Kleinen Rathes März 1814 S. 233 f.

Digitized by Google

amüsieren, daß sie in Knittelversen und Spottgedichten „den Kampf gegen die Gewalt der Diplomatie“ fortsetzten [1]). Für die Öffentlichkeit war diese Richtung abgethan.

Damit war Zürich vor der extremen Restauration bewahrt, die so mancherorts Triumphe feierte; die vorsichtig vermittelnde, gemäßigte Richtung hatte sich behauptet und gelangte nun zum Durchbruche.

Aber die Auffrischung alter historischer Erinnerungen und die Reactionstendenzen in der Hauptstadt riefen nun ähnliche Gelüste wach in der angesehensten der Munizipalstädte des Zürcher Gebietes, in Winterthur.

Nur mit tiefstem Groll war Winterthur in die Epoche der Helvetik und der Mediation eingetreten. Es hatte vor 1798 seine eigenen Gesetze, Räthe und fast uneingeschränkte Verwaltung gehabt und nur eine allgemeine Oberherrlichkeit Zürichs anerkannt. Jetzt verlor es diese Privilegien und seine selbständige Herrlichkeit und mußte es sich gefallen lassen, nicht mehr Rechte zu besitzen als irgend eine Dorfgemeinde auf dem Lande. Der Sturz der Mediation weckte daher auch in der Eulachstadt Hoffnungen und Gelüste nach wenigstens annähernder Herstellung der früheren Selbstherrlichkeit, um so mehr, da ja auch in Zürich von stärkerer Rücksichtnahme auf Bevölkerung, Reichthum und Cultur der Städte überhaupt gesprochen wurde (s. oben S. 9). Als daher Winterthur am 1. März auch eine Adresse einsendete auf die Proclamation der Regierung vom 21. Februar, konnte es zwar nicht anders, als den Standpunkt der Regierung zu billigen, unterließ aber nicht, aus dieser Proclamation die Äußerung, daß die Herstellung der neuen Verfassung „mit Berücksichtigung ehemaliger Verhältnisse“ geschehe, be-

[1]) Pupikofer, J. J. Heß S. 42. Von dieser Gesellschaft der „Protestanten“ siehe auch Escher, Erinnerungen seit mehr als 60 Jahren. I S. 161, 164.

Digitized by Google

sonders hervorzuheben, und zu wünschen, daß diese ehevorigen Zustände wie in anderen Kantonen berücksichtigt und den Städten Vorzüge möchten eingeräumt werden, die mit dem allgemeinen Interesse des Kantons vereinbar seien, besonders daß die Repräsentation der Städte verglichen mit dem Lande proportional stärker sei ꝛc.[1]). Der Kleine Rath erwiderte, daß er die Wünsche Winterthurs, soweit es mit dem allgemeinen Wohl vereinbarlich sei, berücksichtigen werde[2]).

Drei Monate später (30. Mai) kam wieder eine Zuschrift von Winterthur, die nun des Näheren die Einzelforderungen präzisiert. Diese sind bemerkenswerth; denn sie enthüllen einen gar weitgehenden Restaurationsgeist. Im Namen des Stadtrathes und der Gemeindecommission bitten Stadtpräsident Heinrich Steiner und Stadtschreiber Joh. Heinrich Ernst, zu bedenken, was Winterthur vor der Revolution gewesen und was es durch diese und die Mediation von 1803 geworden; sie sagen, daß sie nicht mehr verlangen, als was den von den hohen verbündeten Mächten aufgestellten Grundsätzen entspreche und — das ist charakteristisch — durch das Vorbild der beiden Kantone Luzern und Basel anerkannt und gebilligt sei. Winterthur habe vor 1798 Freiheiten besessen wie kaum eine Munizipalstadt der Schweiz (nämlich Selbstregierung; Einkünfte bis 4000 fl. jährlich). Kaiser und Könige, zuletzt Zürich selbst, hätten ihnen diese Freiheiten und Rechte gesichert. Jetzt hätte es all dieses verloren und dafür nur Lasten auf sich nehmen müssen (z. B. die Landjägersteuer, die ihnen gar nichts nütze)! Winterthurs Verhältniß zu Zürich sei wie 1 zu 4; das Vermögen wie 31 zu 100. Darauf gestützt, glaube die Stadt folgende Forderungen stellen zu können:

---

[1]) Staatsarchiv K K 264 Nr. 19, 20, 21.
[2]) S. Prot. des Kleinen Rathes 4. März S. 259.

Digitized by Google

1. Auf je 5 Mitglieder der Stadt Zürich im Großen Rathe soll Winterthur je 1 Mitglied haben.

2. Wenigstens 1 Mitglied im Kleinen Rath und im Obergericht.

3. Winterthur soll Sitz eines Amtsgerichtes, und der Präsident desselben ein Bürger der Stadt sein.

4. Der Stadtrath von Winterthur soll für seinen Friedkreis dieselbe Befugniß haben wie Zürich für den seinen.

5. Winterthur soll die kranken Ansäßen und Fremden in das Kantonsspital senden dürfen.

6. Im Alumnat in Zürich soll ein Platz sein für Studierende von Winterthur, wann ein solcher es bedarf.

7. Der Straßen- und Brückenbau in Winterthur soll der Stadt abgenommen oder erleichtert werden.

8. Der Schuldenbote in Winterthur soll ein Winterthurer sein.

9. In Commissariats- und Requisitionsgeschäften soll ein Bürger von Winterthur herbeigezogen werden.

10. In Postangelegenheiten sollen wie bisher zwei Bürger von Winterthur Sitz und Stimme haben.

11. Winterthur soll Zutritt zu den Stellen in den Amtsgerichten und den Verwaltungsämtern bekommen.

12. Vom Ohmgeld zu Winterthur soll ein Theil dem Stadtgut zufallen.

Bereits vorher (27. Mai) hatte Winterthur zu nachdrücklicherer Geltendmachung seiner Ansichten und Wünsche eine Zuschrift an den k. k. östr. Gesandten, Herrn von Schraut, gerichtet [1]), worin es alle Privilegien und Freiheitsbriefe, die es von den österreichischen Herzogen, Kaisern und Königen, von dem Freibrief Rudolfs von Habsburg 1264 an, bis zum Übergang

[1]) Aus der Sammlung des Herrn Prof. Fried. von Wyß (s. unten).

Digitized by Google

an Zürich 1460 und in letzterem Jahre von Zürich selbst erhielt, aufzählt und nochmals erinnert, was es Alles bis 1798 besessen: eigene Civil-, Criminal- und Polizeigesetze, eigenen Magistrat, unabhängige Verwaltung des Gemeindegutes, freie Ausübung der Künste, Handwerke, Handlung ꝛc., freie Wahl der Schul- und Kirchenvorsteher (mit Ausnahme des ersten Stadtpfarrers). Die ganze alte Stadtverfassung und Stadtverwaltung wird geschildert. Dieses „liebliche", „einer Bevölkerung von 3200 Seelen angemessene Gebäude" sei dann von der Revolution von 1798 zusammengeschmettert worden und die Stadt sei minderen Rechts geworden als die kleinste Dorfgemeinde. Ob diese Erniedrigung und Kränkung fortdauern solle? Winterthur wolle nicht die Zustände vor 1798 herstellen; aber es wünsche eine, seinem Werthe und seiner Bedeutung angemessene Vertretung (wobei neben jenen schon erwähnten, ins Gewicht fallenden Faktoren der Bevölkerungszahl und des Vermögens noch die weitere Thatsache geltend gemacht wird, daß die Zahl der einsichtsvollen und geübten Geschäftsmänner sich zu denjenigen Zürichs verhalte wie 1 zu 5 bis 6). Folgen dann die gleichen Einzelforderungen. Unterstützt wurden diese schriftlichen Auseinandersetzungen durch mündliche: Joh. Rud. Sulzer, einst der Vertreter von Winterthur an der Consulta, sollte jetzt für seine Vaterstadt die Alliierten günstig stimmen [1]).

Man sieht aus all diesem, wie sehr in Winterthur der Geist der alten Zeit wieder Einfluß gewann und wie schwer man sich dort mit der Anschauung versöhnen konnte, daß nicht mehr die historische Vergangenheit gelte, wornach Winterthur ein privilegiertes Gemeinwesen sei, sondern die moderne staatsrechtliche Forderung, daß Winterthur einen Bestandtheil der Landschaft und des kantonalen Gemeinwesens bilde.

[1]) S. Troll, Geschichte der Stadt Winterthur, V 67 ff. Das Memorial ist hier auch abgedruckt S. 69 ff. und S. 72—76.

Digitized by Google

Vorderhand ließ man sich in Zürich auf Einzelheiten nicht ein; auf Antrag des Staatsrathes wurde am 3. Juni den Winterthurern die Antwort[1]), daß eine Abänderung der Verfassung nicht mehr möglich sei; alle ihre Desiderien seien solche der Polizei, Justiz und der Verwaltung, die in der Gesetzgebung berücksichtigt werden können. Die Vertreter Winterthurs im Großen Rathe könnten bei der Berathung über die Verfassung Näheres von der Regierung vernehmen. Daß die rührigen, für ihr Gemeinwesen kräftig einstehenden Vertreter der Eulachstadt mit dieser Auskunft und mit dem, was man ihnen später auseinandersetzte, sich nicht zufrieden gaben, werden wir sehen. —

Inzwischen gelangte das Verfassungswerk zur Ausreifung. Bis Ende März kam auf Grund der bereits aufgestellten Grundsätze durch den Staatsrath der vollständige Text der Constitution zu Stande und wurde zur Genehmigung an den Kleinen Rath gesendet, mit der Weisung, denselben zu prüfen und dann an den Großen Rath gehen zu lassen[2]). Der Kleine Rath änderte nur noch wenig. Über das Niederlassungswesen entschied derselbe, daß nur die Gesetzgebung sich damit befassen solle. Der Census wurde in liberalerer Weise auf 10,000 Franken herabgesetzt. Zu den Befugnissen des Kleinen Rathes kam noch als neu hinzu, daß dieser die Aufsicht auch über das Gerichtswesen ausüben solle[3]).

Die endgültige Festsetzung der Constitution, an deren Redaktion sich namentlich David von Wyß betheiligte[4]), erfolgte am 2. April[5]).

---

[1]) S. Staatsarchiv K K 256, Nr. 21.

[2]) S. Staatsarchiv K K 256, Nr. 31, 32 und Protokoll des Kleinen Rathes vom 28. März (S. 382).

[3]) S. Prot. des Kleinen Rathes vom März und April.

[4]) Laut Notizen in der Sammlung von Herrn Prof. F. von Wyß, dem ich für gütige Mittheilung von Material sehr zu Dank verpflichtet bin.

[5]) Protokoll des Kleinen Rathes vom April bis Juni 1814. S. 1 ff.

Digitized by Google

Parallel damit gingen die Berathungen eines Reglements über Einführung der neuen Verfassung. Dabei machte sich in empfindlicher Weise, wie ja zum Theil schon bisher, der Einfluß der verbündeten Mächte geltend. Am 25. Mai wurde in einer Berathung der Staatsrathscommission[1]) hervorgehoben, daß die Gesandten der Alliierten die Verfassung gebilligt hätten; aber in einem Punkte weichen sie von der Zürcher Behörde ab. Während letztere gewünscht habe, heißt es in dem betreffenden Schreiben, um Unruhen und Aufregung zu vermeiden, daß nur ganz allmählich, bei eintretenden Vakanzen, Schritt für Schritt, möglichst unvermerkt, die Umwandlung des bisherigen Großen Rathes in die neue, die Landschaft etwas verkürzende Form, stattfinden solle, hätten die Gesandten in einer Note vom 20. Mai den Wunsch ausgedrückt, daß diese Umwandlung auf angemessene Weise beschleunigt werden möchte. Die Commission, diesem Wunsche entsprechend, faßte nun folgende Anträge[2]): Es solle der gegenwärtige Große Rath die Verfassung im Juni behandeln; aber es soll über dieselbe (theils wegen beschränkter Zeit, theils wegen anderer Schwierigkeiten) nur in globo abgestimmt werden. Hierauf sollen die 17 directen Ergänzungswahlen (zur Zahl von 212) erfolgen, und dieser neue Große Rath erneuert sofort die Behörden (Kleinen Rath, Obergericht). Um dann die Inconvenienzen einer einmaligen Auflösung des bisherigen Rathes zu vermeiden, sollen diese Erneuerungen so eingerichtet werden, daß innerhalb $3^1/_2$ Jahren alle indirecten, innerhalb 6 Jahren alle directen vollständig erneuert werden. So hoffte man am ehesten den Wünschen der Mächte entgegen zu kommen, daß der Eintritt dieses Verhältnisses nicht zu überstürzend, aber auch nicht zu langsam sich vollziehe.

---

[1]) K K 2564, Nr. 33.
[2]) Das. Nr. 33.

Digitized by Google

Der Kleine Rath adoptierte diese Vorschläge, lud auf den 6. Juni den Großen Rath ein und begutachtete am 4. Juni ausführlich die Verfassung als Ganzes und im Einzelnen[1]). Dabei hob er den allgemeinen Gesichtspunkt hervor (der sich auch wirklich aus allem Bisherigen ergiebt), daß, während diese Änderung anderswo ganz anders ausgefallen, man hier in Zürich unverwandt die sowohl von den hohen Alliierten als auch von der Tagsatzung anerkannte Maxime im Auge behalten habe, daß die neue Ordnung der Dinge aus der gegenwärtigen (mediationsmäßigen) hervorgehen solle. Darum habe in Zürich das Geschäft mehr den Gang einer ruhigen Revision der bestehenden Verfassung als einer auf neue und abgeänderte Hauptgrundlagen gebauten, totalen Constitutionsänderung angenommen.

Am 6. Juni kam der Große Rath, sehr zahlreich[2]), zusammen und wählte eine Commission von 13 Mitgliedern[3]), nämlich 3 Mitglieder des Kleinen und 10 des Großen Rathes, zur Begutachtung der Verfassung sowohl wie des Einführungsreglements, und zwar 5 aus der Stadt, 5 vom Lande und 3 von Winterthur. Nämlich:

Rathsherr und Altseckelmeister von Escher.
„ Dr. P. Usteri.
„ Pestalutz.
Vicepräsident von Wyß von Zürich.
Spitalmeister Sulzer von Winterthur.
Bezirksgerichtspräsident Walder von Wetzikon.
Dr. Landis von Richterswil.

[1]) S. K K 2564, Nr. 34—37.

[2]) Monatliche Nachrichten Schweizerischer Neuheiten (von J. C. Fäsi) 1814, Seite 114. Nach der Zürcher Zeitung: 169.

[3]) Das. Nr. 38.

Digitized by Google

Alt Statthalter Rutschmann von Eglisau.
Stadtpräsident Steiner von Winterthur.
Bezirksstatthalter Schwerzenbach von Greifensee.
Rechenschreiber Stapfer von Horgen.
Stadtseckelmeister Usteri von Zürich.
Bezirksstatthalter Steiner von Winterthur.

Diese Commission arbeitete fleißig, discutierte und prüfte alles Einzelne und fertigte ein weitläufiges Gutachten aus (bis zum 10. Juni) mit Hervorhebung von Mehrheits- und Minderheitsmeinungen. Die Mehrheit adoptierte Alles. Die Minderheit äußerte bisweilen andere Ansichten. Es zeigten sich da zum Theil interessante Meinungsdifferenzen, von denen einige grundsätzliche noch berührt werden mögen.

So wünschte z. B. die Minderheit, daß in die Verfassung ein Artikel über die Niederlassung aufgenommen werde; die Mehrheit wollte, wie schon die Mehrheit des Staats- und des Kleinen Rathes, dies dem Gesetz überlassen. Eine Minderheit, wahrscheinlich die Vertretung von Winterthur, sprach den Wunsch aus, daß mit Rücksicht auf die ehemaligen Rechte, Einrichtungen und Besitzungen ein Gesetz die Organisation und Administration der Städte ordne, ohne der Verfassung zu nahe zu treten. Die Mehrheit will von diesem Gesichtspunkte und der Betonung dieses Verhältnisses nichts wissen, weil sonst, wie mit Recht gesagt wird, „ein Heer von Rückblicken, Gelüsten und Reclamationen von Gemeinden und Körperschaften herbeigerufen werden könnte". Am meisten gegensätzlich waren die Ansichten über die Repräsentation. Die Mehrheit billigte die Bestimmung (§ 20), daß unter den 130 indirecten Wahlen von je fünf erledigten Stellen je eine auf einen Landbürger fallen solle. Sie findet darin eine „billige Rücksicht auf Cultur, Staatsbeiträge und Population" und erblickt darin besonders eine Erfüllung des Wunsches der Alliierten, daß die ehemaligen Rechte

Digitized by Google

und Verhältnisse bei Ausmittelung der kantonalen Regierungsformen berücksichtigt werden sollen. Nur zwei Mitglieder der Mehrheit wollten, daß gesagt werde, „**wenigstens** eine" solle auf einen Landbürger fallen. Die Minderheit (Landpartei) verwirft diesen Artikel, weil er der Bestimmung über gleichen Genuß der politischen Rechte (§ 2) widerspreche, weil ferner damit keine Gewähr für Vertretung und Gleichgewicht aller Kantonstheile geboten werde ꝛc. Diese Minderheit erklärte bestimmt, daß wenn dieser Artikel nicht geändert werde, sie nicht anstehen würde, gegen den ganzen Entwurf zu stimmen. Natürlich verwarf diese Minderheit auch den Census, da Unabhängigkeit und Brauchbarkeit nicht vom Vermögen abhängen und weil damit viel Mißbrauch getrieben werde. Die Mehrheit ist für denselben, weil schon die Mediation ihn enthielt und weil „alle neueren Verfassungen solche Bestimmungen enthalten und es bedenklich wäre, in dieser Beziehung einen ganz eigenen Weg einzuschlagen". Nicht minder wendete sich die Minderheit gegen die Vereinigung vollziehender und richterlicher Gewalt in der Person des Oberamtmanns (§ 37), wegen des Verstoßes gegen den Grundsatz der Gewaltentrennung, weil so viel Gewalt leicht mißbraucht werden könne und es schwer halte, dafür taugliche Personen zu finden. Die Mehrheit fand darin practische Vortheile, ein Mittel, Collisionen zu vermeiden, und einen Vorzug für das recht- und rathsuchende Publikum.

Bezüglich des Reglementes über Einführung der Verfassung war man darin völlig einig, daß der bestehende Große Rath ausschließlich über die Verfassung entscheiden soll, weil dieser der freigewählte Vertreter aller Volksclassen und Gegenden sei und die Berufung einer besonderen Repräsentation umständlich wäre; eine Volkssanction biete wenig Gewähr, daß das Constitutionswerk mit der nöthigen Einsicht ins Wesen der Sache und im Hinblick auf die Bedürfnisse des Vaterlandes

Digitized by Google

beurteilt werde, würde aber auch gefährlich sein, weil in Zeiten der Spannung der Gemüther leicht stürmische, die Gährung vermehrende Auftritte verursacht werden könnten ꝛc. War man hierin völlig einig und wagten also — was wir betonen wollen — selbst die Liberalen nicht, eine Volksabstimmung vorzuschlagen, so differierten die Meinungen über die Art der Abstimmung im Großen Rathe. Während die Majorität der Zeitersparniß wegen und um das Ganze als solches mehr ins Licht treten zu lassen, den Vorschlag der Abstimmung in globo annahm, wünschte die Minderheit artikelweise Berathung.

Schließlich hatte man sich noch für einen Vorschlag über Annahme oder Verwerfung der Gesammtverfassung zu entscheiden, und da zeigten sich grundsätzliche Verschiedenheiten. Die Mehrheit stimmte für Annahme, weil sie, ungeachtet mehrerer Lücken und Mängel dennoch in dieser Constitution ein großes Übergewicht von vortrefflichen und heilsamen Bestimmungen findet und vom Ganzen sich ersprießliche und wohlthätige Folgen für Glück, Ehre und Wohlfahrt des Kantons verspricht, und weil eine Verwerfung Spannungen, Gährungen und damit Gefahr bringen, auch die Eintracht und Mäßigung vernichten würde, für die jetzt Zürich 6 Monate lang ein schönes Beispiel gegeben habe ꝛc. Die Minderheit ist für Verwerfung, weil sie wesentliche Lücken findet und besonders zum Artikel über die Repräsentation nicht stehen kann, und weil keine Aussicht geboten sei auf allfällige spätere Möglichkeit einer zeitgemäßen Verbesserung in Form einer vorzunehmenden Revision.

In der That war dies neben der Repräsentationsangelegenheit wohl einer der wundesten Punkte am Verfassungswerk. Es hätte beruhigend wirken müssen, wenn Aussicht auf eine spätere Revision geboten worden wäre. Aber wir begreifen vom Standpunkte jener Zeit eine ängstliche Vermeidung jeder Bestimmung

Digitized by Google

über eine Constitutionsänderung; denn in noch ziemlich frischem Andenken mochte jene trostlose Zeit der Verfassungskämpfe von 1800 bis 1802 liegen, wo die convulsivischen Zuckungen der Parteien, die nicht enden wollenden Gährungen und Cravalle beständige Besetzungen und Verhaftungen gerufen und zuletzt einem bedenklichen Auflösungszustand zugetrieben hatten, aus welchem nur fremdes Machtgebot errettete.

Alles kam jetzt darauf an, welchen Entscheid die Großrathsbehörde fälle.

An zwei Tagen, am 10. sieben Stunden lang, bis Nachmittags 1½ Uhr, am 11. Juni zehn Stunden lang bis Abends 5 Uhr, wurde, wie eine kurze Relation hervorhebt, „treuherzig, offen und interessant" discutiert [1]). Besäßen wir doch darüber einen ausführlichen Bericht oder auch nur eine Skizze des Ganges der Berathung! Allein das Protokoll des Großen Rathes erwähnt nur in lakonischer Kürze die Annahme der Verfassung, wobei nicht einmal das erst aus andern Akten sich ergebende Stimmenverhältniß mitgetheilt wird. Leuthy, von dem wir am ehesten einige Angaben über die Discussion erwarten sollten, redet immer nur darum herum und ergeht sich in bedauernden und brandmarkenden Ausrufen und Lamentationen über das Ergebniß (der Annahme dieser Verfassung) und über die Schwäche der Liberalen vom Lande, die diese Schmach des Kantons verschuldet hätten.

So viel ist sicher, daß mit Mehrheit alle bisherigen Mehrheitsanträge der Behörden und Commissionen angenommen wurden, also auch der besonders viel umstrittene Abstimmungsmodus in globo. Es scheint, daß besonders die maaßvollen, versöhnlichen und beruhigenden Worte von David von Wyß Eindruck

[1]) Der Erzähler von St. Gallen 1814, 17. Juni (Nr. 24). Vgl. dazu: Monatliche Nachrichten a. a. O. S. 114. Aarauer Zeitung vom 22. Juni 1814 (Nr. 75) S. 363.

Digitized by Google

machten. Seine schöne und kluge Rede ist abgedruckt in der Biographie seines Sohnes [1]). Er, der bekannte, daß er am Zustandekommen dieser Verfassung „einigen Antheil" gehabt habe, gestand offen und unumwunden, daß er seinerseits das Constitutionswerk auch nicht als vollkommen ansehe und auch er Manches zu wünschen habe. Auch ihm hätte vielleicht ein noch günstigeres Verhältniß der Repräsentation für einige Theile des Landes zulässig geschienen, und er habe bedauert und bedaure es noch, daß Gründe, die zum Theil offenkundig seien, zum Theil besser verschwiegen werden [2]), es unmöglich gemacht hätten, was die Regierung anfangs wünschte, die Veränderungen im Personal des Großen Rathes dem natürlichen Laufe der Dinge zu überlassen und nicht durch Ausloosungen zu beschleunigen, wodurch bei schätzbaren Mitgliedern unangenehme Empfindungen veranlaßt würden. Und doch sei die Verfassung im Ganzen der Lage des Kantons in den wichtigsten Beziehungen angepaßt. Denn daß die 13 Zünfte nicht, wie es gewünscht worden, 65 Mitglieder in den Großen Rath wählen, sondern diese Behörde selbst sich die Wahl aller indirecten Mitglieder der Hauptstadt vorbehalte, sei wohl eine bessere Garantie für die wichtigsten Rechte der Kantonsbürger als jene 65 Zunftmeister. Hingegen finde ja der Stadtbürger gerechte und billige Rücksicht auf frühere Verhältnisse, auf Cultur und dergleichen. Alle anderen Bürger des Kantons fänden zwar in dieser Verfassung nicht mehr uneingeschränkte und überwiegende Theilnahme an der Vertretung im Großen Rathe, aber doch einen für alle Zukunft aufs bestimmteste gesicherten Antheil, bessere Garantie für solche Wahlformen, die gute Wahlen versprechen, eine das rechtsbedürftige Publikum

---

[1]) F. von Wyß a. a. O. I S. 70—73.

[2]) Gemeint ist natürlich der Wunsch und Einfluß der Alliierten. S. oben S. 31.

Digitized by Google

erleichternde Justizverwaltung und die Sicherstellung derjenigen Rechte, die dem Landpublikum am wertvollsten sind, nämlich mit Bezug auf Gewinn und Erwerb, Öffnung des Bürgerrechts u. s. w. Mit der Zeit würden sich die heilsamen Folgen der Justizverwaltung ohne Zweifel zeigen. Jede Classe finde zwar nicht Alles, aber doch das Wichtigste von dem, was sie vernünftiger und billiger Weise fordern könne. Wenn Niemand ganz zufrieden, nur Wenige dagegen unzufrieden seien, so sei dies das beste Zeichen für die Zweckmäßigkeit eines Verfassungsentwurfes. Die Annahme desselben sei eine dringende Nothwendigkeit, denn, wenn man sich nicht bald organisiere, so riskiere man bei der jetzigen Sachlage am Ende noch die Freiheit und Unabhängigkeit; gerade an zweckmäßiger und baldiger Organisation von Zürich, als Vorort, sei besonders gelegen; denn eben die Mäßigung Zürichs habe dazu beigetragen, daß in mehreren angrenzenden Kantonen nicht weit bedeutendere Ausbrüche des Parteigeistes eingetreten und daß damit Bürgerkrieg vermieden worden sei. Eine Verwerfung der Verfassung könnte nur Unruhen und vielleicht die Schande fremder Intervention bringen. Wenn etwa eine weitere Sanction der 65 Zünfte zu Stadt und Land (also nach Vorschrift der Mediation), wie sie hier in diesem Saale mit unerhörter Liberalität vorgeschlagen worden sei, verlangt, oder gar dem alten Zustande der Dinge noch mehr Rechnung wollte getragen und die geänderten Zeitumstände, Volksbegriffe und Wünsche noch weniger berücksichtigt werden wollten, „so könnten wir" sagte Wyß wörtlich, „entweder darüber auch selbst mit der ganzen Schweiz zu Grunde gehen, oder aber durch fremden, entscheidenden Einfluß noch einen großen Theil desjenigen einbüßen, was den Wünschen unserer Mitbürger, besonders der Landschaft, in Bezug auf Repräsentation u. dgl. entspricht." „Hoffentlich aber wird unser von so vielen Eidgenossen geachtetes Zürich zu solchen Auftritten keine Gelegenheit

Digitized by Google

geben, sondern unsere gemäßigte, auf die Zeitumstände sorgfältig berechnete Verfassung mit dem Segen des Höchsten eine neue Grundlage von Ordnung, Wohlstand und Glück für unseren Kanton werden können."

Wer außer v. Wyß noch sprach, und was für und wider gesprochen wurde, ist, wie gesagt, leider unbekannt. Nur das wissen wir, daß Stadtpräsident Steiner im Großen Rathe zu zu Gunsten von Winterthurs Wünschen und Interessen reden wollte; er sei aber, sagt er, zur Ruhe gewiesen worden [1]).

Das Resultat der Abstimmung war im Einzelnen, daß Verfassung wie Einführungsreglement mit 105 gegen 62 angenommen wurden. Das Mehr war also kein ansehnliches. Dagegen gestimmt hatten alle 9 Vertreter von Winterthur aus Groll über verlorene Privilegien, und eine große Zahl derer vom Lande, wegen der starken Begünstigung der Hauptstadt, aber ebenso auch eine Anzahl Stadtbürger „etwa ein Dutzend" [2]), welche für stärkere Vertretung der Zünfte in der Hauptstadt einstanden. Eine Einsendung in der Aarauer Zeitung sagt bezüglich der verwerfenden Stimmen nicht mit Unrecht, es springe in die Augen, wie sehr die verwerfende Minderheit durch ihre Auflösung in jene drei einander fremdartigen Elemente an Gewicht verliere. Und der „Erzähler" von St. Gallen bemerkt: „Wenn man annehmen dürfte, daß entgegengesetzte äußerste Meinungen sich wechselseitig aufheben, so hätte gar keine Opposition gewaltet." Jene Einsendung der „Aarauer Nachrichten" hebt auch hervor, daß, sobald nicht (was den Grundsätzen [3]) angemessener gewesen wäre) die Repräsentation, ungetheilt zwischen Stadt und Land, dem Talent und Verdienst allein, wo immer

[1]) Aus der Sammlung von Wyß; Brief von Steiner vom 6. Dezember 1814.

[2]) Aarauer Zeitung a. a. O.

[3]) D. h. der formulierten Rechtsgleichheit.

Digitized by Google

man es finden mochte, eingeräumt ward, es billig gewesen, den persönlichen und örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, die der Hauptstadt ein natürliches Übergewicht einräumen, wenn es sich darum handelt, die geeignetsten Männer für Regierung und Staatsverwaltung aufzufinden. Und wie man auch über das Einzelne denke — als Ganzes sei die Verfassung eine gelungene Lösung der von den verbündeten Mächten selbst gestellten Aufgabe, daß die neue Organisation aus Geist und Herz der Nation fließe und aus der Mediationsverfassung das erhalte, was diese der Wohlfahrt des Landes angemessen erachte.

Wenn Leuthy (I S. 517 f.), der diese Verfassung, wie erwähnt, als „Machwerk der Aristokraten" und als „schlechteste aller Kantonsverfassungen", als schnödes Machwerk der Hinterlist tadelt, durch seine Mittheilungen glauben machen will, daß nur gemeine Kniffe und Agitationen, besonders bestrickende Gastereien von Staatsschreiber Lavater, zur Annahme dieser das Land wieder etwas zurücksetzenden Verfassung geführt hätten, und er die ganze Reaktion als eine aus gemeinen Motiven herrührende, übelwollende Übervortheilung der überrumpelten und getölpelten Landschaft darstellen will, so ist zu sagen, daß seine Erzählungen hier größtentheils wohl aus bösem Klatsch herstammen und seine Darstellung durch und durch das Gepräge mißtrauischer Parteileidenschaft trägt. Wenn so ehrenwerte Männer, wie David von Wyß, der spätere Bürgermeister v. Escher (und mit ihnen noch andere Magistrate) für die Verfassung einstanden, so sind wir nicht berechtigt, hier unsaubere Motive und Machinationen anzunehmen. Selbst ein Mann, wie Dr. P. Usteri, ein Haupt der Liberalen und Vertrauensmann so Vieler vom Lande, erhob keine Opposition und billigte die Verfassung als Ganzes, wenn er auch manche Einzelwünsche nicht erfüllt sah. Ihm lag an kantonalen Formen weniger, als an eidgenössischen, und in kantonalen Dingen legte

Digitized by Google

er am meisten Gewicht auf gute Wahlen und gebildete, tüchtige Personen, die ja eben am meisten in der Stadt zu finden waren.

In einer, wahrscheinlich von ihm herrührenden Betrachtung über die Zürcher Verfassung im St. Galler „Erzähler“ [1]) heißt es, die Verfassung sei so angelegt, daß „Kraft ohne Willkür aus derselben hervorgehen solle und nur solche Schranken der Freyheit, inner welchen der Mensch glücklicher und sogar freyer ist, als außer denselben. Durch die Wahlart ist die Repräsentation in ihrem Ursprunge rein demokratisch [2]), und doch kann jene wahre, verloren geglaubte Aristokratie daraus entstehen, welche die Alten die Herrschaft der Besten hießen.“ Das ist ganz Usterische Denkweise; auf stärkere Vertretung des Landes als solche kam es ihm nicht an. Sein persönliches Ansehen aber war in diesem Momente das Glück des Zürcher Staates; dasselbe „bewog“, wie Öchsli zutreffend sagt, „die Landpartei, sich ruhig in die Veränderung zu fügen [3]).“

In seinem verwerfenden Urtheil über die Verfassung von 1814 spottet Leuthy (S. 527) auch über die Kürze derselben und bemerkt dazu höhnisch, es heiße ja „kurz Haar“ sei „bald gebürstet“. Allein da urtheilte er wieder vom Standpunkt der allerdings umfassenderen Constitution von 1831. Verglichen aber mit der vorhergehenden Mediationsverfassung zeichnet sich diejenige von 1814 gerade durch größere Ausführlichkeit aus (sie umfaßt 48 §§; jene nur 21). Sie überläßt nicht Alles Andere außer Eintheilung des Kantons, Wahlen und höchsten Behörden der Gesetzgebung, sondern sie normiert auch genau die Competenzen der Regierungsorgane und die Gerichtsverfassung. Daß sie das Wahlsystem bedeutend vereinfacht, den Census für Wahlfähigkeit herabsetzt und denjenigen für das Stimmrecht gänz-

[1]) 1814 Nr. 24 S. 120.

[2]) Eben weil die 82 direct gewählten die anderen ernennen.

[3]) Artikel über P. Usteri in der allgemeinen deutschen Biogra-

Digitized by Google

lich ſtreicht, die unglücklichen Zunftgerichte beſeitigt, ſind weitere Vorzüge gegenüber der Verfaſſung von 1803. Daß ſie dann freilich die Repräſentation des Landes ſo ſtark einſchränkte (was auch auf die Ämterbeſetzung Einfluß haben mußte) und hierin ſowie in der, an die alte Landvogtgewalt ſo ſtark antönenden Einrichtung der Oberamtsverwaltung wieder etwas mehr der Ordnung der Dinge vor 1798 ſich näherte, ſowie keine Möglichkeit einer geſetzlichen Reviſion bot, ſind Nachtheile, die ſich in der Folge genugſam rächten; eben dieſe haben 16 Jahre ſpäter, nachdem der öffentliche Geiſt gereift und erſtarkt war, 1830, die Erhebung unſeres Volkes im letzten Grunde verurſacht und damit den Sturz des Syſtems von 1814 bedingt.

Berichtigung.

Auf Seite 8, 11, 12 und 13 iſt jeweilen in Anmerkung 2 zu leſen: K K 2564, ſtatt 2564.

Digitized by Google

Schweizerreise eines jungen Bauern vom Zürichsee im Jahre 1805.

Mitgeteilt von Dr. H. Bruppacher.

Johannes Boßhart von Zollikon, geb. 1775, gest. 1857, den wir in unseren Knabenjahren noch gekannt haben, bewirtschaftete nach dem Tode seines Vaters 1801 einen großen Bauerngewerb. Sein um drei Jahre jüngerer, einziger Bruder Felix hatte c. 1800—1802 in Paris Medizin studiert und sich dann als praktischer Arzt in Dombresson im Kanton Neuenburg niedergelassen. Später kehrte er in seine Heimatsgemeinde zurück und war, bis zu seinem Lebensende 1837 bei seinem Bruder wohnend, der erste wissenschaftlich gebildete, allbeliebte Arzt des Dorfes. Über Johannes, den Beschreiber der Reise, bemerken wir noch, daß er später der Gemeinde Jahrzehnte lang als Seckelmeister, Gemeinderat, Stillständer und Präsident diente. Er war, wie sein Bruder, ein wenig ein Original, doch von der guten Seite, als Bauer so recht ein Typus altzürcherischer Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, aber auch Freigebigkeit (wir besitzen seine Tagebücher von 1816 bis 1849). In politischen Dingen eher liberal und wirklichen Verbesserungen nie abhold, war er religiös streng konservativ und seinem evangelischen Glauben bis an sein Ende aus Überzeugung und von Herzen zugetan. Als z. B. 1839 in der Straußenzeit eine der Gemeindeversamm-

Digitized by Google

lungen stürmisch zu werden drohte, legte Präsident Boßhart ruhig seine Hand an den Taufstein, erhob seine Stimme und sprach: Hier seid Ihr und bin ich getauft und konfirmiert worden. Bei dem Glauben, den ich hier bekannt habe, will ich leben und sterben. Darauf erklärten sich 29 Stimmen für, 198 gegen die Berufung von Dr. Strauß. Am Werke des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins, sowie an dem der Heidenmission nahm er warmen Anteil. Von ihm wird erzählt, daß er als einer der ersten Blitzableiter auf seine Gebäude machen ließ, auch der erste in der Gemeinde gewesen sei, der ‚Franzosenhosen' und nicht mehr Kniehosen trug. Selber ohne Kinder, war er, wie seine Frau, die ihn 7 Jahre überlebte, ein Kinderfreund, dessen gastliches Haus und Hof mit Spielvorrichtungen Kindern aus dem Dorf und der Stadt immer offen standen. Für seinen wohltätigen Sinn zeugten die schönen Vermächtnisse, die er für sein Ableben stiftete.

Seine Fußreise hat Boßhart jedenfalls nur für sich und den engsten Kreis seiner Bekannten niedergeschrieben. Reisebeschreibungen auch aus jener Zeit haben wir allerdings eine Masse, gewiß selten aber solche von Bauern. Diese Tatsache, sowie der Umstand, daß dieselbe auch einiges kulthistorisch Interessantes bietet, mögen ihre Veröffentlichung für einen weitern Kreis rechtfertigen.

Bei der teilweisen Unbeholfenheit und Seltsamkeit des Stiles (woran sozusagen gar nichts geändert worden ist, auch an der Orthographie nicht, sofern sie mundartliche Formen oder Aussprache wiedergibt) möge man bedenken, daß der Schreiber gar keine Bildung genossen hatte, als die der damaligen Alltagschule oder, wie man damals sagte, nur für einen Schilling in die Schule gegangen war. Eigentümlich sind die mehrmaligen Anläufe zum Reimen. Das lag vielleicht damals in Zollikon in der Luft durch den Einfluß des fruchtbaren Dorfdichters Joh. Thomann

Digitized by Google

(1720—1805), dessen Sprüche nicht nur in Vieler Mund, sondern auch an manchen Öfen zu finden waren (über ihn s. Leu, Eidgen. Lexikon, Suppl. VI, 32). Einige gelegentliche, uns stoßende Ausdrücke gegen die Eidgenossen anderer Confession sind dem stark protestantischen Bewußtsein Boßharts zuzuschreiben, bei seinem gutmütigen Naturell jedenfalls nicht böse gemeint.

„1805 den 30. April Morgens um 10 Uhr nahm ich den Wanderstab in meine Hand, verließ das Haus meines Vaters und trat meine Reise nach Neuenburg an. Kam um 12 Uhr in Höngg an und nahm das Mittagessen bei unseren Verwandten[1]) wo ich um 2 Uhr Abscheid nahm, über den Fluß Limmat setzte und über die Allmend und Heiden von Altstätten und Schlieren fort eilte, wo ich eine Stunde lang einen Metzger im Begleit hatte. Da er aber hinkte auf einem Bein, sobald er ein Schiff tät erblicken auf dem Wasser, winkte er demselben an das Land, setzte sich darein und fuhr davon. Bald verließ ich die Ebene, erstieg den Heidelsberg[2]) ungeachtet des starken Gegenwinds. Auf dieser erhabenen Höhe blickte ich in das schöne Gefilde des Aargau; nochmals wandte ich mich zurück, nahm Abscheid von der angenehmen Seegegend, sang und stieg den Berg hinunter. Voll Vertrauen, den rechten Weg gefunden zu haben, gieng ich ruhig meine Straße, kam bald in Mellingen an, hebte den Zoll ab und kam über die Reußbrücke, war bald durch die große Stadt, wo man ist im Stand, eine Kugel zu werfen mit der Hand wohl durch die ganze Stadt. Dessenungeachtet ist Mellingen ein niedlich Städtchen. Unaufhaltsam wandlete ich meine Straß durch die schönen Felder des Aargau. Immer tönte es in meine Ohren: Gelobt sei Jesus Christ! In Ewigkeit! Von den biedern Leuten wurde ich gewiesen auf die rechte Straße, wofür ich ihnen den Dank erwiederte.

[1]) Familie Nötzli.

[2]) Heitersberg.

Digitized by Google

Unterdessen langte ich in Lenzburg an. Hier ließen sich finden gar freundliche Leute. Dieses ist das schönste Städtchen, das ich traf auf meiner ganzen Reise, so egal und schön gebaut. Das Gelände darum mit einem Paradies viel Ähnlichkeit hat. Der Abend war herbei gekommen, die Leute täten nach der Stadt hin trumben[1]) ich aber hatte mir noch fest fürgenommen, diesen Abend nach Aarau zu kommen. Da ich aber kam in einen Wald und die Nacht mir lag auf dem Hals, die Nachteulen auch schrecklich täten heulen, so war ich froh aus dem Wald zu kommen, damit ich möchte ein Nachtquatier (sic) bekommen, welches ich auch fand in Sur beim Bären, eine Stunde nahe bei Aarau.

Hier war große Gesellschaft, große Tafel; zwei Stunden wurde in großem Überfluß aufgetragen, Speisen, die ich nicht alle kennen noch nennen konnte. Ich hatte guten Abedeit, da ich von Höngg bis hieher nichts versucht hatte, war auch ziemlich müde, da ich 8 Stunden lang keinen Fuß zurückgelassen hatte. Um 11 Uhr fragte ich den Wirt um die Zech; dann morgen, sagte ich, werde ich mit Tagesanbruch verreisen. Zum Erstaunen fiel sie zu meiner größten Zufriedenheit aus, das ich wohl dreimal mehr erwartet hatte. Also ist der erste Tag meiner Reise glücklich verschwunden. Ich schlief ganz ruhig und zufrieden; aber nur allzu bald war der Morgen da. Die Morgenröte erinnerte mich an meine Wanderschaft. Ich kleidete mich an und wandletemeine Straß.

Bald war ich in Aarau, die Hauptstadt dieses Cantons. Hier war Alles schon in großer Tätigkeit. Hier trifft man die sinnreichsten Leute an, Erwerbungsquellen aller Arten werden hier betrieben. Fabriken, allerhand Handelsleute ließen sich blicken, auch große Staatsmänner täten sich aufweisen. Die Niederlassung der Regierung und dies alles haben die Stadt seit einigen Jahren so verschöneret, daß sich Fröndе nicht mehr kennen

---

[1]) trumpen = schwerfällig und gemächlich einhergehen.

Digitized by Google

wurden, die vor 10 Jahren hie gewesen sind. Auch ist das Feld schön gebaut darum. Ich verfolgte meinen Weg, die angenehme Ebne verlor sich, Berge und Hügel stellten sich mir entgegen. Ich gieng über die Aaren und kam nach Olten.

Olten ist eine kleine, alte Stadt im Canton Solothurn. Die Bewohner sind eifrige Catholiken. Hier zeigte sich mir auf der Straß, als ich in Schönenwerd das Frühstück nahm, ein großer Prozessionszug von Männern, Weibern, Kindern, welche angeführt von Pfaffen mit Kreuz und Fahnen in ihren verschiedenen Abteilungen daher zogen und ein so fürchterliches Gesang und Geschrei verführten, daß selbst die Vögel in der Luft verscheucht wurden. Der Wirt hatte sich krank beschriben, tät sich verstecken und durch das Fenster gucken, damit er von diesem Zug möchte befreit sein.

Ich verweilte hier nicht lang, sondern zog meine Straß durch ein sehr fruchtbares Tal 6—7 Stunden lang bis nach Solothurn. Alle halb Stund tät sich presendieren ein schönes, großes Dorf. Von weitem sah es aus als ein Wald, so ganz war es mit Bäumen deckt. Gleich den hohen Eichen ragten diese Bäume über die Strohdächer empor. Dieses Tal, eng eingeschlossen mit Reihen (von) Bergen auf beiden Seiten, verschafft ihm diese Fruchtbarkeit, da sie die Züge rauher Lüfte hindern, und überdies die Stralen der Sonne ihre Hitze an den Felsen verdopplen.

Als ich noch 3 Stund von Solothurn entfernt war, hörte man plötzlich einen fürchterlichen Knall, so das die Erde erzitterte. Jedermann stunde still und wollte sich erkundigen, was das wäre. Einige sagten, es ist die Allarmkanon, andere, ein gewaltiger Donnerschlag, und Keiner konnte es erraten. Unterdessen machte sich ein junger, wohlbesetzter Mann an mich hin. Er sagte mir, das er unweit Biel zu Hause sei, und also ein Franzos sei, auch einige Jahr im französischen Militär gestanden habe, welches

Digitized by Google

er mir mit seinen Narben im Gesicht bewies. Auch trug er einen gewaltigen Nebelspalter auf seinem Kopf, an welchem er mir Löcher von Flintenkugeln wies. Und da wir den gleichen Weg machten, so nahm ich denselben zu meinem Gesellschafter an für diesen Tag. Kamen bald darauf in Wiedlispach an, tranken ein gut Glas Wein und erfuhren, das die Pulvermülle bei Solothurn in die Luft geflogen sei mit samt drei Menschen. Dieses Städtchen ist ein Überbleibsel von einer alten Stadt und weiter Nichts als ein Katnest. Unterdessen kamen wir Solothurn immer näher. Die Gegend verschönerte sich je näher wir der Stadt kamen, sowohl durch die Kunst als den Fleiß der Bewohner.

Endlich Abends am 7 Uhr langten wir in Solothurn an. Hier wurde ich das erstemal um meinen Paß gefragt, wo derselbe auf dem bureau de police unterschrieben wurde. Von Soldaten und Offizieren wurde mir gesagt, die Seebuben möchten bald wieder Lärm blasen, damit sie könnten ihr Herz erlaben an dem guten Zürichwein, denn in der Kasernen ist gar lange Weil; wann man schon hat ein Kartenspiel, und darbei ohne Geld muß sein, kann man ganz trochen sitzen und im Durst ersticken. Dorten in den Baurenhütten war gut zu logieren; man konnte sich selbst nach Belieben einquatieren, konnten teilen Speck und Fleisch, saufen Milch und Wein, das die Bauern tät verdrießen. Wir aber ließen uns nicht hindern, ihnen Keller und Kästen zu plündern [1]).

Bald verließ ich diese Kerls, um meine Reise weiters zu verfolgen, besahe die Stadt, die mir sehr wohl gefiel, besonders den prächtigen Tempel, der beinahe alle übertraf an Schönheit in der Schweiz. Entlich verließ ich mit meinem Gesellschafter die Stadt und tranken eine Butelli guter welscher Wein. Der

[1]) Bezieht sich wohl auf den Zuzug aus der Westschweiz im Bockenkrieg 1804.

Digitized by Google

zweite Abend war herbeigekommen, ich gedachte hier zu übernachten, aber mein guter Kamerat forderte mich noch weiters zur Gesellschaft auf. Ich ließ mich bereden und gieng noch zwei Stunden bei der Nacht mit ihme. Er führte mich über ein Riet auf die Landstraß. Unterdessen sang er, das Berg und Tal erklang, französische Freiheitslieder. Er führte mich entlich an ein Wirtshaus, sagte, hier hab ich gut Quatier. Abends um 10 Uhr nahm ich Abscheid von ihm. Er sagte, er gehe noch zwei Stund weiters. Ich dankte ihm für gute Gesellschaft und dachte bei mir selbst, obschon das alte Sprüchwort sagt: Der brävste Franzos ist ein Schelm, so war doch das ein rechtschaffener Mann. Das sah ich ihm wohl im Angesicht an, seine Aufführung ihme auch dies Zeugnis gab. Ich gieng ins Wirtshaus ein. Es tat sich herfür ein alter mürrischer Wirt, fragte, was Lands und was ich verlange. Eine gute Tafel samt einem zur Ruh eingerichteten Schlafzimmer! Das soll er haben, erwiederte der Wirt. Aber hier gab's nicht viel zum Besten. Eine scheußliche Wirtin brachte Suppe ohne Salz und ein Stuck Fleisch ebenfahls, samt einer Wurst auf die Tafel. Ich saumte mich nicht lang, aß und trank, fragte die Zech, und fand wider mein Erwarten ein gut Schlafgemach. Am frühen Morgen verließ ich das Haus, den 2. Mai, verfolgte meinen Weg auf der Straße nach Biel.

Das Land hier um ist ziemlich rauh. Auf der rechten Seiten war eine Bergkette von gewaltig hohen Bergen (welche um diese Zeit noch mit Schnee bedeckt sind), so das auch viele große Felsenstücke bisweilen von Bergen rollten, womit das Tal bespickt ist. Anderthalb Stund nahe bei Biel passierte ich den ersten französischen Grenzposten[1]), welcher mich ungehindert pas-

[1]) Der Leser möge sich hier vergegenwärtigen, daß damals französisches Gebiet in Biel und Neuenstadt bis an den Bielersee reichte. Zwischen drin lag, die Dörfer Ligerz und Twann umfassend, wieder bernisches Territorium.

Digitized by Google

sieren ließ. Als ich eine kleine Stund nahe bei Biel war, veränderte sich die Gestalt des Landes. Eine schöne Straß, auf beiden Seiten Alleen mit schönen Nußbäumen besetzt, zugleich eine Art Allmend mit einem Wald von Nußbäumen besetzt, auch in den Ritzen der Felsen stunden Nußbäume, dahin der Samen vermutlich von den Vögeln getragen wird. Auf diesem angenehmen Wege kam ich in Biel an. Eine nicht gar große Stadt, aber sehr artig an einem ziemlich großen See gelegen, bequem zur Handelschaft. Hier nahm ich Morgens um 9 Uhr das Frühstück. Bald verließ ich die Stadt, kam dem See nach durch eine angenehme Allee; dann marschierte ich dem See nach durch die schönen und vortrefflichen Rebberge 6 Stunden lang.

Diese Rebberge sind sehr gäch, und anstatt der Kammerwege bei uns mit einer Mauer umgeben, um die Erde zu behalten. Die Reben haben eine solche Form wie bei uns ein junger Bänderstock, ungefähr 4 bis 5 Zinken mit 2 bis 3 Augen. Die Rebstecken von 4 Fuß lang werden nach dem Hacken mit Hämmern darzu geschlagen, um den Fasel anzubinden. In der Höhe ob den Reben ist Nichts als Felsen und Waldung, da sie Sagbäume und anders Holz auf dem bloßen Boden an den See schleiffen, oder wann es abgesagt wird, von selbst in den See stürzt. So ist es mit dem Felsen beschaffen, das bisweilen große Stücke sich von den Bergen losreißen und durch die Reben hin fahren. So wanderte ich ruhig durch diese merkwürdige Gegend, wo der Weg mich bisweilen unter durchgehauenen Felsen führte. Diese Gegend ist wohl besetzt mit artigen Dörfern und kleinen Städten, denn bereits alle halb Stund kam ich an ein Ort.

Entlich langte ich in Neustadt an, man möchte sagen Altstadt, ein französischer Grenzort, wo scharfe Aufsicht gehalten wird wegen dem Contrebandehandel. Ich verweilte mich nicht lang, kam bald darauf in Landeron an, welches ein großer Marktflecken im Neuenburgergebiet war. Es war 3 Uhr, ich

Digitized by Google

trank einen Schoppen Wein, wo ich mich nicht wenig freute über das große Meß sowohl, als die Güte des Weins, wie über die Wohlfeile des Preises. Es hatte den ganzen Tag ein wenig geregnet, jetzt klärte der Himmel sich auf. Ich erkundigte mich bei dem Wirt, welches der richtigste Weg nach Dombresson sein möchte. Er sagte, nach Neuenburg 4 Stund und von daselbst hinder das Gebirg zuruck 3 Stund. Also hatte ich noch 7 Stunden bis an das Ort meiner Bestimmung, welches diesen Tag nicht mehr möglich gewesen wäre. Da ich aber nach den Karten wußte, das Dombresson von hier aus gerade über dem Gebirge liegt, so erkundigte ich mich ferners, ob es nicht möglich wäre, über den Berg zu kommen. Der Wirt erwiederte, für Einheimische, die das Land kennen, sei es wohl möglich. Der Weg sei 4 Stund, Felsen, Waldungen und Schnee werde ich antreffen, zudem kennen die Bergbewohner die teutsche Sprache nicht. Er wünschte, ich bliebe bei ihm über Nacht. Da aber die Sonne noch hoch stunde, so dachte ich voller Sehnsucht, meinen Bruder bald zu sehen und diesen Berg zu ersteigen.

Ich dankte dem Wirt und nahm Abscheid von ihm. Er kam mit mir vor das Haus, zeigte mir den Weg und oben auf dem Berg ein Haus, dessen Giebel den Himmel zu erreichen schien, welches mir der Compaß sein sollte, nach welchem ich meinen Weg hin richten sollte.

Ich saumte nicht lang, stieg den Berg hinan [1]), traf bald zwei Häuser an, allwo ich die Kinder mit meiner teutschen Sprache verscheuchte. Als ich nahe an dem Berg war, verlor sich das Haus, so mir sollte zum Compaß dienen. Ich aber stieg getrost den Berg hinauf, kam bald auf einen Felsen, allwo ich den Weg ganz verlor. Über diesen nackten Felsen konnte ich steigen, wenn ich meinen Stock in die Ritzen des Felsens

[1]) Es war der Chaumont.

Digitized by Google

steckte. Als ich auf der Spitze desselben ankam, sahe ich zu meiner größten Freude das Haus auf der linken Seiten wieder. Jetz stunde ich stille, sahe mit Vergnügen in das Tal hinab, das ich verlassen hatte, sahe den Bieler-, Neuenburger- und Murtersee, wie sie zusammenhängen und bei großem Wasser vielmal nur einen See ausmachen; sahe in der Ferne die fruchtbaren Gelände des Lemans samt seinen schönen Städten und Flecken. Betrachtete zugleich den Lauf und die Veränderung aller Dinge, wie alles schnell seinem Ende zueilt. Aber zugleich hat der gute Mensch den Trost, wann er alle Schwierigkeiten dieses Erdenbergs mit Gedult zu übersteigen sucht und sich durch Nichts hindern läßt, das Vergnügen Ruhe zu finden; aber er muß seine Kräfte alle anspannen, um das Ziel zu erreichen, wie's der fernere Verfolg meiner Reise zeigen wird.

Ein gewaltiger Sturm erhob sich gegen mich. Schwarze, finstere Wolken zogen daher. Der Tag wurde in Nacht verwandlet. Ein starker Regen mit Hagel vermengt fiel über mich her. Unter diesem entsetzlichen Gewitter eilte ich dem oben bemelten Hause zu, aber auch da wurde ich noch aufgehalten. Ich mußte mich durch ein kleines Laubholz arbeiten, wo ich dann bei dem Hause anlangte. Ich glaubte die Höhe des Berges erreicht zu haben, aber zum Entsetzen sahe ich noch einen Berg vor mir, so hoch als der erste, welcher mit Schnee bedeckt war. Ich klopfte an der Tür des Hauses. Die Tür gieng auf; ich sah hinein, fand zum Erstaunen Nichts als die vier Mauern und das Tach, inmitten desselben vier große Kerls, welche ein Feuer angezündet hatten, um sich zu tröchnen. Sie winkten mir, zu dem Feuer zu kommen; ich traute ihnen aber nicht, indem ich sie für Banditen ansah. Ich stund nur vor der Tür, und da die Wärme des Leibs durch den Regen in Frost verwandelt wurde und es schon Abends 5 Uhr war, suchte ich weiter zu kommen, wo mir Einer durch unverständliche Worte und

Digitized by Google

Geberden den Weg wies. Ich kam über eine kleine Ebene, wo ich an dem Fuß des Berges einige elende Hütten traf. Kinder taten mich hier verspotten. Als ich sagte: Guten Abend! riefen sie mir nach, soweit sie sahen, immerfort: Guten Abend! So seltsam kam ihnen das Wort vor.

Der Regen fiel ununterbrochen fort. Als ich die Hälfte dieses Berges erstiegen hatte, wurde es immer rauher und kelter. Dieser kahle Berg trug weiter Nichts als etwas Gesträuch und war mit Moos bedeckt, wo bisweilen bleiche Liechtblumen hervor stachen zu dieser Frühlingszeit. Endlich verließ mich der gebahnte Weg ganz. Ich mußte über den Schnee hin wandlen, welcher durch den Regen nicht mochte erweicht werden. Ich maß denselben mit dem Stock und fand, das er noch 2 bis 3 Fuß tief war. Ich ermattete aber nicht, suchte den Gipfel des Berges aus allen Kresten zu erreichen, welches ich Abends am 6 Uhr vollendete. Aber mit Bedauern muß ich klagen, das auf dieser unermeßlichen Höhe mir alle Aussicht benommen wurde durch den Regen und die dicke Luft. Darum, o Mensch, wage es nicht, die Zukumpst zu erraten, denn deine Augen sind mit Nebel umzogen; halte dich nur fest an dem wahren Magnet der Liebe, welcher auch die schwersten Stücke Eisen an sich zieht, so wirst du ruhig deinen Weg fortgehen, es mögen dir dann begegnen Übel und Widerwärtigkeit was da will, so nur die Schuld nicht von dir selbst kommt.

So sahe ich auch gelassen in das Tal hinab, das vor mir lag. Ich sahe die Landstraßen, als wären es Wasserströme. Ich eilte aus allen Kresten den Berg bald zu verlassen, gieng hin und her einen Weg zu finden, ließ mich an Stauden über Abgründe hinab, schleifte im Schnee und Kat hinab, kam an einen Tannenwald, fand einen Weg, der mich gleichsam im Schneggen führt hinab. Als ich aus dem Walde kam und ein Haus sah, begab ich mich zu demselben hin, um zu erkundigen,

Digitized by Google

wo ich wäre. Ich klopfte an; ein junger Kerl erschien, so schwarz, als käm er aus dem Schornstein und dazu halb nacket. Vor meiner Sprach er so erschrak, das er ohne Weile zurückeilte. Aber eine so scheußliche Gestalt von einem alten Weib ließ sich sehen, die mich erinnerte an jene alten Hexengeschichten, da ich glaubte eine von denselben zu erblicken, die so oft auf der Ofengabel wär gefahren nach der alten Fabel. Mit rauhen Worten tät sie mich anfahren, ich aber ließ nicht nach mit Worten und mit Zeichen, das man mir den rechten Weg sollt zeigen, welches ich auch erhielt.

Mit diesem Haus verließ ich Wald und Schnee, war bald im Tal, kam auf der Landstraße an, die von St. Immertal kam, war bald in einem ansehnlichen Dorf. Gut gebaute Häuser und die größten Stöcke s. v. Mist waren hier anzutreffen, so das ich im Stande wäre mit einem solchen Stock meinen ganzen Gewerb auf einmal zu düngen. Die Viehzucht wird hier sehr stark betrieben. Ich kehrte hier in ein Wirtshaus ein, um mich von den Strabazen dieses Tags zu erholen. Ob wir uns gleich nicht wohl konnten verständlich machen, so waren diese Leute dennoch freundlich und teilnehmend, konnten mir auch schon Nachricht von meinem Bruder geben. Ich verzog nicht lange; der Wirt führte mich auf die Straß und sagte, ich habe noch eine gute Stund zu gehen über ein ebenes Feld, eine schöne, grade Straß.

Der Regen tropfte ohne Unterlaß, bis ich bei meinem Bruder ankam. Zum zweiten Haus, so ich traf in diesem Marktflecken [1]), gieng ich hin, welches obiger Wirt mir bezeichnet hatte. Ich fragte die Haushälterin: Wo ist der Doktor? Und da es schon ziemlich dunkel war, so führte sie mich in die Apotheke, da ich meinen Bruder sah Medizin bereiten. Voll Erstaunen stund

[1]) Dombresson.

Digitized by Google

er da, ohne ein Wort zu sprechen. Diese Stille währte nicht lange. Wir bewillkommneten einander gar freundlich. Meine Kleider durchnäßt und von Kat befleckt, wurden mir ohne Anstand vom Leib gezogen. Also mein l. Christ, wenn du, deinen Pflichten getreu, keine Mühe und Gefahr scheuest, um das wahre Ziel der Tugend zu erreichen, und der glückliche Abend der Ruhe anlangen wird, wenn dich der Tod so in deinen guten Berufsgeschäften findet, so kannst getrost ablegen das sterbliche und anziehen das unsterbliche Kleid der Ehren, und der seligen Ruhe genießen. die hinfort kein Ungewitter mehr stören wird.

So setzten wir uns zur Tafel hin, und ergötzten uns im Erzählen und Gesprächen die halbe Nacht durch, und schliefen darauf ruhig bis den folgenden Morgen. Da mein Bruder seinen Geschäften nachgieng, so besahe ich die Merkwürdigkeiten dieser Gegend. Dieses Tal ist zimlich groß, da es 22 Flecken und Dörfer umfaßt, von Bergen eingeschlossen, und ein fruchtbares Ansehen hat. Acker- und Mattland sind die beträchtlichsten Erwerbsquellen. Das Mattland wird gedüngt aus einem Berg nahe bei Dombresson, von blauer Erde, welche Herbstzeit auf die Wiesen geführt wird; und im Frühling, was der Frost nicht aufgelöst, wird abgeführt und die Straßen damit verbesseret. Diese Düngungsart soll für drei Jahre gut sein. Die Viehzucht ist außerordentlich stark. Ein jeder Einwohner hält ein Pferd, auch wenn er schon keine Kuh halten kann. Dieses Pferd wird sowohl zum Vergnügen als zur Arbeit gehalten; auch wird Nichts getragen, sondern Alles gefahren. Das Ackerfeld ist mühsam zu bearbeiten. Die Eggen sind überall mit eisernen Zähnen versehen. Das Bauwesen ist zimlich leicht; ein jeder Einwohner hat überflüssig Holz, Stein und Kalk, am Sand allein findet sich Mangel. Dazu kommen die gut gemaureten Häuser, welche aber durchgängig mit Schindlen bedeckt sind.

An dem Sonntag, als ich hier war, war ein militärisch-

Digitized by Google

Fest zu Ehren des Königs von Preußen[1]); worbei eine Musterung gehalten wurde. Aber da ein Regen einfiel, so gieng die Musterung in die Wirtshäuser. Ich war Zeuge von dem Lärmen, den die welschen Buben führten. Sie konnten schicken einen Schoppen nach dem andern die Kehle hinab; da sie täten an den Gläsern läuten, mußten die Wirte springen und den Wein herbringen, und da der Wein war gut, konnten sie ersparen das trochen Brot.

Als ich einige Tage hier verweilte und mit meinem Bruder spazierte, und das Land genugsamlich besichtiget hatte, so dachte ich wiederum an mein Vaterland, um meine Rückreise nach demselben anzutreten. Wir bestimmten den Tag meiner Abreise, wo er mich begleitete bis nach Neuenburg. Als wir auf der Straße nach Neuenburg hinfuhren, sahen wir das uralte Städtchen Vallendeis in einer tiefen Höhle liegen. Neuenburg ist ganz mit Rebbergen umgeben. Die Einrichtung derselben ist die nämliche wie am Bielersee. Die Stadt ist allenthalben mit Lustgebäuden umgeben. Die Stadt ist prächtig gebaut. Die Häuser sind größtenteils von gelben gehauenen Steinen gebaut, welches dem Auge eine liebliche Ansicht gewährt. Wir aßen zu Mittag bei einem vornehmen Herrn in Neuenburg, welcher ein wahrer Freund von meinem Bruder ist. Er bewirtete uns sehr köstlich und ließ uns den besten Neuenburger Wein herbringen. Hernach führte er mich selbst in der Stadt herum auf alle merkwürdigen Plätze, zeigte mir das neue Rathaus, welches nach dem neuesten Geschmack erbaut und auf Säulen stunde. Dann führte er mich auf das Schloß des preußischen Gouverneurs, welches in der Stadt liegt und so erhaben ist wie der Lindenhof in Zürich. Unterdessen rückte die Stund meiner Abreise herbei, der Passagier stellte sich ein, wir nahmen den rührendsten

[1]) Neuchatel gehörte bis zum Februar des Jahres 1806 und dann wieder von 1815 an zu Preußen.

Digitized by Google

Abscheid an dem Gestad des schönen Neuenburgersees. So verließ ich meinen Bruder Abends um halb 4 Uhr den 7. Mai. Ich stieg in das Schiff, welches uns von einander trennte, der Wind blies in die Segel und wir verloren uns bald aus dem Gesicht. So sind die Freuden dieses Lebens beschaffen: wenn man glaubt sie erst recht zu genießen, sind sie dahin, gleich der Schnelligkeit der Segler. Wohl dem, der diese kurze Zeit mit Nutzen anwendet, so wird er auch glücklich in dem Port der Ewigkeit anländen.

Erst auf dem See stellte sich die reizende Gegend des Neuenburgersees vor Augen. Da sahe man Nichts als unermeßliche Rebberge. Unterdessen blies der Wind gut in die Segel, und wir ländeten am entgegengesetzten Ufer um 6 Uhr bei dem Städtli Güersee [1]) an. Ich bezahlte den Passagier. Um diesen Abend nach Wifflisburg zu kommen, eilte ich unaufhaltsam davon und hatte bald eine Anhöhe erstiegen. Ein Fußweg führte mich durch ein kleines Gehölz, wo ich die fruchtbaren Gegenden des Kantons Leman vor mir hatte. Als ich auf die Landstraß kam, lagen zerstreut einige Meierhöfe an derselben. Die Nacht brach ein, als ich zwei Stunden zurückgelegt hatte und noch zwei Stunden vor mir hatte. Das sampfte Liecht des Monds leuchtete mir immer hin, ich kam durch die Moräste des Murtersees ganz einsam hin, aber das Quaken der Frösche und das Klapren der Otren machten ein solches Geschrei, das mich erinnerte an das Geschrei und Schlachtgetümmel, welches in jenen alten Zeiten in diesen Gegenden vorfiel, allwo der Burgunder Stolz von den Schweizerhelden zu Boden gestürzt wurde. Ich sahe bei dem silbernen Glanz des Mondes von Ferne die schöne Stadt Murten, allwo die Eidgenossen erfochten den Sieg.

Es wurde immer finsterer, so das ich besorgte, ich möchte

[1]) Cudrefin.

Digitized by Google

des rechten Wegs verfehlen. Aber in dieser Einsamkeit kam ein Mann auf einem Pferd, welcher mir den rechten Weg anwies und mich so an der Hand leitete auf der Straß nach Wifflisburg. So kam ich bald in der Stadt an etwas nach 10 Uhr, welche etwas hoch liegt, mit einem Schloß und Edelsitz versehen ist. Es war still in dieser Stadt, so das sich kein Mensch sehen ließ, bis ich zu einem Brunnen kam, davon ein Diener einen Wasserkrug trug. Den fragte ich nach einem Wirtshaus an, dann keine Tafferen zu sehen war. Da ich ihn nicht verstehen konnte, so führte er mich an der Hand ins Wirtshaus ein, wo ich ein recht gut Losement antraf und an eine Tafel hingesetzt wurde, wo man so zu sagen recht fürstlich bewirtet wurde und mit einer so geringen Ürte von 12 Batzen darvon kam. Da ich um 12 Uhr in das Schlafzimmer kam, so dachte ich auch über die Begebenheiten dieses Tages nach und sprach bei mir selbsten: Ob ich schon wandlete bei der Nacht, in einem frömden, mir unbekannten Land, so führte mich der Herr doch an der Hand, das mir kein Unglück widerfuhr.

Mit Anbruch des Tags verließ ich die Stadt und mit derselben den Canton Leman, trat in den Canton Freiburg ein. Dieses Land ist bergicht, mit vielen Waldungen versehen. Die Häuser auf dem Land sind größtenteils zerstreut, die Einwohner haben gefüterets Vieh, prächtig große, schwarze Pferde. Die Waldungen laufen voll Mutterschweine mit ihren Ferklen, welche sie so beschützen, indem sie jedem Feinde trotzen. Unter diesem näherte ich mich der Stadt Freiburg, welche ganz umgeben ist mit Bergen und Hüglen, das man, ohne diese Berge zu besitzen, die Stadt nicht gewinnen kann. Morgens am 8 Uhr, den 8. Mai, kam ich in der Stadt an, just als alte Weiber mit ungeheuren Kröpfen in die Stadt und aus der Stadt Esel vor sich hin trieben, die Milch trugen in den Leglen und ihre Ankumpst selbst verkündigten mit ihrem erbärmlichen Eselsgeschrei. Die Stadt ist

Digitized by Google

schön gebaut von grauen, gehauenen Steinen, aber zugleich bergicht. Seltsam ist die Sprache daselbst. Da ich kam in die Stadt, hörte ich von Kindern auf den Gassen, von Gesellen in den Werkstätten, von Krämern in den Läden Nichts als welsche Sprache, da ich aber kam auf die Seiten nach Bern, so veränderte sich die Sprach und wurde gesprochen deutsch. Die Bewohner derselben sind nicht gar freundlich, überhaupt etwas stolz und hochmütig, besonders die Frauensperſonen. Ihre Religion ist katholisch, von stolzen, fanatischen Pfaffen es dort wimmslen tut. Ich kam bald aus der Stadt, um mich nach Bern zu begeben, kam nach 3 Stunden in Neueneck an, einem Grenzort des Cantons Bern. Die Grenzscheidung zwischen beiden Cantons macht ein kleiner Waldstrom. Hier konnte man sprechen, anno 1798 war gebrochen zu Neueneck der Oligarchie Bern das Genick. Unterdessen verfolgte ich meinen Weg, denn hier war nicht viel merkwürdiges zu sehen, als viele Waldungen mit Feldern und Bauernhöfen durchschnitten.

Endlich kam ich in den berühmten Wald genannt das Grauholz, allwo der grauen Republik beigebracht wurde der letzte Stoß [1]). Hier sah ich schon Bürger von Bern aufleſen das dürre Holz und laden auf Karren. Weil die Straß gar eben war, obschon die Stadt noch zwei Stunden von hier entfernt war, so half Mann und Frau gar getreulich den Karren ziehen nach Bern. Als ich aus dem Walde kam, so lag vor mir ein großes, weites Feld, welches ohne Grenzen war bis nach Bern, und auf demselben ganze Herden junge lustige Mädchen, welche täten auf dem Felde hüpfen und den Rasen schürfen, aber mit dem Wasendampf machten sie einen solchen Gstank, das ich nicht

[1]) Da Neuenegg südwestlich, das Grauholz nordöstlich von Bern liegt und der nächste Weg durch die Stadt führt, kann die Reisebeschreibung hier nicht genau sein; Boßhart muß von seinem Gedächtnis irgendwie getäuscht worden sein.

Digitized by Google

konnt bleiben, sonder mußte eilen aus dem Feld zu kommen. Als ich nach Bern kam, fand ich nicht so viel Herrengüter und Lusthäuser, wie bei Zürich. Die Ursach mag vielleicht diese sein: Bern hatte wegen seiner ausgebreiteten Herrschaft viele Edelsitze und Lustschlösser in der Ferne der Stadt, allwo die Vornehmsten sich aufhielten und die Bauern regierten. Großen Handel trieben sie nicht, denn ihr Einkommen suchten sie an den Bauern zu bekommen.

Als ich Abends am 4 Uhr durch Bern passierte, stunden vor den Kellertüren lustige freundliche Wirt, täten mit den Hüten winken, ihnen ein Glas Wein abzutrinken. Ich ließ mich nicht lang bitten, da ich sonst vor Durst mußte ersticken, und trank ein gut Glas Wein, erkundigte mich, meine Reise nach Luzern zu bewerkstelligen. Da es ein unbekannter und zugleich mühsamer Weg ist, wollte man es mir nicht raten. Einige sagten, ich habe 16, andere 20 Stunden nach Luzern. Dessenungeachtet entschloß ich mich, den folgenden Tag nach Luzern zu kommen. Bern eine schöne und liebliche Stadt, die Einwohner sind höflich und freundlich. Um 5 Uhr Abends verließ ich die Stadt und nahm meine Straße nach dem Oberlande des Cantons Bern. Nachdem ich einige schöne Landgüter und Alleen durchwandert hatte, verließ ich die Straße nach dem Oberland und nahm den Weg nach dem Entlibuch, kam bald durch einen angenehmen Wald und darauf in ein schöns Dorf, genennt Höchstetten, und da sich die Sonne verloren hatte und die Abenddämmerung einbrach, so nahm ich hier mein Nachtquartier, wo ich gut bewirtet wurde. Mit dem frühen Morgen zog ich meine Straße; sie führte mich gleichsam im Schnecken herum, dann immer türmten sich vor mir Hügel und unübersteigliche Berge auf. Die Straß führte mich aber immer in Krümbungen durch dieselben hin. Das Tal wurde bisweilen so eng, das eine Büchsenkugel von einer Seiten bis zur andern reichen würde. An einigen Orten scheint die Sonne kaum die Hälfte des Tags in diese

Digitized by Google

Triften hinab. Dessenungeachtet ist das Tal sehr fruchtbar sowohl an Mattland als Ackerfeld. Die Einwohner sind wohlhabend und haben eine Menge gut gefueterets Vieh. Es schienen mir redliche Leute, zugleich liebreich und freundlich. Aber auch große Not haben sie der Waldströme halber, welche bei starkem Regen mit einem schrecklichen Gepraſſel von den Gipfeln der Berge stürzen und Felsenstücke und Kieselsteine von unglaublicher Größe mit sich führen, ihre Felder und Wiesen mit Schlamm und Grie bedecken, sich neue Straßen durch Felder und Wiesen wühlen, mit solchem Gewalt in die Emme stürzen und sie anschwellen, das dadurch oftmalen das ganze Land überschwemmt wurde und die Einwohner in große Lebensgefahr und Not gerieten.

Unter diesen Betrachtungen über das Wundervolle der Natur und dessen Urheber rückte der Mittag an. Die Straße erhebte sich und gieng bergan. Ich verließ diese Tiefen und kam auf die Höhen des Entlibuchs, allwo die Natur mir wieder eine schönere Aussicht darbot. Also, mein lieber Mensch, obschon du hienieden wandlest in dem Tale des Schattens und des Todes, und allenthalben mit Angstbergen umgeben bist, die dir alle gute Aussicht benehmen, auch alle Waldströme des Unglücks und der Not auf dich einbrechen, so verzage dennoch nicht, vertraue dem Urheber deines Lebens und deiner Schicksale, und er wird dir aus diesem allem heraushelfen und dich zur Ruhe bringen, so du anders seinen Willen treu befolgen wirst.

So kam ich in Schüpfen an, welches ein zierlicher Hauptflecken des Entlibuchs ist, in einer angenehm fruchtbaren Gegend. Überhaupt ist die Lage des Landes, wider mein Erwarten, sehr gut. Bald war ich in Entlibuch, worvon das Land den Namen erhalten hat, wegen seines Altertums. Die Einwohner sind grob und ungeschliffen, sowohl von Natur als von Sitten, darbei aber treu und redlich, auch etwas trölerhaft [1]). Zu-

[1]) prozeßsüchtig.

Digitized by Google

gleich haben sie immer noch einen alten Haß gegen Luzern als ihre alten Beherrscher, da sie schon in alten Zeiten mit den Waffen mußten zum Gehorsam gezwungen werden. Und da ich fragte, ob Luzern eine schöne Stadt sei, so sagte man: es ist ein Krottennest. Ebenso sind sie der katholischen Religion sehr ergeben. Unterdessen kam ich an den Fuß des berühmten Bramegg, hatte diesen rauhen Berg bald erstiegen. Aber jetz fieng es an zu regnen. Der Abend und der Regen machte, daß ich mich nicht lang säumte, sonder eilte auf der Seite von Luzern den Berg hinab, welches bei dem immer stärker werdenden Regen mit großer Mühe geschahe, so das ich ganz durchnäßt auf der Ebene ankam. Aber für mich wurde es immer betrübter zu marschieren, indem die hohle Straß mit Wasser angefüllt war und ich bis an die Waden in demselben mußte waten. In dem ersten Orte gedachte ich zu übernachten. Als ich in das Wirtshaus trat, siehe, da war dasselbe angefüllt mit allerhand Volk von verschiedenen Sprachen, die auf ihrer Pilgerimsreise nach Einsidlen begriffen waren. Mich ergriff Schauder und Ekel. Ich verließ das Haus und gieng unter dem schrecklichsten Regen noch eine Stunde weiters, wo ich in einem großen Dorf übernachtete, in einem schönen Wirtshaus gut verpflegt wurde. Ich legte mich schlafen mit den Kleidern an meinem Leib, und so tröchnete ich sie bis am Morgen. Als ich am frühen Morgen erwachte, siehe, da war der Berg, den ich Abends verlassen, mit Schnee bedeckt.

Der Himmel klärte sich auf, ich gieng meine Straß, um bald in Luzern zu sein, wo ich nach 3 Stunden eintraf. Die Gegend herum war schön, fruchtbar und hatte, da es eben Frühling war, ein herrliches Aussehen. Die Stadt hat die schöne Lag wie Zürich, außert das sie etwas kleiner ist. Ein See ergießt sich hinein und verwandelt sich in den Reußstrom. Schön gedeckte Brücken sind über dies Wasser gebaut, mit Gemälden ge-

Digitized by Google

ziert, welche an die Heldentaten der alten Schweizer erinnern. Da ich schon ziemlich müde war und eine Orgel hörte spillen in der Kirch, begab ich mich hinein und ruhete ein wenig aus, sah der Komedi zu, hörte wie die alten Pfaffen schwatzten und die jungen Buben sangen, betrachtete die Statuen und Gemälde der alten Glaubensritter, wie sie selbst ihr Leben in den Tod gegeben, um zu erringen das ewig Leben. Die Einwohner dieser Stadt sind freundlich, liebreich und höflich, duldsam und verträglich in den Religionsangelegenheiten. Mit größter Zufriedenheit verließ ich die Stadt, um bald mein Vaterland zu sehen, wanderte durch schöne große Fruchtfelder, durch anmutige Wiesen. Immer begegnete man mir mit zuvorkommender Freundlichkeit und zeigte man mir den rechten Weg, bis ich kam in das Zugergebiet, welches Land außert einigen Waldungen einem Baumgarten ähnlich ist. Dieses Land ist mit Bäumen von unglaublicher Größe besetzt. Zug sah ich auf meiner rechten Seiten an dem anmutigen See liegen, und so kam ich Abends am 4 Uhr müde, hungrig und durstig in Knonau an, ruhete und aß zu Mittag, setzte dann meine Reise nach dem Albis unaufhaltsam fort.

O Vaterland! Vaterland! wie verlangt es mich, dich zu sehen. Durch keine Mühe ließ ich mich hindren und hatte den Albis bald erstiegen. Welch eine reizende Aussicht bei dem Untergang der Sonnen!

Welche Wonne bemächtigte sich meiner Sinne, mein Vaterland in einer so schönen, malerischen Gestalt wieder zu erblicken! Erstaunt stunde ich stille, dankte dem Führer meiner Wege, das er mich hatte so wunderbar geführet und vor jedem Unfall behütet, an seiner Rechten mich geleitet bis diesen Augenblick. Dann sind die Haare unsers Haupts überall gezelt, so ist kein Zweifel, das Gott nicht auch das Geringste, was dir begegnen tut, unter seiner Aufsicht hält. Darum so lob und [illegible] nicht allein in Worten, sondern in der Tat.

Von diesen seligen Betrachtungen entzückt, verließ ich den Berg, kam auf der Albisstraße an die Sihl hinab. Auf dieser Straße begegneten mir Stadtgänger, die von Zürich nach Haus kehrten, die von Wein erhitzt und berauscht mit Grobheiten mir begegneten, dergleichen ich auf der ganzen Reise keine hatte erfahren. Ich setzte mich über solche Bosheiten hinweg, eilte über Adlischwil und Kilchberg an den See. Die Nacht war eingebrochen, ich suchte einen Schiffer und steuerte auf den Gugger[1]) zu, wo ich mit Freuden aufgenommen wurde, meine Begebenheiten erzählte und fröhlich zu Nacht speiste. Endlich begab ich mich durch den stillen Traubenberg nach meinem Hause hin, fand Alles still, ruhig und gesund wieder. Augenblicklich war Alles aus dem Schlaf ins Leben zurückgekehrt. Ich wurde ebenfalls mit Freuden empfangen, und so ist nun meine Reise glücklich und gut vollendet ohne den geringsten Unfahl."

[1]) Im „Gugger" am See in Zollikon wurde damals gewirtet und zwar von guten Bekannten Boßharts.

Die Heiligsprechung Kaiser Karl's des Großen, ein Moment im Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum.

Von G. Meyer von Knonau.

Karl's des Großen Name und Gedächtniß sind, wie an wenigen Stätten sonst, in Zürich noch nach tausend Jahren auch im weiteren Umkreis lebendig geblieben. Jedes Kind kennt das Karlsbild, das seit Jahrhunderten vom Karlsthurm des Großmünsters herniederblickt, und an einem Neubau zu Füßen der Kirche erinnert ein Werk des Meißels an die den Gerechtigkeitssinn des Kaisers verherrlichende Sage von der Schlange; von der an das Chorherrenstift beim Großmünster angefügten obersten Lehranstalt, dem Karolinum, ist bei deren Verjüngung zur Universität der thronende Kaiser in das Siegelbild dieser Fortsetzung jener Schule übergegangen; das von den Chorherren des katholischen Stiftes auf die Nachfolger seit der Reformation übernommene Karlusmahl auf der Chorherrenstube dauerte bis auf

Anmerkung. Der Verfasser hielt über das oben genannte Thema am Vorabend des Karlstages — 27. Januar — 1898 im 36. Cyclus der Rathhausvorträge, als Ersatzmann für einen erkrankten Collegen, einen Vortrag, der damals nicht niedergeschrieben, noch weniger veröffentlicht wurde. Mehrfache freundliche Nachfrage führt zu diesem Versuche einer nachträglichen schriftlichen Fixierung in verkürzter Form, und da aus den in den einleitenden Worten ausgesprochenen Erwägungen das Thema eine gewisse Beziehung zu Zürich aufweist, mag die Niederlegung im „Zürcher Taschenbuch" vielleicht Rechtfertigung finden.

Digitized by Google

die Zeit der Auflösung des Stiftes im Jahre 1832 fort. Doch auch jetzt feiert eine Gesellschaft, die sich durch das zum Besten des Waisenhauses am Berchtoldstage ausgegebene Neujahrsblatt alljährlich Zürich ankündigt, am Karlstage, am 28. Januar, ihren Ehrentag.

Die von der Geschichte beglaubigte und die von der Legende behauptete Wichtigkeit des Kaisers für Zürich ist nun aber jedenfalls durch den Umstand noch verstärkt worden, daß vom dreizehnten Jahrhundert an das Bild Karl's des Großen in das Sigel des Stiftpropstes aufgenommen wurde, daß die Kirche einen Altar auf dessen Namen in sich schloß, daß dem Steinbild der schon erwähnte hohe Platz am Thurm zu Theil geworden ist. Das war dadurch möglich gemacht worden, daß der Kaiser seine Aufnahme in die Zahl der Heiligen der Kirche gefunden hatte, so daß seinem Namen die Verehrung zuertheilt war. Jetzt erst erwuchs jene Vorstellung im Volke, daß Karl der Gründer des Stiftes, ja der Urheber der Stadt Zürich selbst gewesen sei.

So hat die Geschichte der Heiligsprechung des mit der Kaiserkrone geschmückten Frankenkönigs für die Entwicklung dieser Jahrhunderte bestehenden Vorstellungen, als deren notwendige Grundlage, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

* * *

Die am 29. December 1165 vollzogene Heiligsprechung ist ein Vorgang in dem großen durch die Jahrhunderte des Mittelalters dauernden Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstgewalt, zwischen Staatsanspruch und kirchlicher Anforderung, und sie bildet einen Höhepunkt in der Regierung eines der ruhmreichsten Vertreter der kaiserlichen Krone im Gegensatze zu dem Begehren Rom's, den einheitlichen Gehorsam der abendländischen Christenheit zu erzwingen.

Digitized by Google

Als der zweite Träger der deutschen Königsrechte aus dem schwäbischen Geschlechte der Staufer stand Friedrich I. schon im vierzehnten Jahre seiner königlichen, im elften seiner kaiserlichen Regierung, als einer der getreuesten Rathgeber und Diener des Kaisers, ein geistlicher Minister, der Reichskanzler Erzbischof Reinald von Cöln, es für angezeigt erachtete, als ein Kampfmittel gegen die römischen Forderungen die Gebeine des schon vierthalb Jahrhunderte im Grabe ruhenden großen Kaisers zu erheben und seinem Andenken den Namen des Heiligen der Kirche anzufügen. Große umfassende politische Erwägungen waren dabei maßgebend gewesen, und man kann sagen, daß selten innerhalb des Mittelalters so scharf, wie an diesem Tage, ein Programm zur äußerlichen Prägung geführt worden ist.

Friedrich I. war, als ihn im Frühjahr 1152 nach dem Tode des Oheims, des Königs Konrad III., in einer Handlung der Aussöhnung der bis dahin im Innern des Reiches hadernden Parteien — der Staufer und der Welfen — die einmüthige Wahl der Fürsten als König traf, ohne jede Einmischung der päpstlichen Gewalt zu diesem seinem neuen Amte berufen worden, und so gab auch der König in seiner ersten schriftlichen Erklärung an den Papst Eugen III. zu erkennen, daß ihm das Reich von Gott allein übertragen worden sei, mit anderen Worten, daß er zwar die Kirche in ihren Rechten zu schirmen gedenke, nicht aber eine Abhängigkeit vom römischen Stuhle anerkenne. Aber für einen thatkräftigen Träger der deutschen und der mit ihr verbundenen burgundischen Krone war es selbstverständlich, daß auf den Pfaden des großen Karl und des großen ersten Otto gewandelt, daß Italien und damit die Kaiserkrone gewonnen werden müsse. Da trat Friedrich im Herbst 1154 seine Romfahrt an, und mit Anwendung aller Strenge erzwang er sich zunächst im lombardischen Lande, da wo er ihm geweigert war, den Gehorsam. Dann wurde der Appennin überschritten, und

Digitized by Google

der König war bereit, gegenüber dem aufständischen Rom gemeinsam mit dem nach Eugen's III. Tode erwählten Papst Hadrian IV. zu handeln, um auf diesem Wege zur Krönung als Kaiser zu gelangen. Er diente dem Papste, indem er den flüchtigen Führer der römischen Revolution, Arnold von Brescia, zum Urtheile auslieferte, und der Papst vergalt am 18. Juni 1155 den Dienst durch die Ertheilung der kaiserlichen Krönung im St. Peters-Dome.

Allein die Gegensätze waren stärker, als der Wille der sie darstellenden Persönlichkeiten: mochten diese wünschen, den Einklang ihrer Berechnungen zu erhalten, so mußte eine Reihe von anderen Einwirkungen alsbald störend dazwischen treten.

Daß Kaiser Friedrich die kaiserlichen Rechte, ganz besonders im Umkreise von Mailand, zur Geltung zu bringen suchte, weckte wachsenden Widerstand in Italien, und er mußte, als er von diesem seinem ersten Zuge nach Deutschland zurückging, sich eingestehen, daß die Erzielung einheitlicher Unterwerfung noch keineswegs erreicht sei. Papst Hadrian hatte, durch die neu erwachte Bewegung der Römer aus der päpstlichen Stadt verjagt, bei der Macht der Normannen in Unteritalien, die zu jeder Zeit in offener oder verdeckter Feindschaft mit der deutschen Gewalt wetteiferte, bei König Wilhelm von Sicilien, Anlehnung gesucht, und immer lautere Klagen wurden jetzt gegen den Kaiser vorgebracht, daß er sich undankbar gegenüber der Kirche zeige, daß er sogar Beleidigungen sich zu Schulden kommen lasse. So kam es im October 1157 zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen den beiden auf die oberste Leitung der Welt Anspruch erhebenden Herrschaftsbegehren. Als sich auf dem Hoftage in Besançon der päpstliche Kanzler Roland angesichts des Kaisers Ausdrücke erlaubte, die in sich schlossen, daß der Papst den Kaiser als seinen Vassallen bezeichne, brach der laute Sturm gegen den Sprecher los, und kaum vermochte Friedrich selbst den Cardinal vor Miß-

Digitized by Google

handlung zu schützen. Der Kampf war noch vermieden; der Papst suchte durch eine neue Gesandtschaft den übeln Eindruck abzuschwächen, und der Kaiser erklärte sich vorläufig befriedigt. Doch es war nur ein Aufschub; auf beiden Seiten rüstete man sich zu entscheidenden Schritten.

Als 1158 Kaiser Friedrich mit einem ansehnlichen Heere wieder in Italien auftrat, stellt er nunmehr, berathen durch die berühmtesten Rechtslehrer von Bologna, die kaiserliche Gerechtsame in einer Schärfe und Vollständigkeit auf, die bei allen Elementen, deren Wunsch es war, sich selbständig zu erhalten, den heftigsten Widerstand erregen mußte. Darüber kam es mit Mailand und dessen Bundesgenossen zu einem verwüstenden Kriege, der den Kaiser lange festhielt; aber auch mit Papst Hadrian war der Zwist neu erwacht. Denn kaiserliche Rechte machte Friedrich auch in italienischen Gebieten, in der Stadt Rom selbst, im Herzogthum Spoleto, in anderen Abtheilungen des Landes geltend, auf die der Papst seinen Anspruch erhob. So war Hadrian schon im Begriffe gewesen, mit Mailand und mit dem sicilischen König gegen Friedrich sich zu verbinden; der Plan, den Kaiser von der Kirche durch den Bannfluch auszuschließen, hatte ihn schon beschäftigt. Aber am 1. September 1159 war er gestorben.

Jetzt geschah eine zwieträchtige Wahl. Die Mehrheit der Cardinäle erhob jenen Kanzler Roland, der zu Besançon so schroff aufgetreten war, und dieser nahm als Papst Alexander III. die Rechtmäßigkeit für sich in Anspruch. Eine versöhnlichere, kaiserlich gesinnte Minderheit erkor den Cardinal Octavian als Victor IV. Als nun der Kaiser die beiden Gewählten vor ein allgemeines Concil nach Pavia beschied, stellte sich nur Victor IV. ein, dem dafür die Anerkennung als Papst zu Theil wurde, während die Versammlung Roland als einen Schismatiker und Hochverräther bannte. So sprach dieser hinwieder am 24. März 1160

Digitized by Google

über Friedrich und dessen Anhänger den Fluch der Kirche aus. Jetzt mußten die europäischen Länder Partei ergreifen, und bald entschied sich die Mehrzahl für Alexander III., selbstverständlich alle Feinde des Kaisers in Italien, dann die größere Menge der französischen und englischen Bischöfe. Freilich nahmen inzwischen des Kaisers Waffen in Italien siegreichen Fortgang; Alexander III. selbst mußte die Halbinsel flüchtig verlassen und nach Frankreich gehen, und bis zum März 1162 wurde der Trotz der Mailänder durch die Zerstörung ihrer Stadt gezüchtigt.

Dann kam Friedrich im folgenden Jahre 1163 abermals nach Italien, und hier schien nun seine Machtübung so gesichert zu sein, daß kein Widerstand mehr zu besorgen war. Ganz besonders aber war jetzt ein Vertrauensmann des Kaisers mit der obersten Leitung des Landes betraut worden. Das ist jener Erzbischof von Cöln, Reinald, der schon 1156 als Erzkanzler für Deutschland, seit 1159 als Erzkanzler für Italien von Friedrich ernannt war. Ein sächsischer Grafensohn, aus dem Hause Dassel, war Reinald im Dienste verschiedener sächsischer Kirchen schon früh in die Staatsgeschäfte eingeführt worden, so daß er mit diesen Dingen wohl vertraut war, als ihn Friedrich in der bezeichneten Weise auf die Dauer in seine nächste Umgebung zog. 1157 war er zu Besançon ein eifrig auf der Seite des Kaisers mithandelnder Zeuge jenes stürmischen Auftrittes gewesen, den Roland verschuldet hatte, und 1158 ging er Friedrich nach Italien voran und half den Boden für dessen Eintritt vorbereiten. Ohne Ermatten stand er dann überall dem Kaiser zur Seite, und es war die einfache Anerkennung der durch den geschickten Unterhändler schon bisher errungenen Erfolge, daß Friedrich, als er die Kunde von der Erledigung des Cölner Erzstuhles im Jahre 1159 erhielt, dafür sorgte, daß Reinald da als Nachfolger an die Spitze einer der ersten Kirchen des Reiches gesetzt wurde. Nach der im gleichen Jahre geschehenen

Digitized by Google

Doppelwahl wirkte Reinald für die Proclamation Victor's IV., und jetzt sollte der Erzkanzler als Gesandter des Kaisers bei König Ludwig VII. von Frankreich, bei König Heinrich II. von England Alexander III. entgegentreten. Dann kam er 1161 wieder nach Italien und 1162 feierte er neben Friedrich den Sieg über die glühend von ihm gehaßte Stadt Mailand; die Urkunde über deren unbedingte Unterwerfung war von ihm abgefaßt. Weiterhin gewann Reinald für den durch den Kaiser gegen Sicilien beabsichtigten Kriegszug die Zusagen von Pisa und Genua, und neue Anstrengungen, Frankreich vom Gehorsam für Alexander III. abzureißen, zogen den Bannstrahl des Papstes auf ihn. Allein das hinderte seine umfassenden Anstrengungen in Italien nicht im mindesten. Jetzt eben, seit dem Herbste 1162, entfaltete er in geschicktester Weise seine Thätigkeit als Ordner der Dinge an Stelle des Kaisers, mit solchem Glück, daß er im September 1163 im Dom zu Pisa Gott für die herrlichen Erfolge, die er ihm beschieden habe, ein Dankfest feierte, und als Friedrich abermals in Italien angekommen war, überwachten sie beide gemeinsam die neu geschaffene Ordnung. Aber jetzt wurde Reinald auch die Ursache noch einer weiteren gegen Alexander III. gerichteten Handlung, die allerdings nach dem Sinn des Erzkanzlers vollständig folgerichtig war — es ist mit Recht gesagt worden: „Das Kaiserthum galt Reinald mehr, als Kaiser Friedrich" —, die aber den Träger der Kaiserkrone in neue Streitigkeiten verwickelte, in Kämpfe, die bei einer vorsichtiger zurückhaltenden Politik vermeidbar gewesen wären.

Am 20. April 1164 nämlich starb der kaiserliche Papst Victor IV., und jetzt wäre es für Friedrich möglich geworden, sich mit Alexander III. zu verständigen; aber Reinald wollte eine solche Aussöhnung nicht geschehen lassen. Noch zu Lucca, wo Victor gestorben war, ließ der Erzkanzler sogleich, am 22., nur zwei Tage nach dessen Tode, ehe der in Oberitalien weilende

Digitized by Google

Kaiser seinen Willen hatte aussprechen können, durch Victor's Cardinäle in völlig unregelmäßiger Weise den Bischof Wido von Crema als neuen Gegenpapst erwählen, der den Namen Paschalis III. annahm, und der Kaiser bequemte sich zur nachträglichen Anerkennung dieser ganz eigenmächtigen Handlung. Es ist keine Frage, daß der Erzbischof durch dieselbe Friedrich's Gunst nicht verlor; denn reich beschenkt durfte er seinen Weg nach Cöln antreten, wohin er in den bald zum Zielpunkt einer ausgedehnten Wallfahrt werdenden Gebeinen der heiligen drei Könige einen kostbaren Schatz brachte. Und nun verstand es Reinald vollends, einen ansehnlichen Bundesgenossen für den Kaiser und für Paschalis III. zu gewinnen, an einer Stelle, wo das am wenigsten hatte erwartet werden dürfen.

Ein an geistiger Bedeutung Reinald ebenbürtiger Geistlicher England's, der gleichfalls als Kanzler seinem Könige gedient hatte, Thomas Becket, war als neu erhobener Erzbischof von Canterbury seit 1162, in überraschender Wandlung seines Wesens, aus einem eifrigen Diener des Königs zum streitfertigen Vorfechter der kämpfenden Kirche geworden; es ist jener „Heilige", den unser Zürcher Dichter so ergreifend wahr in seiner Novelle vor dem geistigen Auge erstehen ließ. So kam es zum Bruche des Erzbischofs mit dem König, indem jetzt Thomas die Aufhebung jener um die englische Kirche gesetzten Schranken anstrebte, die er selbst früher, in seiner Stellung als Kanzler, zu befestigen sich bemüht hatte, und in Bekämpfung dieses Widerstandes glückte es nun Heinrich II., auf der Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen zu Clarendon im Januar 1164 die Erklärungen zu erzielen, durch die die königliche Gewalt in der dem Staate dienlichen Auffassung, gegenüber der Unabhängigkeit des geistlichen Standes, so mächtig erweitert wurde. Dergestalt aber war der Beherrscher England's auch für Kaiser Friedrich und dessen Erzkanzler zur Bundesgenossenschaft reif geworden. Reinald

Digitized by Google

selbst begab sich kurz nach dem Osterfeste 1165 mit großem Gefolge als Gesandter des Kaisers, dem Namen nach als Brautwerber um die Hand zweier englischer Prinzessinnen, an das damals auf normannischem Boden aufgeschlagene königliche Hoflager nach Rouen, und hier verpflichtete sich König Heinrich für Paschalis III. gegen Alexander III., so daß nun auch zwei Geistliche als Bevollmächtigte zum bevorstehenden Reichstage an den Kaiser nach Deutschland abgeschickt wurden. Reinald hatte seinen Auftrag glänzend ausgeführt.

Auf diesem Reichstage zu Würzburg, Pfingsten 1165, schloß sich Friedrich den von Reinald bisher gewählten Maßregeln vollständig an. Feierlich wurde beschworen, daß weder Roland, noch irgend ein von seiner Partei aufzustellender Nachfolger vom Kaiser als Papst anerkannt, daß einzig Paschalis III. als rechtmäßiger Nachfolger Petri angesehen werden solle; und den gleichen Eid verlangte Friedrich, unter Androhung des Verlustes der Lehen, von allen Fürsten. So war für Reinald ein vollkommener Sieg errungen.

In diesen Zusammenhang der Dinge zählt nun auch jene Handlung, die der Erzkanzler in den letzten Tagen des gleichen Jahres vornahm, von der wir heute reden, Karl's Heiligsprechung.

Kaiser Karl hatte die Herrschaft über die Kirche seines Reiches, über ihre Einrichtungen und über ihre Träger, vollkommen seiner Reichsordnung einverleibt. Der Papst zu Rom war, allerdings der erste, doch nur ein Bischof des Reiches, und Papst Leo III., der die Kaiserkrönung an Karl vollzog, hatte sich entschließen müssen, als ein von Karl besetztes Gericht über die gegen ihn erhobenen Anklagen die Entscheidung ausgesprochen hatte, vor allem Volke sich öffentlich zu rechtfertigen. Der Vorrang des Kaiserthums vor dem Papstthum war damit ausdrücklich bewiesen, und es hatte danach der Schwäche der Nachfolger Karl's und des Zerfalls seines Reiches bedurft, um die Dinge

Digitized by Google

bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts in das völlige Gegentheil umzuwenden. So stimmte denn jetzt im Jahre 1165 die glanzvolle Erneuerung des Andenkens an den stolzen Kaiser in einem Höhepunkte der Regierung Friedrich's völlig zum wohldurchdachten Plane des Erzkanzlers, der, ohne nur den Willen seines kaiserlichen Herrn abgewartet zu haben, von sich aus den Stuhl Petri neu besetzt hatte.

Kaiser Friedrich war zum Weihnachtsfeste nach Aachen gekommen, und hier nun, bei der Pfalz und der Grabkirche Karl's des Großen, geschah, wenige Tage danach, die feierliche Erhebung der körperlichen Überreste des Kaisers: mitten in der Domkirche wurden sie auf silberner Bahre ausgestellt. Darauf verkündigte Erzbischof Reinald, als der Vorsteher des Sprengels, dem Aachen zugetheilt war, im Namen des Papstes Paschalis III., Kaiser Karl als Heiligen der Kirche, und so schuf er aus dieser neuen Glorie auch dem Kaiserthum seines Herrn neuen Glanz. Der große Herrscher, der das durch ihn zusammengefaßte und mächtig erweiterte fränkische Reich zur gewaltigen Einheit der Christenheit, aber unter seinem Scepter, erhoben hatte, der Kaiser, dessen Reichsversammlungen zugleich die kirchlichen Synoden gewesen waren, dem Bischöfe und Grafen gleichmäßig zu Amtsgeschäften dienten, er war gleichsam als der Bundesgenosse des jetzt herrschenden Kaisers und seines Kanzlers, gegen Alexander III., aus der Gruft herauf beschworen worden.

Aber allerdings nur auf die Autorität eines Gegenpapstes hin war diese Heiligsprechung geschehen, und wohl nur stillschweigend wurde zunächst die Verehrung des kanonisirten Kaisers da und dort in Kirchen geduldet. So fehlt denn zunächst auch für Zürich ein Zeugniß, das schon gleich nach 1165 für diese Verehrung sprechen würde, und es scheint, daß ein Jahrhundert verging, ehe sie bei uns allgemein anerkannt wurde. Ebenso

Digitized by Google

ist wohl nicht zu bezweifeln, daß ein späterer Papst, der nun aber von der ganzen Kirche anerkannt war, im dreizehnten Jahrhundert die Heiligsprechung wiederholte.

Am 22. Februar 1272, also mehr als hundert Jahre nach dem in Aachen vollzogenen feierlichen Acte, sprach Bischof Eberhard von Constanz den Befehl aus, daß in Zürich die Äbtissin am Fraumünster, die Dominicaner- und die Franciscaner-Mönche, die Augustiner, das Chorherrenstift, alle Pfarrer das Fest des heiligen Karl regelmäßig begehen sollten, und dabei wies er auf die Verfügung eines früheren Bischofs Heinrich hin, der das schon angeordnet habe. Weiter ließ er einfließen, die Kanonisation sei durch Papst Gregor IX. ausgesprochen worden.

Wirklich liegt nun die Annahme sehr nahe, daß Papst Gregor IX., als er mit dem Enkel Friedrich's I., mit Kaiser Friedrich II., gebrochen und denselben excommuniciert hatte, auf die 1165 geschehene und auf den Namen eines nicht anerkannten Gegenpapstes gestützte Heiligsprechung des Kaisers Karl zurückgegriffen hat, um von sich aus die Kanonisation neu vorzunehmen und erst dadurch in den Augen aller Rechtgläubigen diesen Cultus zur Rechtmäßigkeit zu erheben. Jedenfalls ist erst von da an die Verehrung des heiligen Kaisers für Zürich eine gültige und bleibende geworden.

Mag nun diese bei uns anerkannte Glorification mit kirchlichem Segen jene von dem ersten Friedrich angeordnete oder die gegen den zweiten Friedrich gemünzte Maßregel gewesen sein, für uns, die wir unsere Verehrung für eine historische Persönlichkeit nicht nach dem Urtheile von Nachfolgern Petri bemessen, steht der alte auf dem Münsterthurm thronende Kaiser in unverändert gleichmäßigem Lichte als der legendarische Stifter unserer Schule, als ein Erwecker geistigen Lebens, so daß ein feiner Kenner unserer zürcherischen Vergangenheit in

Digitized by Google

einer trefflichen Abhandlung im Jahre 1790 sehr gut Karl den Großen und Zwingli wegen ihrer Verdienste um unsere Stadt unmittelbar einander zur Seite stellte *).

*) Johann Heinrich Schinz (Neujahrsblatt von der Stadtbibliothek in Zürich für 1903, S. 26 u. 27).

Digitized by Google

Bürgermeister Georg Müller (1504—1567).

Von Dr. Conrad Escher.

G. Müller ist der dreiunddreißigste Bürgermeister und einer der vielen über ihn gedichteten Sprüche lautet folgendermaßen:

Consilio Mullere valens et acumine mentis
Vixisti patriæ canus in officiis.
Consule te vivo, Tiguri vox una sonabat,
Quæ verum patriæ diceret esse patrem.[1])

Müller gehört dem ältesten Zweig dieses Geschlechts, welcher eigentlich Müllner hieß, an. Die Ritter Müllner saßen auf dem Schloß Friesenberg. In ihrem Wappen hat die Familie ein Mühlrad. Der Vater unseres Bürgermeisters war der Goldschmied Niklaus Müller, gest. 1519, die Mutter Dorothea, geb. Keller[2]). Eine Schwester desselben war Ursula (Anna?)[3]), verheirathet mit dem Seckelmeister und Chronisten Bernhard Sprüngli. Letzterer hat in seinen mehrfach benützten Schriften gerade die Zeit, in welcher Georg Müller lebte, geschildert und

[1]) Gewichtig im Rath und scharf am Verstand hast Du für das Vaterland gelebt und bist im Dienste ergraut.
Als du regiertest, ließ sich in Zürich nur eine Stimme vernehmen, nämlich die, daß Du wirklich ein Vater des Vaterlandes seist.

[2]) Stadtb. Mic. Leu, Fol. 28 u. E. 56.

[3]) Stadtb. Mic. E. 43.

Digitized by Google

dieß ohne Zweifel mit großer Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit gethan; jene sind daher von Werth für die Beurtheilung unseres Bürgermeisters. Dieser hatte wahrscheinlich auch drei Brüder, über welche wir jedoch Angaben zu machen nicht im Falle sind.

Auch Georg Müller war von Beruf Goldschmied, obschon wir ihn allerdings nicht im Handwerksbuch der Goldschmiede finden[1]). Dasselbe führt eben diejenigen auf, welche seit 1525 Meister geworden sind. Wir finden da Bartholome Müller, der 1531 Meister wurde, dann Hans Müller 1558, der Sohn des Bürgermeisters, von dem später mehrfach die Rede sein wird und ein Baschion (Sebastian) Müller 1564. Georg, dessen Vater frühe starb, war vielleicht schon mit zwanzig Jahren, also 1524, Meister geworden. In einem der genealogischen Register wird zwar von ihm gesagt, er sei Sattler gewesen, dieß ist aber jedenfalls unrichtig, denn er führte hie und da selbst die Unterschrift: Jörg Müller Goldschmied M. (Meister) und die von ihm selbst gestellten Obmannamts-Rechnungen weisen in der Ueberschrift meistens auch diese Bezeichnung auf.

Ueber den Bildungsgang, den G. Müller durchgemacht hat, sind wir leider nicht in der Lage, Auskunft zu erteilen. Seine Schulbildung war aber ohne Zweifel für die damaligen Verhältnisse eine ganz ordentliche und er hat wahrscheinlich vermöge seiner Beharrlichkeit und Strebsamkeit in der gewiß primitiven Schule befriedigende Kenntnisse erworben. Seine Handschrift ist eine saubere und nette und die Gedankenfolge in seinen Briefen klar und einfach.

Im Jahr 1526 heirathete G. Müller die Elsbeth Escher, gest. 1565, welche bis dahin Klosterfrau in Töß gewesen war[2]).

---

[1]) Stadtbibl. Msc. W. 94.

[2]) Chronik der Familie Escher v. Glas.

Digitized by Google

Im Jahr 1525 war dieses Frauenkloster (Dominikanerinnen) wie die übrigen Klöster aufgehoben und einem weltlichen Schaffner zur Verwaltung übergeben worden. Mehrere der Klosterfrauen verließen das Kloster und kehrten in das weltliche Leben zurück; sie erhielten ihr eingebrachtes Vermögen heraus und einige derselben verheiratheten sich. Andere verblieben noch einige Zeit im Kloster und erhielten Leibdinge. Bald nahmen dann auch diese ihren Wohnsitz anderswo. Es wird uns mitgetheilt[1]), daß der Pfleger des Klosters Töß 1532 im Weinmonat noch an 38 Frauen das Leibding zu zahlen hatte, wozu er brauchte 684 Mütt Kernen, 38 Malter Haber, 152 Saum Wein und 304 ℔ an Geld. Elsbeth Escher ist nun wahrscheinlich schon 1525 aus dem Kloster ausgetreten, während eine andere Klosterfrau gleichen Namens, Anli Escher, in demselben verblieb und noch in dem Verzeichniß von 1532 aufgeführt wird. Das „Anli" war eine Tante der Elsbeth und schon 1504 ins Kloster eingetreten. Der Vater der Elsbeth und Bruder der Anna war Heinrich Escher, welcher in der Schlacht bei Kappel 1531 gefallen war. Des letztern Gemahlin war Elisabetha Röust, Tochter des Bürgermeisters Marx Röust, der noch am Anfang der Reformation im Amte stund. Der genannte Heinrich Escher aber war ein Sohn des bekannten Gegners Waldmanns gleichen Namens, der 1491 verstarb. Frau Müller geb. Escher hatte acht Brüder, welche als Begründer der jüngern Linie der Escher vom Luchs bezeichnet werden[2]).

* * *

Bis zum Jahr 1532 besitzen wir fast keine Nachrichten über das Leben unseres Bürgermeisters; ohne Zweifel lag er fleißig

---

[1]) Egli, Aktensammlung zur Gesch. d. Z. Ref.
[2]) Chronik der Familie Escher v. Glas.

Digitized by Google

seinem Berufe ob; wir wissen nur, daß er schon 1526 von seiner Zunft, der Meisen, zum Zwölfer gewählt wurde, 1532 dann sogar zum Zunftmeister, gewiß ein Beweis, daß wir es mit einem Mann zu thun haben, der auf seine Mitbürger schon frühe den Eindruck eines einsichtigen und verständigen Mannes machte. In jenem Jahr ward Müller, der nun als Zunftmeister dem Großen Rathe angehörte, als Vertreter dieses neben Hans Haab, Mitglied des kleinen Rathes, verordnet zu Verhandlungen mit dem Stift am Großmünster[1]). In diesem Jahr wurde er ferner Vogt in den vier Wachten[2]). Ohne Zweifel war Müller auch in der Schlacht bei Kappel; als junger Mann von 27 Jahren konnte er im zürcherischen Auszug nicht fehlen und hat sich wahrscheinlich gut gehalten. Darum, und aber auch, weil in vielen zürcherischen Aemtern und Behörden in Folge der großen Verluste nun zahlreiche Lücken entstanden waren, trat er in diesem Zeitpunkt in das öffentliche Leben ein.

Viel wichtiger als die erwähnten Beförderungen ist die Wahl unseres späteren Bürgermeisters zum Obmann zu den Barfüßern, oder wie man sich auch ausdrückte, Obmann gemeiner Stadt Klöster, 1533. Im Jahr 1525 fand die Aufhebung der Klöster statt[3]). Die meisten derselben blieben bloß unter ihren speziellen Verwaltern, den Schaffnern, 1526 aber ward Uli Funk als Pfleger der drei Klöster zu den Augustinern, Predigern und Barfüßern ernannt. Die Verwaltung desselben befriedigte jedoch nicht und als er 1532 Rechnung ablegte, wunderte man sich im Rate, daß seine Rechnung keine größeren „Vorstände" ausweise, d. h., daß die Einnahmen der genannten Klöster beinahe vollständig durch die Ausgaben aufgezehrt werden.

---

[1]) Egli, Aktensammlung.
[2]) Mic. Leu, Fol. 28 in d. Zürch. Stadtb.
[3]) Bluntschli: Gesch. der Rep. Zürich.

Digitized by Google

Es erfolgte nun im folgenden Jahr die Errichtung des Obmannamts[1]). Dieses Obmannamt wird am angeführten Ort bezeichnet als ein Kasten, aus dem man bald für weltliche, bald für geistliche Zwecke etwas herausnehmen konnte. Der Obmann sollte „fürnehmlich alle fürstehenden Klostergüter, was ein Amtmann je mag entbehren, einziehen, auch alle erledigte Pfründen und Leibdinge". Es fand also eine Concentration des Kloster-Vermögens, soweit es nach und nach für die Zwecke der Klöster selbst entbehrlich wurde, im Obmannamt statt. Der Obmann ist aber kein Klosterverwalter, er steht über diesen und folgt unmittelbar auf die Seckelmeister.

Jörg Müller war der erste Obmann. Er wohnte zuerst noch im Grimmenthurm, siedelte dann aber später in das Barfüßerkloster, das nun Amtshaus des Obmannamtes wurde, über. Die Besoldung des Obmanns betrug 50 Mütt Kernen und 20 Malter Haber, 40 Eimer Wein und 60 ℔ Geld, wozu dann aber später noch allerlei Extravergütungen kamen. Er gehörte dem kleinen Rate an und blieb zu jener Zeit im Amt, „so lange er lebt und wohl hauset"[2]).

Die von Müller, der 21 Jahre lang dieses Amt bekleidete, gestellten Rechnungen sind zum größten Theil noch vorhanden[3]). In den Einnahmen erscheinen vorzugsweise die Ueberschüsse der Klöster. Diese betrugen im Jahr 1533 nur 3,685 ℔, stiegen dann aber immer höher, bis sie zuletzt im Jahr 1797 (also lange nach Müllers Zeit) den Betrag von 170,000 ℔ erreichten. Das Klösterlein St. Martin auf dem Zürichberg stund anfänglich wie die andern unter einem eigenen Schaffner und hatte nur seine Ueberschüsse an den Obmann abzuliefern; im Jahr 1540

[1]) P. Schweizer: Die Behandlung der zürch. Kloster-Güter in der Ref.-Zeit (in der theol. Zeitschrift von F. Meili, II. Jahrgang).

[2]) Mic. Leu, Fol. 41 in d. Zürch. Stadtb.

[3]) Zürch. Staatsarchiv.

Digitized by Google

aber ging dasselbe in dessen unmittelbare Verwaltung über. Von den nun nahen Beziehungen des Obmann Müller zu diesem Klösterlein finden sich in den Rechnungen vielfache Spuren. Die Ausgaben der Obmannamtsrechnungen sind theils weltliche, theils kirchliche: Rückzahlung von Schulden vom Kriege her, Kapital-Zahlungen beim Ankauf von Herrschaften, allerlei Besoldungen und Taggelder für die Beamten des Staates auf der einen Seite, dann aber auch Bestreitung der Kosten der Fraumünster-Schule und anderer Schulen, Stipendien, besonders an Geistliche, Unterhalt von Kirchen und Pfarrhäusern, Pfarrbesoldungen und Leibdinge (von St. Martin auf dem Zürichberg her) u. s. w. Später kamen auch Ausgaben für das Armenwesen hinzu.

Wir heben im Folgenden einige besonders bezeichnende und interessante Einträge in Müller's Obmannamts-Rechnungen [1]) hervor, weil dieselben über seine Thätigkeit in diesem Amt und spezielle Vorkommnisse einige Auskunft geben.

1543:

1010 ℔ glöst ab miner Hrn. Hofstatt im Susenberg; hat ein Hus und schier 3 Jucht Reben, 6 Mannwerch Wiesen, darunder sind etlich Aecher und 9 Juch Acher, welche Hofstatt Mathys Helliker besessen hat, als derselbe wider miner Herren pot in Krieg glaufen; habent min Hrn M. Peter Meyer, M. Bartlime Köchli und mir befolen, die Hofstat zu verkaufen, diewil das Hus bufelig, auch die Güter an einem ruchen Ort glägen und von Mathisen nit vom besten in Eeren ghalten worden. Diese Hofstatt hat B. Sprüngli am Alt Weg sim sun kauft im Bysin M. Rud. Schwyzern, B. Sprüngli u. and.

Man sieht hier, wie strenge mit denen verfahren wurde, welche in verbotenen Kriegsdienst zogen. In einem solchen Fall

[1]) Zürch. Staatsarchiv.

Digitized by Google

mag man sich dann auch nicht sonderlich bemüht haben, einen hohen Kaufpreis zu erzielen.

Gleiches Jahr:

℔ 28. 1 ß Kernen sind zum roten Turm us der Kammer kan; wie das zugangen, mag ich nit wissen, dann als ich den Kernen fern uf min Rechnung han lassen messen, ist daglägen 170 mütt, 2 Quärtli und als die Mässer uf den 29. Tag November wellen rüren, hand sy Wortzeichen (= Wahrzeichen) funden, daß kernen us der Kammer kam; ist dessen Cunrad Ziegler, der Zingg, Peter Hans und der Leibacher ze sagen wüssent. Also ließ den Kernen eigentlich mässen; die hand nach 142 mütt 1 Quärtli da funden, welchen sal ich minen beden burgermeistern glych darnach, als si etlicher Geschäften halb uf dem Rathus by einandern mit anderen mynen Herren warent, anzeugt hat. Und von diser Summe wer etwas für die Schwinung abzurechnen.

Dem gewissenhaften Obmann mag dieser Fall einen nicht geringen Verdruß bereitet haben.

1540:

℔ 20. 4 ß. Um 16 kes (Käse), kostend durcheinanderen 10 Batzen; gab ich beden Hrn. Bürgermeistern, den drig Obristen Meistern, den Rechenherren, dem Stadt- und Underschriber und anderen miner Herren zum guten Jar mit sampt dem Trinkgeld, so ich Hrn. Heinrich (?) Berger gäben und von etlichen kesen heimzedrägen.

Ein lustiges Neujahrsgeschenk, welches jetzt nicht mehr üblich ist.

1552:

℔ 19. ß 3. h. 5. Gab ich Hans Uli um ein lönschen (?) Rock, Hosen und ein schwarz barchitin Mantel samt dem Futter-

Digitized by Google

tuch und Macherlon lut eines zedels, den mir Hans Herder, der Schnider gen hat. Hand im min Herren us Gnaden zu geben erkennt als er jetzt ob 10 Jar bei mir gsin, zu den Kellern und Kornschütinen glugt und damit mine Herren ein Knecht erspart, den ich sust het müssen haben. Den 10 tag meigen. (Hans Uli starb dann im gleichen Jahr).

Tisen Rock han ich sim Sun, dem Felixen ze Selgret gen.

Man sieht hieraus, wie einfach und sparsam Müller's Verwaltung war. Jede etwas ungewöhnliche Ausgabe aber wurde von ihm mit einigen Worten begründet und erklärt.

Aus der oben citierten Abhandlung von P. Schweizer entnehmen wir, daß im Jahr 1532 die Einnahmen der Rechnung des Kloster-Verwalters Uli Funk 30,520 ℔ betrugen und die Ausgaben 21,690, die Obmannamts-Rechnung Müller's aber vom Jahr 1550 zeigt 111,460 ℔ in den Einnahmen und 70,650 ℔ in den Ausgaben, es stiegen somit die Ueberschüsse in dieser Zeit von 9,000 auf 40,000 ℔. Allerdings waren eine große Zahl von Leibdingen wegen Todesfall früherer Kloster-Insassen weggefallen und hatten sich die Ausgaben hiedurch vermindert, auf der andern Seite aber waren in vielleicht noch größerem Maaß ganz neue Ausgaben hinzugekommen. Man kann daher gewiß annehmen, daß Müller es verstund, durch eine uneigennützige, sparsame und weise Verwaltung und sorgfältige Beaufsichtigung der Schaffner in den Klöstern den Ertrag der Klostergüter immer mehr zu steigern und gewiß hat er durch diese Verwaltung den Beweis für seine Umsicht, Tüchtigkeit und angestrengten Fleiß abgelegt. In diesem Amte bildete er sich zum brauchbaren und geschätzten Staatsbeamten heran. Es ist nicht zu übersehen, daß diese Verwaltung, bei welcher Müller vorzugsweise in eigener Person thätig war, eine sehr mühsame und weitläufige sein mußte; denn die Gefälle und Einkünfte der

Digitized by Google

Klostergüter gingen zum kleinsten Theil in Geld ein, in viel größerem Maaße in Kernen, Haber, sowie in Wein und anderen Naturalien. Die Aufbewahrung und Verwerthung all dieser Produkte der Landwirthschaft erforderte eine weit zeitraubendere Behandlung, als dieß der Fall gewesen wäre, wenn der Obmann nur baares Geld eingenommen, in seine Kasse eingeschlossen und wieder ausgegeben hätte. Als ein Curiosum ist noch folgendes Vorkommniß in Müller's Obmannamts-Verwaltung anzuführen. Das Jahr 1540 war ein sehr gutes und namentlich reiches Weinjahr; da wurde denn das im großen Obmannamtskeller liegende 143 Eimer haltende Faß bis zu oberst mit gutem Wein gefüllt [1]).

Im Jahr 1554 verlangte der spätere Bürgermeister seine Entlassung vom Obmannamt; die Stelle war ihm nach und nach zu mühsam geworden, er hatte, wie wir nachher sehen werden, in den letzten Jahren noch eine Reihe anderer Verrichtungen zu besorgen gehabt und namentlich bei verschiedenen Missionen im eigenen Lande und in der Nachbarschaft Verwendung gefunden; auch dachte er vielleicht daran, seinen Beruf als Goldschmied wieder aufzunehmen, oder er hatte denselben nie ganz aufgegeben. Nur ungern wurde er vom Rathe entlassen; wie dieß deutlich aus der ihm nun ausgestellten Entlassungs- und Dankes-Urkunde [2]) vom 4. Heumonat 1554 hervorgeht. Es sind aus derselben folgende besonders bezeichnende Stellen hervorzuheben:

„(Müller hat) von einem Jahr zum andern um sein Einnamen und Ausgaben dermaßen Bscheid und Rechnung geben, daß wir an ihme nüzid anders dann allen Fleiß, treü, Ehr und Frommkeit gespührt und befunden und an seinem Verhandeln ein sonder gut gefallen und Vergnügen gehabt und noch haben,

---

[1]) Mss. Leu, Fol. 28 in d. Zürch. Stadtb.
[2]) Zürch. Stadtb., Mic. G. 69, 70.

Digitized by Google

dardurch dann wir Ihme, als er uns jetzt seine letzte Rechnung gegeben, fürder hieby zu bleiben und zu gebrauchen gesinnet, und wiederum zu solchem Ampt bestellt; und er uns aber hierauf mit allem Fleiß ganz dienstlich und freündtlich gebetten, wir wollten nunmehr an seinem Dienst ein Vergnügen haben und ihn solcher obermelter Obmannschaft und Amts entlassen."

Sie haben nun „einen andern an sein Statt genommen und erwehlt und hand also in allem dem, so er von Anfang bis jetzt zu Ausgang seines verwesenen Amts, so er 21 Jahr gehabt, gethan und gehandlet, deßgleichen auch an der Uebergab und den Früchten, so er unserm neuen Obmann als zu unserer Statt handen zugestellt und eingeantwortet, ein ganz Wohlgefallen und vollkommen Vergnügen, dann er uns nun alles das, so er bey letzterer und andern vorhergehenden Rechnungen schuldig verblieben allentlichen bezahlt und dermaßen abgefertigt und gehandelt, daß wir an ihm nüzid, dann alle Ehr, Treu und Redlichkeit gespührt und befunden; darum sagen wir ihn und seine Erben desselben gänzlich quitt und loos."

Aus den letzt verflossenen Jahren vor diesem Amt-Rücktritt ist noch folgendes zu erwähnen. 1547 finden wir Müller in Konstanz[1]). Im Februar dieses Jahres war er vom Rathe dahin gesandt worden, um zu vernehmen, wie Zürich etwa Konstanz in seiner bedrängten Lage helfen könnte, insbesondere ob demselben mit der Vorstreckung einer gewissen Summe Geld gedient sein würde. Es war eine schlimme Zeit für die Nachbarstadt, welche ebenfalls zum neuen Glauben übergetreten war. Der Schmalkaldische Bund war gegen Ende 1546 im Feldzug an der Donau geschlagen worden und Kaiser Karl V. schickte sich an, die einzelnen süddeutschen Städte, welche demselben angehörten, eine nach der andern zu unterwerfen. Dieses Schicksal

[1]) Seckelamtsrechnung. Eidg. Abschiede.

Digitized by Google

drohte damals auch Konstanz. Ein Jahr später erfolgte denn auch wirklich der Ansturm der Kaiserlichen gegen die Stadt. Diesem konnten zwar die Bürger widerstehen; aber 1549 brach ein Umschwung im Innern der Stadt selbst aus und es ging dieselbe zum Kaiser über und wurde wieder katholisch.

1548 war im Weinmonat eine Abordnung der katholischen Orte vor Rät' und Burgern zu Zürich erschienen, welche wenn möglich das gute Einvernehmen unter den Ständen wieder herstellen sollte[1]). Es handelte sich dabei auch um die Beschickung des Concils zu Trient. Diesen Boten wird freundlich erwidert, doch eine definitive Antwort noch nicht ertheilt, sondern das Geschäft an eine große Kommission gewiesen. An der Spitze derselben steht Bürgermeister Haab und neben ihm sitzen darin Müller, alt Bürgermeister Lavater, Hans Heinrich Sproß, Hans Edlibach u. a. Müller gehörte schon längst dem kleinen Rathe an, fängt aber erst jetzt an, zur Lösung wichtiger Staatsfragen zugezogen zu werden.

Auch im Wädenswiler Handel (1550), in welchem Schwyz und Glarus Zürich den Ankauf der Herrschaft Wädenswil streitig machten, wird Müller mehrfach genannt[2]). Auf dem Tag zu Zürich, am 6. Jenner, sitzt er auch wieder neben Haab und mit Hans Bleuler und Bernhard von Cham als Vertreter Zürichs, ebenso am 1. Brachmonat an dem großen Rechtstag zu Einsiedeln, bei welchem Anlaß es aber nicht zum Spruch kam, sondern noch einmal auf gütliche Verhandlungen abgestellt wurde.

Im Jahr 1551 wurde Müller am 11. Wintermonat nach Stein abgeordnet[3]), um mit denen von Stein wegen des Almosens zu reden und dann namentlich auch mit dem Pächter des Gutes

---

[1]) Eidg. Abschiede.
[2]) Eidg. Abschiede. Sprüngli: Annalen m. Ephem. Tigurina.
[3]) Rathsmanual im Staatsarchiv.

Digitized by Google

Eggwyl im Thurgau, welches dem Kloster Stein zugehörte, allerlei pendente Angelegenheiten zu ordnen.

Im Jahr 1554, nachdem Müller vom Obmannamt zurückgetreten war, wurde er als Mitglied des kleinen Rathes zum Bauherrn gewählt, als welcher er eine Besoldung von 25 ℔ hatte[1]). Das Amt eines Bauherrn war mit nicht wenig Arbeit verbunden: die Beaufsichtigung all' seiner Zweige erforderte die Aufwendung von Zeit und Mühe; es wurde vieles in Regie ausgeführt und die Stadt besaß Steinbrüche und Magazine mit Baumaterialien; das zu verwendende Bauholz mußte vom Bauherrn auf der Landschaft angekauft werden und der Bauherr bald da, bald dorthin über Land reiten. Es ist nicht zu zweifeln, daß Müller auch dieses Amt gut verwaltete, sonst wäre er wohl nicht vom Bauherrn weg zum Bürgermeister gewählt worden. Gewiß hat er es auch nie an sorgfältiger Beaufsichtigung der ihm unterstellten Personen fehlen lassen und seine Verwaltung sich durch weise Sparsamkeit und umsichtige Oekonomie ausgezeichnet. Die von ihm gestellten Baurechnungen[2]) sind noch vorhanden und enthalten eine Reihe von Einträgen, welche viel Aehnlichkeit mit einem Protokoll haben. Auch hier lassen wir einige derselben folgen:

1556/57; letzte Baurechnung Müller's.

℔ 5. ß 14. h 4. kost der Ritt, als ich mit beeden Werchmeistern zu Herrliberg im selben Steinbruch bin gsyn. Demnach im oberen Steinbruch zu Bäch und im Mülibach, auch auf Morschwanden by dem Pur Suter von des Holzes wegen zu Oberrieden; alles uff eim Ritt usgericht. 6. Oktober.

℔ 1. ß 7. h 4. Zu Thallwyl verzert mit denen, die ich zu Gast hatt, samt dem Lon, als M. Hans Adam und ich dem

[1]) Baurechnungen.
[2]) Zürch. Staatsarchiv.

Digitized by Google

Pur Suter das Holz zu Oberrieden an den See verdingen wöllt zu führen, auch mit den biderben lüten übereinkommend, daß sy bewilligtend das Holz durch ire güter zuführen zu lassen. 13. Oktober.

Allerley usgen an Gält.

℔ 2 ß 5 h 4. Gab ich von disem Buch abzeschryben, als ich unersähenlich von disem Ampt kam. Dann ich dermaß mit Geschäften beladen, das mir nit wol möglich das abzeschryben. Es war ein Taler.

Der Bauherr war plötzlich zum Bürgermeister geworden und mußte sofort das Amt antreten. Da läßt sich begreifen, daß er nicht mehr Zeit fand, die Rechnung, wie sonst üblich, selbst ins Reine zu schreiben.

Gleiche Rechnung.

Als miner Herren wärchlüt im Wynmonat nächstverschienen vor m. Herren den kl. Rethen gsin und gebeten, daß sie inen den Winterlon (in Ansechung der großen Thüri) bessern welltind, haben genannt min Herren genannte wärchlüt uß allerley ursachen gütlich abgewisen und mir Gwalt gen, denen, so jetzt diser zydt eines tags über 4 schilling z lon habind, uff wienacht ein vereerung zu thun; uff semlichs hab ich den 22 tag Wolfsmonats a. 56 die genanuten Rechenherren berichtet, wie es um all wärchlüt ein gstalt habe und daruf ires Radts begärt, wie ich mich gegen inen halten sölle. Die haben mir Gwalt gen, daß ich jeden nach dem mich gut bedunke und einer mit kinden beladen sey, ein vereerung und schängki tun sölle.

Also hab ich inen wie hernach folgt, gen:

Den Boutknechten 5 à 3 ℔, 3 ohne Kinder à 2 ℔.

Den Brunnenmachern 2 à 3 ℔.

Dem Conr. Ochsner mit 9 Kind 4 ℔ und einem ohne Kind 2 ℔.

Digitized by Google

Den Dachdeckern 2 à 2 ℔; dazu min Herrn dem Hirt gen 1 Mtt Kernen
1 „ Haber
1 Eimer Wyn;
denn er hatte 7 Kind.

Den Gassenbesetzern:
Uli Suter 3 ℔ hat vier Kind, dann noch 2 je 2 ℔.

Den Steinmetzen.
Jörg Peter 1 ℔; hat den Bau an der Landstraß zu Eglisau (als M. Jak. Nöggi krank war) mit Truwen geverktiget.

Den Zimmerlüten.
5 à 2 ℔.

* * *

Wir sind im Falle, hier ein kultur-historisch höchst interessantes Vorkommniß mitzutheilen, welches zwar nicht gerade ausschließlich mit Jörg Müller zusammenhängt, aber doch mit seinem Namen verknüpft ist. Neben Müller spielen dabei auch eine Rolle, ja wahrscheinlich noch eine wichtigere als er, der Antistes Heinrich Bullinger, der große Gelehrte Conrad Geßner u. a. Es ist die Verleihung von Stipendien an zürcherische Jünglinge zum Studium der Medizin im Ausland[1]). Sehr wahrscheinlich ist dieß der erste Vorgang dieser Art und sind vorher studierende Jünglinge nur unterstützt worden, wenn sie sich für den geistlichen Beruf ausbilden wollten. Es fällt auf, mit welcher Einsicht und weitem Blick die Verhandlungen über diesen Gegenstand geführt und wie zweckmäßig die aus der Kommissional-Berathung hervorgegangenen und von den Räthen

[1]) Herr a. Staatsarchivar Dr. Häne hatte die Freundlichkeit, uns auf die in den Acta Ecclesiastica im Zürch. Staatsarchiv aufbewahrten bezügl. Papiere aufmerksam zu machen. S. auch Zürch. Stadtb., Msc. H. 203.

Digitized by Google

gutgeheißenen Anträge waren. Dabei ist auch zu beachten, daß man bei der Verleihung dieser Stipendien in jener Zeit von einem ganz andern Gesichtspunkte ausging, als dieß heutzutage der Fall ist. Damals war großer Mangel an Aerzten; die Stadt Zürich hatte 20 Jahre vorher in der Schlacht bei Kappel so viele, namentlich auch junge Leute verloren, daß sich ein Mangel an geeigneten Kräften auf verschiedenen Gebieten geltend machen mußte. So war es auch der Fall mit Bezug auf die Aerzte und es mußte als ein öffentliches Bedürfniß empfunden werden, daß vom Staat aus dafür gesorgt werde, einige junge Männer für diesen Beruf auszubilden. Tüchtiges Studium in diesem Fach, namentlich im Ausland, war nur Wenigen möglich. Auch junge Leute aus den sogenannten bessern Ständen würden sich ohne Bezahlung eines Beitrags durch den Staat dazu nicht so leicht entschlossen haben. Bei der Austheilung der Stipendien in unserer Zeit ist es anders. Nicht Mangel an geeigneten Kräften für die verschiedenen Berufsarten ist vorhanden, man könnte eher sagen, daß da und dort die Zahl übersetzt sei; hingegen soll durch die Stipendien es dem Unbemittelten möglich gemacht werden, auch in den Fächern mit Andern zu konkurrieren, wo ihm die Mittel für die Ausbildung fehlen. Der Allgemeinheit wird durch dieses Verfahren hie und da gedient, indem wohl etwa sehr tüchtige junge Leute zu einem Studium gelangen, zu dem sie sich sonst nicht entschließen könnten. Aber häufig werden in Folge Verleihung von Stipendien nur mittelmäßige Kräfte ausgebildet; hier kann man dann nicht sagen, daß die Interessen des Gemeinwesens dadurch gefördert werden, es handelt sich mehr um eine Sache der Wohlthätigkeit.

Am 21. Wintermonat 1552 wurde vor Bürgermeister und beiden Räthen beschlossen, es sei meinem Herrn Heinrich Bullinger sammt den Gelehrten befohlen, sich zum Förderlichsten in den Schulen und wo sie Knaben wüßten, die in der Arznei zu stu-

Digitized by Google

dieren Luſt, Liebe und Geſchicklichkeit hätten, umzuſehen und etwa einen oder zwei ſolcher meinen Herren vorzuſchlagen. Diejenigen, welche ſich tauglich und geſchickt erweiſen, ſollen dann aus gemeinen Gütern unterſtützt und für dieſen Beruf erzogen werden. Man war anfänglich für dieſes Vorgehen im Rathe nicht ſehr eingenommen geweſen, aber nachher haben „meine Herrn bedacht und erwogen, wie der Stadt Doktores und Arzet mehrteils im Abgang und ſo keine andere uferzogen würden, daß mit der Zeit an ſölchen Lüten großer Mangel zuſtahn und ſin wurde".

Am letzten Wintermonat gl. Jahres wurde wieder ein bezüglicher Beſchluß gefaßt: Es ſeien, leſen wir, für das Studium der Medicin vier junge Leute vorgeſchlagen worden und aus dieſen habe man zwei ausgewählt, nämlich Georg Keller und Kaſpar Wolff [1]), in der Meinung, daß der eine ſich in der „Lib=", der andere in der „Wund=Arznei" ausbilden ſolle, wo aber nicht einer ſpeziell für die „Wundarznei" Neigung habe, ſollen ſich beide, ſoweit möglich, wenigſtens einigermaaßen in dieſem Fach üben. Eine Kommiſſion, beſtehend aus G. Müller, M. Lienhard, Holzhalb, M. Felix Peyer, M. Jak. Ruff ſammt den Verordneten zu der Lehr und Schulen ſolle noch darüber berathen, wohin die zwei Knaben zu ſchicken ſeien, etwa der eine nach Frankreich, der andere nach Italien und jedenfalls zu gelehrten Doktoren, die ſie gut unterweiſen und anführen.

Von Montag, den 5. Chriſtmonat iſt dann ein Bericht über dieſe Kommiſſions=Berathung datiert; derſelbe iſt von Antiſtes Bullinger verfaßt und eigenhändig geſchrieben, aber unterzeichnet: Jörg Müller Goldſchmied M., (als dem Präſidenten der Kommiſſion). Im Eingang wird angegeben, daß in der Rechenſtube

[1]) Beide waren um 1532 geboren und die Söhne verdienter Männer; G. Keller des Baumeiſter Balthaſar Keller, Mitglied des Rathes, der in der Kappeler Schlacht ſchwer verwundet wurde und K. Wolff des Heinrich Wolff, Zunftmeiſter und Amtmann zu Embrach, der in jener Schlacht fiel.

Digitized by Google

mit den bereits genannten vier Kommissions-Mitgliedern zusammengetreten seien: Felix Frei Probst, M. Heinr. Bullinger, Rud. Walthard (Gwalter), Dr. Conrad Geßner, M. Heinrich Rüscheler und Ludw. Lavater und den ihnen überwiesenen Gegenstand beraten haben. Weiter wird im Bericht gesagt:

„wiewol unsere gn. Herrn vermeynt, daß man angäntz die zween Knaben uf zwo Schulen von einanderen schicken sölle und das um meereren Nuz und flyßes wegen, so hat doch, daß die Knaben noch jung sind und deshalb noch ungewüß, daß auch an keinem Ort diser Zit weder in welschen noch in tütschen landen flissiger und mit größerem Nuz die ersten anfäng zur arzney, dadurch sy geübt mögend werden, denn zu Parys geläsen werden, die verordneten die unvermiedlich noth gedrungen ze schlyßen, si zum anfang gen Parys bed mit einanderen in Frankrych ze schicken, und daß sy den wytberühmten Arzt Jakobum Sylvium und andere vom König geordnete Läser in der Arzney hören." In zwei oder auch erst im dritten Jahr sollen sie dann heimkommen und sorgfältig geprüft werden, „was sy gelernt habind und wie sy gefasset sygend, damit auch unsr. gn. Hrn. Erkanntnuß nachkommen und flyßig gelebt werde". Wir lesen dann im Berichte weiter: „so soll dannethin beratschlagt und beschlossen werden, welchen man in Italien, oder welchen man in Frankreich oder wohin man si schicken wölle. Ob man auch zur selben Zyt Jörgen Keller zu der Libarzney allein und Caspar Wolff auch zu der Wundarzney oder (diesen) allein zu derselben ordnen und hinsenden wölle, auch zu was verrümpten Doktoren man sy thüege, bei denen sy die Praktik oder die täglich Arzney in gutes wüssen und gute übung bringend, daß sy mit der That der Stadt und dem Land nuz sygend". Konrad Geßner aber, Heinr. Bullinger und Rud. Gwalter sollen sich sofort an ihnen bekannte Ehrenpersonen in Paris wenden und bei denselben zu erfahren trachten, wo man etwa, sei es bei Doktoren der Medizin,

Digitized by Google

sei es bei Apothekern, die jungen Leute unterbringen könnte. Diese Logisgeber müßten dann ersucht werden, ein Auge auf sie zu haben und rechtzeitig zu berichten, wie sich dieselben anlassen, „damit man alle Zyt mit Fugen die Mängel (ob die vnfielend) verbessern könnte". Wenn man dann einmal wisse, wo sie in Paris untergebracht sein werden und was für sie zu bezahlen sei, sollen unsere Herren, die Rechenherren, einen Antrag stellen, wer den „Costen oder das Gäld, so über diese notwendige Handlung gahn wird, erlegen sölle".

Die zwei jungen Leute kamen dann nach Paris und studierten dort bis im Frühjahr 1555. In einem Rathsbeschluß vom 11. April jenes Jahres wird im Weitern mitgetheilt, daß seiner Zeit beschlossen wurde, jedem der beiden Jünglinge jährlich, so lange sie fort seien, 60 Sonnen-Kronen auszuzahlen und daß nun die bereits verfallenen Beträge vorläufig aus der Kasse des Obmannamts bezahlt worden seien. Der Obmann Köchli erhält nun den Befehl, diese Auszahlungen definitiv zu buchen und die gleiche Summe den Studenten auch fernerhin auszuzahlen, „alle Jar, bis sy wieder anheimbsch kommen".

Am 25. April gl. Jahres wird von Bürgermeister und beiden Räthen beschlossen, daß die zwei ausgeschickten Jünglinge G. Keller und K. Wolff von der bezeichneten größern Kommission nun fleißiglich zu examinieren seien: „nachher sollen dieselben wieder hinweg an Ort und End, die ihnen zu ihrem Vorhaben dienstlich fertigen söllind".

Unterm 4. Mai wird von Bürgermeister und beiden Räthen mitgetheilt, daß G. Keller und K. Wolff „in getanem Examine vor den verordneten Herren verhört worden seien und daß sich diese dasselbig treffenlich wohl gefallen lassen". Die Kommission erhält den Auftrag, die Jünglinge, dazu aber auch deren Freunde noch einmal zusammenzuberufen, ihnen mitzutheilen, welche große Kosten bereits über diese Sachen ergangen und sie anzufragen,

Digitized by Google

was die Verwandten in der Zukunft an die entstehenden Kosten beitragen wollen. „Und hienebend sollen beid knaben wie andere so im stipendio sind trostung geben (Bürgschaft leisten), damit der Costen, so mit inen ufgaht, im Fall, daß sy von irem vorhaben abstunden, ald sich ungehorsam erzeigten, wiederum ze finden und yngekommen syge."

Am gleichen Tage berichtet noch die verordnete Kommission über alle diese Punkte. Es wird nun beschlossen, den Jünglingen auch weiterhin 60 Sonnen-Kronen per Jahr einem jeden auszurichten. Die Anverwandten werden wahrscheinlich übernommen haben, auch etwas zu thun, denn die Studenten sind unterdessen älter geworden und der Aufwand für dieselben ist gewachsen, sodaß 60 Sonnen-Kronen allein nicht ausgereicht hätten. Eine Verordnung soll aufgestellt werden; die Rechenherren erhalten den Auftrag, die jungen Leute auf dieselbe zu verpflichten und sie ihnen in Schrift verfaßt mitzugeben.

Diese Verordnung, die sehr sorgfältig abgefaßt ist, lassen wir im Auszug folgen. Sie trägt das Datum des 22ten Mai 1555.

Ordnung, was die beyd Jüngling, so in der Stadt Zürich Kosten erhalten werden, ze thund schuldig seyn.

Es söllen Jörg Keller zu Padua, und Caspar Wolf zu „Mompelier", sich mit allem Flyß uff die Kunst der Arzny gäben, und studieren was inen wyter vonnöthen ist, ihren Curß zu vollbringen, sonderlich das antrifft die Kunst selber, und Methodum Medendi[1]), die Namen einfacher und vermischter Arznyen, die Diät, die Chirurgia oder Wund-Arzny.

Des ersten söllen sie alle Tage dry Lectiones hören, zwo in der Lyb-Arzny, und die dritt in der Wund-Arzny.

Fürs dritt die Anatomie mit söllichem Flyß üben, daß sie

[1]) Heilmethode.

Digitized by Google

den Schärern und den Glehrten, so mans begehrte, an eines Menschen Körpel, alles innerlich und äußerlich, samt alles Geäders ußtheilungen, mit ihrer Hand howen und zeigen können.

Zum Vierten: Mit den Doktorn der Lyb- und Wund-Arzny sollen sie täglich auf die Praktik gahn, alle Ding flyßig merken und uffzeichnen, damit sy ein Buch zeigen können, sömlich ihres Fleißes, wie es vielen Kranken ergangen, und was Raths oder Arznyn sie gebraucht, mit Nutz oder Schaden.

Zum Sechsten: söllen sie in der Lyb- und Wund-Arzny Doctores werden in einer rechten hochen Schul, durch disputieren probirt, und desselben gute ehrliche Kundschaft und Brief bringen, wo der Religion halb kein Hinternuß wäre.

Zum Siebenden: so sie Doctores worden, söllen sie sich angehnds uff die Practik geben, große Spitäler oder andern Doktores besuchen, allerley Fäll und Krankheiten mit ihnen zu besehen, bis daß sie von unsern Gnädigen Herren berufft werden.

G. Keller studierte dann in Padua und K. Wolff in Montpellier, bis wann, wissen wir nicht genau; das einzige, was noch vorliegt, ist ein Bericht von Heinrich Bullinger, welcher vom 31. März 1558 datiert ist: Das Wesentliche aus demselben ist Folgendes:

Des letzten Martini 1558 im Byssin Hrn. Bürgermeister Müllers, Hrn. Joh. Haben, a. Bürgermeister, M. Felix Peyer, M. Hansen Köchli, Obmann, Hrn. Dr. Ed. Gäßner, M. Heinr. Bullinger, Hrn. Rud. Gwalter, Ludwig Lavater und Hrn. Wolfgang Haller wurdent angezeigt und dargelegt die Kundschaften so hergeschickt von wegen Jörgen Keller und Caspar Wolfs der Aerzten, auch anzeigt, wie sy nun Doktoren wurden der Arzney, und beratschlagt wie man sich fürohin mit inen halten wölle. Daruff ward einhellig angesehen (der Hr. Dokt. Ed. Gäßner sölle inen zuschryben), daß sy nach wys bis uff unserer Herren berufen, wyter in der Frömbde blyben sollen. Da aber söllend

Digitized by Google

sy sich allein uff die Praktik begäben, auch großer Spitälern (und da vil lib- und Wund-arzney geübt werde) beflyßen nach Auswysen der Ordnung, die inen gegeben ist. Da sölle auch einer frey sein in Italien zu blyben oder in Frankrych oder anderschwohin ze ziehen, allwegen an Ort und Ende, da sy sich in der Arzney am besten üben möginb. Auch allwegen, wo sy synd, anzeigen und beflyßen, daß sy heimkommid eerlich mit nuz und Trost den kranken."

Wir wissen nun nicht genau, wie lange die Studienzeit dauerte, aber 6 bis 7 Jahre werden es mindestens gewesen sein, während welchen die jungen Leute auf Rechnung der Stadt studierten. Die Sache wurde jedenfalls nicht kleinlich behandelt.

Die Republik Zürich hat mit Ausrichtung dieser Stipendien einen guten Griff gethan; sie bildete in Keller und Wolff tüchtige und brauchbare Männer, die auch im öffentlichen Leben hervorgetreten sind, aus. Beide waren als Aerzte hochgeachtet, ertheilten aber auch als Professoren Unterricht und sind durch schriftstellerische Arbeiten bekannt geworden. Keller starb 1603 als Chorherr und Wolff 1601 als Stadtarzt und Inhaber verschiedener Aemter. Die hier mitgetheilte Verordnung soll Konrad Geßner entworfen haben, und der eigentliche Berichterstatter der Kommission war Bullinger, auch die übrigen gelehrten Herren werden ihren Theil zu der Lösung der Aufgabe beigetragen haben; aber es war gewiß nicht Zufall, wenn der Rath sein Mitglied G. Müller an die Spitze der Kommission stellte. Es ist anzunehmen, daß dieß seiner Einsicht und seines praktischen Verstandes wegen geschah, auch glaubte man vielleicht gerade dadurch, daß man das aus dem Handwerk[1]) hervorgegangene und gewiß als konservativ bekannte Rathsmitglied an die Spitze stellte, das neue Vorgehen

[1]) G. Müller hat wohl den Beruf eines Goldschmieds mehr als Handwerker, weniger als Künstler ausgeübt.

Digitized by Google

bei der Bürgerschaft desto eher begreiflich zu machen und zu empfehlen.

* * *

Aus der Zeit, da Müller dem Kleinen Rath angehörte, aber noch nicht Bürgermeister war, haben wir noch Folgendes mitzutheilen. Im Januar 1555 brachte der Rath den Locarner-Handel an die Gemeinden, das Volk mußte darüber abstimmen, ob es mit seiner Behörde einverstanden sei, daß Zürich für die Glaubensfreiheit der Locarner einstehe und sich dadurch allerdings mit seinen Miteidgenossen, sogar den reformierten, in etwelchen Widerspruch setze. Die Gemeinden stunden in dieser Sache unbedingt zu den obersten Landesbehörden. Wie andere Rathsmitglieder hatte auch Müller damals auf der Landschaft „Fürtrag" zu halten, d. h. die Beschlüsse vor der Abstimmung zu erläutern. Mit Felix Brunner wurde er nach Grüningen, Greiffensee, Dübendorf, Schwamendingen, Stäfa, Männedorf, Meilen, Küsnacht, Zollikon „samt ihren Zugehörden" abgeordnet[1]). Wir finden auch einen bezüglichen Eintrag in der Seckelamts-Rechnung; sie brauchten auf dieser Tour, die Ehrenausgaben mitgerechnet, 29 ℔ 11 ß.

Ein anderer Eintrag in der gleichen Rechnung (17 ℔ 13 ß 5 h) zeigt uns, daß Müller zu jener Zeit auch einmal mit Itelhans Thumysen nach Lichtenstein hinaus vor Landgericht geschickt wurde, „von wegen eines Meßpriesters, so mynen Herren zugredt hat". Das will heißen, der Priester hatte den Rath von Zürich beschimpft und wurde von diesem beim Landgericht verklagt.

Ein weiterer Eintrag am angeführten Ort lautet:

1556 wurde ein gewisser Betrag verausgabt für M. Ytelhans Thumysen, M. Jörg Müller, Marx Schultheß und Hrn.

[1]) Zürch. Staatsarchiv. Fürträge.

Digitized by Google

Stadschreiber Escher samt den beiden Vögten Kyburg und Lauffen uf den Tag zu Schaffhausen des Wyders und Bauwens halb mit zeerung, Ryt- u. Roßlohn und allen Unkosten.

21. Tag Aug. 56.

Der Widder ist das Schaffhauser Wappen, um dessen Beseitigung am Zürcherufer es sich nach zürcherischer Ansicht handelte.

Es wurde zu jener Zeit der bekannte Schiedsspruch der Eidgenossen im Spahn zwischen Zürich und Schaffhausen gefällt betreffend die Oberhoheit über die dortige Rheinbrücke, bei welchem Müller als Vertreter Zürichs mitzuwirken hatte [1]). Weder er noch die andern Raths-Mitglieder stellten sich damals vor, daß 350 Jahre später das Schweizerische Bundesgericht diesen Spruch in so weitgehendem Sinn zum Nachtheil Zürichs auslegen werde, sonst hätten sie ihn wahrscheinlich nicht angenommen, sondern einen eigentlichen Richterspruch ergehen lassen.

* * *

Am 6. Januar 1557 starb Bürgermeister Rudolf Lavater und es wurde nun als dessen Amtsnachfolger ganz kurze Zeit darauf Georg Müller gewählt. Er trat sofort als Vorsitzender des Raths ein, der die erste Hälfte des Jahres zu amten hatte (Natalis), während dann Joh. Haab alt Bürgermeister war, d. h. das Amt bekleidet hatte während der zweiten Hälfte des vorhergehenden Jahres und auch wieder gewählt wurde für den entsprechenden Theil des Jahres 1557. An die Stelle Haab's trat zwei Jahre später Bernhard von Cham und war somit auch der Amtskollege Müller's bis zu dessen Tod. Müller sträubte sich gegen die Annahme der Wahl, doch half es ihm nichts, er mußte sich unterziehen; die Räthe und die

---

[1]) Sprüngli: Ephem. Tig.

Digitized by Google

Bürgerschaft theilten nicht seine Ansicht, daß er dem Amt nicht in jeder Beziehung gewachsen sei [1]). Sonntag, den 17. Januar, fand das übliche Mahl auf den Zünften statt. Dasselbe ging, wie wir aus dem nachfolgenden Eintrag in die Seckelamts-Rechnung ersehen, zum Theil auf des Bürgermeisters, zum Theil auf der Stadt Rechnung.

1556/57.

14 ß. 5 h. In den Einnahmen.

Bracht M. Felix Walder, was an Hrn Bürgermeister Müller schengki uff den Zünften dergstalt fürgschoßen. Namlich 995 Mann waren zu Tisch gesessen. Da ein jeder an den Wein und Brod 1 ß gegeben (da man die Tischdiener, auch Stadtknecht und andere nit rechnet). Und gab der Obmann gemeiner Klöster den Wyn; was 13 Eimer, 3 quart, 4 k. vom 52. und 9 Eimer 2 quart 2 k. vom 56. jar; und bezahltend M. Herren das Brot, bracht 35 ℔ 10 ß und so die gegebene Ürte gerechnet, kommpt minen Herren obgemeldte Summe an Wyn zu hilf.

Sonntag 17. Tag Jänners 57.

Von einem weiteren Festessen der Bürgerschaft auf dem Lindenhof, das bald unter Müller's Regiment stattfand, gibt uns ein anderer Eintrag in der Seckelamts-Rechnung Kunde.

---

[1]) Dies deuten auch die nachfolgenden Sprüche an, die nach Müller's Tod gedichtet wurden:

1. Ob Du schon nicht darnach gestellt,
So hat Dich dennoch Gott erwählt,
Daß Du solltest Burgermeister sein,
Welches Dir eine Beschwerd' war und ein Pein;
Jedoch hast Du fürsichtig g'regiert
Und Dein Amt mit Weisheit geziert.

* * *

2. Herr Müller wehrte sich, die Standswürd' anzunehmen,
Man konnt' ihn kaum dazu mit Bitt' und Müh' bequemen,

Digitized by Google

1558. in den Einnahmen.

℔ 17. ß 16. h. 8. Sind fürgschosen an Win und Brot, als min Herren mit der ganzen Gmeind samt Wyb und mann den Ochsen, so die Büchsen-Schützen von Wynfelden pracht, uff dem Hof geessen und warend 1951 Personen zu Tisch gesässen. Myn Herren gabend den Wyn vom Kloster Oetenbach; was 41 Eimer, 8 k.

Act. 29. Aug. 58.

Diese Einnahmen sind keine Netto-Einnahmen; es steht ihnen die Lieferung von Wein gegenüber.

* * *

Es folgt nun eine interessante Correspondenz des Bürgermeisters mit seinem Sohn Hans, der damals, 23 Jahre alt, in Nürnberg das Goldschmiede-Handwerk erlernte. Aus diesen Briefen[1]) lernen wir die nüchterne und strenge, ja sogar etwa naive Denkungsweise Müller's kennen. Er ist ein nicht sehr nachgiebiger Vater gegenüber dem Sohn; doch für dessen Wohl redlich bemüht. Es entgeht uns auch nicht, daß schon in jenen Jahren (1557 und 58) Müller sich mit dem Gedanken befaßte, das ihm aufgezwungene Bürgermeisteramt niederzulegen, und daß seine Gesundheitsverhältnisse schon damals keine günstigen waren.

Aus dem Jahr 1556 sind nur einige Briefe des Sohnes Hans vorhanden, diejenigen des Vaters (sowie einer der Mutter)

Denn er hat wohl bedacht die große Sorg' und Last,
Die den, der sie betritt, umringet und umfaßt.
Doch mußt' er endlich dran. Man wußte, daß gelingen
Wird all' sein Rath und That, wie denn in allen Dingen,
Die er erwegen sollt', er höch gesegnet ward;
Drum wird in Ewigkeit der Ruhm ihm aufgespart.

[1]) Mic. Simmler 89 in d. Zürch. Stadtb.

Digitized by Google

fallen dann in die Jahre 1557 und 58, in eine Zeit, wo er schon als Bürgermeister thätig war. Im Schreiben vom 15. August 1556 bittet er den Vater, er möchte ihm beholfen sein, mit einem oder zwei Gulden, denn es sei dringend nöthig, daß er sich neu bekleide; es sei bald kein Stück mehr auf seinem Leib, das nicht ein Loch habe. Es scheint fast, als ob der Vater dieses Bittgesuch des Sohnes übersehen habe, denn der Letztere schreibt wieder unterm 25. Weinmont: „und wüß, lieber Vater, daß ich mich auch nach Nothdurft mit neuen Kleidern diesen Winter zu versehen habe und so balde kein Botschaft me ushin kommt. Und hab ich von Antoni Gäßner mit Anbietung gegen mir in föllichem fall ze dienen, 3 Gulden von ihm entlehnt." Er bittet den Vater, dem A. Geßner den Betrag zu vergüten, wann dieser heimkomme, er, Hans, werde später dem Vater den Betrag ersetzen.

Kaum ist G. Müller Bürgermeister geworden, so schreibt unterm 28. Jänner 1557 A. Lang, wahrscheinlich Hans Müller's Lehrmeister, an ihn: Konstantin Wolff, Pfarrer zu Gachlingen (Gachnang im Thurgau) schulde ihm noch vierzig Gulden von seinem Bruder Konrad her, der in Nürnberg gewesen. Er bittet nun den Bürgermeister, er möchte doch den Landvogt im Thurgau veranlassen, den Pfarrer zur Zahlung anzuhalten. Es scheint, daß Müller in der That eingriff, denn kurze Zeit nachher zeigt ihm Lang an, daß der Pfarrer in Gachlingen nun bezahlt habe und verdankt ihm seine Bemühungen bestens. Beachtenswerth ist ferner der Brief des Sohnes vom 12. Hornung 1557, in welchem er dem Vater zur Bürgermeisterwahl gratuliert.

Hans schreibt: „Gott hab Lob sömlichs berufs von sömlicher gnaden und Weißheit zu Dir, daß Du mit Fürsehung einer christlichen Gemeindt zu Zürich erwellter Bürgermeister seist worden anstatt dem Hrn Lavater sel. Deshalb wünsch ich Dir und uns allen vil Glücks zum Höchsten, daß er uns allzyt in seiner göttlichen Gnaden well erhalten und nach diesem das ewige Leben geben."

Digitized by Google

Nun folgt der Brief des Vaters vom 16. April 1557. Er schreibt:

„Und deshalb lueg, das Du in der Frömde keine Frau nehmest und Dich lassest überreden wie der Caspar tan hat. Wann du heim kommst, dich wol haltst und etwas kannst, so will ich dir mit Hilf Gotts wohl um ein Frauwen hälffen. Ob es sich aber von Gott und dem Glück fügte, daß Dir eine riche an die Hand stieße, darwider werde ich Dir nit sin; da lueg aber, daß Du die Augen wol usdügist, daß Du nit überführt werdist."

Und mit Bezug auf den jüngeren Sohn Beat, der in Nürnberg das Schlosserhandwerk lernt, fügt er bei:

„Den Batten sollt Du nid von Nürnberg lassen, die will Du da bist, besonder die wil er bi einem guten Meister ist. Da lert er me by, dann so er all Wuchen by einem nüwen Meister wär und besunderhalb by sinem Meister."

Sodann ein Briefchen der Mutter Elsbeth Müller an den Sohn (vom heil. Abend) gleichen Datums wie zuvor:

„Wüß, lieber Hans, das mich gar übel blanget, wann Du heimkämest. Und je bälder Du kämest, je lieber es mir wäre. Dann wir sind bedy zufällig und sit daß der Vater Burgermeister ist worden, so hät er gar mächtig abgnan, denn es ist ihm eine große Beschwerd. Darum wet ich gar gern, daß Du heimkemist, die wyl Du uns noch bedy findst; aber ich denk, der Vater heig dir auch gschrieben."

Im Schreiben vom 23. April 1558, welches im Auszug folgt, läßt der Sohn den Gedanken durchblicken, daß er noch einige andere Städte kennen zu lernen wünschte. Er schreibt:

„Wiewohl ich einen guten Lust han noch etwas witeres von Stetten zu besehen, es syge den Rhynstrom hinab uf Antorf (Antwerpen) oder hinab uf eine in Oestrich, so ichs geschicken kann, damit ich auch den Herbst auf allerlängst möcht heimkummen. Dennoch lieber Vater von wegen Deines eerlichen

Digitized by Google

Ampts, wie Du mir haſt zu wüſſen getan, daß nüt länger Willens darby zu bliben, ich guti Hoffnung han, Du werdiſt zuvor alle Dinge wol bedacht han, ob es deyn, auch unſer Nutz ſein möchte; dann die Welt zun Zeiten unverſtändig iſt. Aber was Du ſchon erfaren haſt, das blipt mir noch verborgen."

Der Sohn würde wünſchen, daß der Vater im Amte verbliebe, er kennt die Mühen und Beſchwerden, die der Vater in demſelben hat, nicht; dieß geſteht er denn auch am Schluß des Briefes ſelbſt ein. Der Vater antwortet hierauf am 5. Mai gleichen Jahres, wobei er einen etwas ſtrengen Ton anſchlägt.

„Demnach hab ich in dein Schriben verſtanden daß Du ein Luſt hettiſt gen Andorf oder gen Wien in Oeſtrich zu ziehen, damit Du dieſelben Stett auch ſehiſt. Das will mich nit für gut anſehen; dann Du haſt nit vil über drei Monat, ſo iſt der Herbſt hie; Du möchteſt wenig in dieſer kurzen Zyt ußrichten; dann es iſt ein wyter weg; eb du hinab und wieder hinuf kemiſt, wer die Zyt faſt dahin; dazu hettiſt vil by dieſen Läuffen auf dem Wäg zu erwarten. Es werden auch die Oberländer, ſo des Luſts zu Antorf am Meer nit gewont, gern krank. Söllichs möchte dir auch uf dem Wäg gegen Wien begegnen."

Und weiter:

„Der Grund (warum einer tüchtig in ſeinem Beruf werde) liegt nit an dem, daß einer vil Stett geſehen hab, ſonſt wären die Bettler und Landsknecht, ſo alle Land durchſtrichen, die aller geſchickteſten, ſundern ligt der faſt, wie Du ſelber weißt, vil me an dem, daß einer eine Liebe zur Kunſt hab und ſich darin flyßig übe. Jakob Stampfer[1]) iſt auch nit weiter gſyn, dan im Schwabenland und hat andere laſſen wyt umherlauffen; er hat aber den beſſern Teil mit ſym flyßigen üben darvonbracht; alſo magſt du auch tun; wann du di Zyt rechniſt, die du uf

[1]) Der geſchickte damalige Zürcher Goldſchmied.

Digitized by Google

der Straß hinab und wieder hinuf haben mußt und du dieselbig Zyt by guter Silberarbeit bist; das ist dir wol nützer weder daß du di Zyt uf der Straß verzeren müßtist. Dann du möchst in der Zyt etwas sehen und gibt dir Lon dazu; so du aber die Reis vor die Hand nimmst, würde dir kein andrer Nuz darus folgen, dan daß du müde Bein macheſt, das Geld verzerſt, die Kleyder zerreißeſt und dazu warten müßteſt, daß du krank werdiſt oder sunst allerley Gfar, die dir uf dem Weg begegnen möcht."

„Darum", fährt er fort, „lieber Hans, ist mein Beger, daß du nit wyter zieheſt unz (bis) da ze Nürenberg und Augsburg, uf den Antwerp nit und wirſt dann in der kurzen Zyt nach Wien auch nit keren, dann du haſt bisher gespürt daß ich din Nuz und Wolfahrt so viel mir möglich gweſen gefürdert hab und so bin ich füro geneigt. Darum welt ich gern, daß du in dieſem jar heimkommeſt, darauf ich dir mit der Hilf Gotts mit einer Frawen könnte verſehen, dann uf nächſtkünftigen Wienacht hab ich im Sinn (wills Gott) minen Stand ze ändern. Darum ſchrib mir fürderlich, wann du heim kommen weliſt."

Man ſieht deutlich, es hängt alles zuſammen mit der Bürgermeiſterſtelle, von der er wegzukommen wünſcht und mit der auch eine gewiſſe Verſtimmung zuſammenhängt. Und weiter: „Ich wil dich aber hieruf nid nöten, daß du grad uf eine gwüſſe Zyt müßeſt heimkommen, ich ſetz es dir anheim, in dieſem jar, früh oder ſpat im jar, oder zu einer andern Zyt, wann du wilſt und magſt kommen, und han dir aber ein Urſach anzeigt, damit ich dich möcht mit einer Frawen verſorgen, diwil ich das Ampt noch hett."

Der Bürgermeiſter hat eine große Familie und es liegt ihm daran, ſeine Söhne gut zu verheirathen. Hans ſoll daher in der Fremde nur eine reiche Frau auswählen. Thut er dieß nicht, ſo will ihm der Vater zu Hauſe zu einer ſolchen verhelfen. Dieß kann er aber am beſten, ſo lange er noch Bürgermeiſter iſt.

Digitized by Google

Hans gibt auf dieses hin seine Reiseprojekte auf und fügt sich dem Willen des Vaters, indem er demselben unterm 15. Brachmonat 1558 schreibt: „und ich wil, ob Gott will ufs allerlängst im ersten Jngang des Herbstmonats zu euch heim kommen; länger soll sich es nüdt verziehn. Es ist war, es ligt nüdt allweg an dem daß einer vil Stett gesehen hat. Zu dem ist mir die Zyt kurz genug auf dem Hals gewesen, da hinab zu ziehn."

* * *

Jn diesen Jahren war Müller vom Rath bezeichnet worden, die Bau- und Sihl-Rechnung zu prüfen und abzunehmen [1]). Als früherer Bauherr und äußerst gewissenhaft und erfahren in der Stellung von Rechnungen war Müller hiezu ganz besonders geeignet und es blieb ihm denn auch dieser Auftrag bis an das Ende seines Lebens.

Aus dem Jahr 1564 ist noch eine Rede Müller's vorhanden [2]), mit welcher er am 16. Brachmonat den neugewählten Landvogt für Thurgau Jm Brunnen von Uri bewillkommte, als dieser durch Zürich reiste, um in Frauenfeld aufzureiten. Er empfiehlt dem thurgauischen Landvogt Zürich zu guter Nachbarschaft und ladet ihn ein zu einem Nachtmahl auf dem Schneggen. Es sei eine gute Sitte, welche schon die Vorfahren geübt, bei solchen Anlässen einige Zeit zusammenzusitzen; die nähere Bekanntschaft, welche hiebei gemacht werde, habe oft zur Folge, das man sich im geschäftlichen Verkehr besser verstehe, was von allgemeinem Nutzen sei.

Das Jahr 1564 war aber ein Unglücksjahr für Zürich und hat wohl auch an unsern Bürgermeister außerordentliche

---

[1]) Mic. Leu, Fol. 4 in d. Zürch. Stadtb.
[2]) Mic. G. 474 in d. Zürch. Stadtb.

Digitized by Google

Anforderungen gestellt. Es grassierte in unserer Stadt, sowie in der Eidgenossenschaft und weit herum die Pest[1]; im zürcherischen Gebiet starben in diesem und den folgenden Jahren 33,350 Menschen an der Seuche. Es wurde damals der Friedhof bei St. Anna neu angelegt und beim Großmünster auf der Nordseite desselben die Leichen ohne Särge in Gruben gelegt und mit Kalch bedeckt, was dann nachher in sanitarischer Beziehung sich für den Gebrauch der Kirche als sehr nachtheilig erwies. Zu dieser Zeit starb in Zürich der große Gelehrte Doktor Konrad Geßner, den wir oben erwähnt haben, ferner Theodorus Bibliander und der berühmte Buchdrucker Christoph Froschauer; auch Antistes Bullinger lag an der Krankheit darnieder, erholte sich aber dießmal wieder. In Genf starb Calvin. Täglich gab es damals in Zürich 5 bis 7 Todesfälle, erst um die Mitte des Januar 1565 ließ die Seuche nach und hörte endlich ganz auf. Sie brach aber dann in diesem Jahr noch einmal aus und suchte auch 1566 die Stadt heim. Mehrere Häuser starben ganz aus und es sollen in der engern Stadt etwa 500 Personen gestorben sein. Der Rath erließ zu dieser Zeit merkwürdige und sehr zweckdienliche Polizeivorschriften, z. B. betreffend die Annahme von Dienstboten, die Isolierung von Personen aus Häusern, in welchen Jemand gestorben war und Fernhaltung derselben von den Orten mit größerem Verkehr. Wiedergenesene wurden für einen Monat abgesperrt: Betten, Wäsche und dergleichen durften ein halbes Jahr lang nicht verkauft und Letztere nicht Wäscherinnen zum Waschen übergeben werden. Die Theilnahme an Leichenbegängnissen wurde eingeschränkt. Im Kloster Selnau ließ der Rath ein Pestspital einrichten. Daß die Todtengräber zu dieser Zeit viel Arbeit hatten, läßt sich denken,

---

[1]) Zürch. Staatsarchiv, A. 70. — Vogel; Denkwürdigkeiten d. St. u. Landsch. Zürich.

Digitized by Google

es weisen aber auch darauf hin folgende Einträge in der Seckelamts-Rechnung:

1564/65:

1 ß Bernhard Frey, dem neuen Todtengräber, als ihm einer geholfen, auf dem Prediger Kilchhof ein Gruben machen die Todten zu vergraben; denn dieser Wuchen 48 Personen gestorben. 30. Jenner.

5 ß Dem genannten Frey wie er 5 Wuchen Todtengräber gsin und den Dienst wiederum ufgab. 5. Hornung.

30 ß Albrecht Küngen us Erkanntnus der Ratsherren um das er dieses Halbjar vil müy und arbeit gehept mit vergraben der abgestorbenen zu einer vereerung.

Im sogenannten Glarnerhandel tritt der Bürgermeister Müller mehrfach hervor. Die reformierten und katholischen Glarner vertrugen sich schon längere Zeit nicht am Besten miteinander; im Jahr 1560 aber erregte der (reformierte) Prädikant in Bettschwanden erst recht den Haß und die Leidenschaften durch seine aufreizenden Reden, welche mit dem Landfrieden wenig im Einklang waren. Schwyz war nahe daran loszuschlagen und die andern 4 inneren Orte stunden auf seiner Seite. Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell, sowie St. Gallen, die drei Bünde und der Abt von St. Gallen warfen sich als Schiedorte auf, gaben sich große Mühe, den Frieden zu erhalten und stellten Mittel (Vergleichsvorschläge) auf. Diese wurden indessen nicht angenommen. Es sah aus, wie wenn ein eigentlicher Rechtsspruch ergehen müßte, dem sich dann aber, wie zu fürchten war, vielleicht nicht beide Parteien gefügt hätten. Auch die Vertreter der fremden Mächte mischten sich ein und bemühten sich, für den Frieden zu wirken. Erst im Weinmonat 1564 konnte auf einem Tag in Baden konstatiert werden, daß

Digitized by Google

nun auch Schwyz die gestellten Mittel angenommen habe, und damit der Spahn beseitigt sei.

1561 am 18. Mai hatte G. Müller und neben ihm Jak. Stampfer und Hans Bräm eine Besprechung mit dem Ammann Schuler, einem reformierten Glarner, in Zürich und am 16. Brachmonat Müller allein eine solche mit Ammann Häffig, der zwar katholisch, aber zum Frieden geneigt war. Vom 23. März 1562 ist ein noch vorhandener Brief des Bürgermeisters an seinen Kollegen Bernhard von Cham, der sich auf einem Tag der reformierten Städte zu Aarau befand, datiert, der sich auf diesen Handel bezieht. Endlich wird auch mitgetheilt, daß Müllern seinem Naturell entsprechend, die Sache sehr zu Herzen gegangen sei, als im Sommer 1564 Schwyz und die reformierten Glarner immer noch nicht zur Annahme der Mittel gebracht werden konnten. Den 22. Brachmonat hatte er eine schlaflose Nacht, in welcher er auf allerlei Gedanken hinsichtlich des weitern Vorgehens kam. Er wollte am folgenden Tag mehr als Privatmann, ohne von einem Standesweibel begleitet zu sein, nach der Ziegelbrücke reiten und dort mit dem Ammann Bäldi eine Besprechung halten, doch riethen ihm seine Kollegen davon ab, indem sie es für gefährlich hielten, daß sich das zürcherische Standeshaupt so weit in die Sache einlasse; dieß könnte die Glarner in ihrem Freiheitsgefühl verletzen. Jedenfalls war aber Müller alles daran gelegen, den Streit zu einem Ende zu bringen. Dazu hatte er auch allen Grund, denn es sah mehrmals aus, als wollten die Schwyzer und die reformierten Glarner an einander gerathen und der confessionelle Krieg in der Eidgenossenschaft von Neuem losbrechen [1]).

* * *

[1]) B. Sprüngli: Ephemera Tig. (Stadtb. Msc. J. 287).

Wir haben schon früher gesehen, daß der Bürgermeister zeitweise ernstlich mit dem Gedanken umging, von seinem Amte zurückzutreten; Ende des Jahres 1564 wollte er nun diese Absicht zur Ausführung bringen, doch umsonst; noch einmal mußte er sich dem Verlangen der Räthe und der allgemeinen Volksstimme fügen und noch drei Jahre bis zu seinem Lebensende in der für ihn schwierigen Stellung aushalten. Es war namentlich das Gefühl, daß er derselben nicht in allen Richtungen gewachsen sei, welches ihm den Wunsch, entlassen zu werden, nahe legte: Es fehlte Müller an einer gewissen höhern, namentlich auch weltmännischen Bildung; der französischen Sprache war er ohne Zweifel nicht mächtig; das öffentliche Auftreten und namentlich auch Sprechen vor einer größern Versammlung war offenbar nicht seine Sache. Wahrscheinlich hat er den Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen ihm und seinen Amtskollegen (zuerst Hans Haab und dann B. von Cham) bestand, nur zu gut erkannt und dieses Gefühl mußte auf einen bescheidenen Mann, der sich nirgends vordrängte — und dieß war Müller ohne Zweifel — einen demüthigenden Eindruck machen. Es ist auch in der That auffallend, wie selten Müller an eidgenössische Tagsatzungen und andere größere Anlässe abgeordnet wurde, zu Gesandtschaften kam er gar nicht; dieß alles sieht man deutlich beim Durchgehen der eidgenössischen Abschiede. Wir wissen nicht, wie weit es die Räthe waren, welche Müller nicht für derartige Aufträge zu verwenden wünschten, oder wie weit er selbst sich gegen die Uebernahme wichtigerer Missionen nach Außen sträubte. Sei dem, wie ihm wolle, er fühlte sich in dem ihm aufgedrungenen hohen Amt nie behaglich und es war gewiß oft sein sehnlichster Wunsch, dasselbe niederlegen zu können. Dazu kam noch die geschwächte und oft prekäre Gesundheit des Bürgermeisters, die ihm die Amtsführung nicht wenig erschweren mußte. Am 6. Christmonat 1564 suchte er bei Anlaß der Wiederwahl

Digitized by Google

in einem gut redigierten und wohldurchdachten Schreiben um seine Entlassung nach, zu gleicher Zeit motivierte er auch seinen Schritt in einer Zuschrift an seinen Kollegen, den Bürgermeister von Cham. Aus ersterem Schreiben folgen hier einige bemerkenswerthe Stellen[1]):

„Als Ihr auf Herren Burgermeister Lavaters sel. Abgang, mich an seine stath zu euerem Diener genommen, darum ich Euch solcher Ehren und Gnaden ganz underthennigen Dank sage, und wiewol mir sellich Ambt damahl anzenemmen, gar widerig und schwer war, bin ich doch euch meinen Herren Gehorsam gsyn, und hab daran bishar mein bestes gethan, und wölt warlich gern wyter euch meinen gnedigen Herren an dem Ambt diennen. Ich hab aber ietz im Alter merkliche Zufähl, daß mir an der Gedechtnuß und anderen Dingen so vil abgegangen, daß mir diß Ambt Lybs halben fürhin zu verwalten zu schwer sein will. Dieweil dann gemeiner Statt vil an disem Ambt gelegen, und ihr mein Herren von den Gnaden Gottes vil weiser verständiger Herren hand, so zu disem Ambt geschickter sind dan ich und so ihr dann nach altem loblichem Brauch euwer Regiment auch diß mahl werdet besetzen, und mich villeicht wider zu euerem Diener nemmen, welches aber zu diser Zeit aus obgehörten Ursachen für Euch nit mehr sein wurde . . . . . Dieweil ich dann Euch meinen Herren ob die dryßig Jahren vast aneinanderen, in eueren Ämbteren gediennet, dann gleich nach unserem Unfahl nammend ihr mich zum Obmann der Klöstern, wie wol ich damals keines Ambts begehrt, dan ich hat ein gut Handwerk, das war dazumahl nit übersetzt, das ließ ich fahren, zog aus meinem Haus zum Grimmenthurm, da ich das Ambt 20 Jahr

---

[1]) Zürch. Stadtb. Mic. T. 418; Leu IV, 120; Bürgerm. Buch, Mic. G. 69, 70.

Digitized by Google

ohn einen Knecht verſehen, und warlich vil müh und Arbeit darob erlitten, ehe die Ämbter alle in ein rechte Ordnung bracht worden ſind."

Dieſes Vorgehen des Bürgermeiſters, der ſich im Geheimen aus der Stadt entfernt hatte und erklärte, er werde nicht in dieſelbe zurückkehren, bis ein anderer an ſeine Stelle gewählt ſei, erregte großes Aufſehen. In einem Schreiben vom 8. Dezember machte ihm ſein Freund Antiſtes Bullinger ernſtliche Vorſtellungen, wofür folgende Proben dienen mögen.

„Gott hat Euch gewaltig mit ſeiner hand wider Euren Willen an das Ambt geſetzt und bishar darin behalten, hat Euch auch Gnad gegeben, daß Ihr auch wol verwalten habend und allen frommen und der gantzen Gmeind lieb ſind, alle frommen auch uf Euch ſetzend und ſehend und hoffend, Gott werde uns durch Euch helffen."

Beſonderen Eindruck mußten aber auf den Bürgermeiſter die folgenden Worte im Schreiben des ſo hoch ſtehenden Antiſtes machen.

„Darumb bitten Ich als Euer von Gott berufter und geordneter Pfarrer, auch williger Diener durch Gottes und ſeines Volks willen, ſo Ihr Euch etwas hettet fürgenommen, daß Ihr vom Ambt Euch reißen wollen, daß Ihr Euch under das Joch Gottes begeben, nit kleinmüthig, ſonder dapfer ſeigend, in denen gfaren Zeiten, troſtlich zu Gott, zu ſeinem Wort, zu ſeiner Kirchen und zu ſeinem verlaßnen Volk ſetzind, wie Eüch alle Frommen trauwend. Verſtand das von mir im beſten, dann Ihr das mir vertrauwen ſollend, daß Ihr nit treuweren Freund habend, der Euch von Herzen guts gunt, der auch von Herzen wachet über die Herd Gottes; umb deren willen bitten ich, thund das beſt wie bißher und ermeßend diſe meine Vermahnung wol. Gott mit Euch."

Digitized by Google

Eindringlich sprach ihm auch sein Amtskollege, von Cham am folgenden Tag in einem Schreiben zu, in welchem er ihn bat, er solle doch das Amt wieder annehmen, „denn", schreibt er, „Ihr von Gott — sowie ich wol weiß und erfaren — mit Weisheit und Verstand begabt, daß Euch dies zu versehen keine Beschwerd ist, wiewohl ich daneben wohl erkennen kann und auch gleich wie Ihr wol weiß, daß solches ein große Müeh und Arbeit ist und dessen fürwar auch lieber überhoben sein wollte. Wir beide aber müssen gedenken, daß wir Bürger mit einander der Obrigkeit gehorsam zu sin schuldig sind und nicht ein jeder thun soll, was ihm gefällig oder angenehm ist."

Die Räthe selbst aber sandten an den Bürgermeister, dessen Aufenthaltsort unterdessen bekannt geworden war, eine Abordnung, welche demselben ein Schreiben zu übergeben und ihn dringend zu ersuchen hatte, die Wahl doch wieder anzunehmen. In der Zuschrift wird unter Anderm gesagt:

„Dieweil Ihr aber von Gott unserem Schöpfer mit Vernunft und Verstand dermaßen begabet und begnadet, daß Euch solches und ob es gleich noch höhers und mehrers wäre, zu versehen nit beschwerlich, sonder Ihr dazu tugentlich und geschickt, wie wir dann die Zeit her, als Ihr uns das Burgermeister-Ambt versehen, wol gespürt und an Euwer Gedechtnus, wie Ihr Euch beklagen, kein mangel funden und auch wir gemeiniglich und sonderlich deßgleichen gmeine Unsere Burger und Landsleute (wie Ihr wol wüssen) euweres thuns, lassens und verhandlungen gantz wohl zufrieden und benügig und auch der Hoffnung und Vertrauwens sind, Ihr desselbig weiter thun werdend. So haben wir uff heut, als wir unser Regiment besetzt und die Frag an einen Burgermeister kommen, Euch by unserer geschwornen Eiden einhelliglich wiederumb zu unserem Bürgermeister erwelt und genommen und bittend Euch darauff gantz freundlich und zum allerhöchsten als möglich und uns zu thun gebürt, Ihr wöllen

Digitized by Google

Euch angesichts dieß brieffs und so bald Ihr mögen, allher in unser Stadt verfügen, und uns uff morn, Sonntag nach unserm loblichen Brauch und harkommen, huldigen und schweren und auch den Unseren den Eid nach gewohnlichem Brauch geben, das Burgermeister-Ambt annemmen und fürrer als bishar versehen."

Alle diese Schritte mußten auf Müller einen überwältigenden Eindruck machen; er konnte nicht widerstehen und fügte sich dem an ihn so nachdrücklich ergangenen Rufe.

* * *

Aus dem Jahr 1566 ist noch ein trauriger Vorfall zu melden, der die Räthe und somit auch den Bürgermeister in Zürich vielfach beschäftigte. Am 7. Herbstmonat an der Kirchweih, abends 4 Uhr, als viele Leute auf der obern Brücke stunden, um das Einfahren einer großen Anzahl Schiffe mitanzusehen, stürzte ein Teil derselben zunächst am Helmhaus ein. „Acht Personen sind ertrunken und unterschiedliche uebel zerquetscht worden," meldet uns das Bürgermeisterbuch.

Während der ersten Hälfte des Jahres 1567 funktionierte Müller noch als Amtsbürgermeister. Nach den vorhandenen Rathsmanualen war er meistens in den Rathssitzungen anwesend, immerhin finden wir seinen Namen in den Protokollen einiger Sitzungen nicht [1]). In der Mitte des Jahres war seine Amtsperiode als Bürgermeister beendigt, und wir wissen nicht genau, wann und wie oft er in der zweiten Jahreshälfte die Sitzungen des Rathes besuchte. Ohne Zweifel hat sich seine Gesundheit im Laufe dieses Jahres verschlimmert: sein Tod erfolgte am 22. Wintermonat Abends 1/26 Uhr [2]), ohne daß wir etwas Näheres darüber wissen. Auch die erst am 8. Christmonat vom Bürgermeister von Cham im Namen der Familie des Verstorbenen gehaltene Abdankungs-

[1]) Rathsmanuale im Zürch. Stadtarchiv.
[2]) Leu, Lexikon.

Digitized by Google

rede, die uns bekannt ist[1]), enthält nur den kurzen Dank an die Anwesenden und Segenswünsche. Ohne Zweifel hatte das Leichenbegängniß noch im Wintermonat stattgefunden und wurde diese Rede bei Anlaß einer besondern Gedächtnißfeier gehalten. Als Nachfolger Müller's wurde Meister Joh. Bräm gewählt und wie wir aus den Seckelamts-Rechnungen sehen, am 13. Wolfmonat (Christmonat) zu Ehren desselben der Trunk auf den Zünften eingenommen[2]).

* * *

Nun trat bald nach dem Tod der Schwager des Verstorbenen, der Seckelmeister und Chronikschreiber B. Sprüngli vor den Rath und eröffnete demselben, daß Müller schon vor längerer Zeit eine wohlthätige Stiftung errichtet habe, die noch der Bestätigung des Rathes bedürfe. Wir entnehmen den Gemächdebüchern, welche im Staatsarchiv aufbewahrt werden, mit Bezug hierauf Folgendes[3]):

Die Urkunde lautet im Eingang folgendermaßen:

„Nachdem Gott der Herr in seinem göttlichen Wort uns Menschen die armen hie in Zeit dermaßen befohlen, daß was wir ihnen tuend, achte er (Müller) als wenn es ihm beschehen, habe er in Erwägung desselbigen und auch des Wohlstands so ihm der gütig Gott die Tag seines Lebens verliehen je und allwägen und von Anfang seiner Haushaltung, sonderlich dahin zu trachten (gesucht), daß aus seinem gut, so er hinder ihm verlassen werde, den armen auch etwas verlangen sölle, wie er dann dazu alle jar etliches Geld hinder sich geleit. Und wär

---

[1]) Stadtb. Msc. G. 474.

[2]) Seckelamtsrechnung von 1567/68. Bürgerm.-Wahl v. 13. Wolfmt. 1567 auf den Zünften. Jede Person bezahlt 3 ß, die Stadt den Rest, nämlich ℔ 264 ß 10 h. —.
und ℔ 75 ß 11 h. 12.

[3]) Gemächdebücher im Zürch. Staatsarchiv.

Digitized by Google

deshalb sein Wille und meinung, daß die zwei tausend fünfhundertsechzig drei ℔ und fünf ß, so er an Gült- und Schuldbriefen auch barem Geld in ein trucken gelegt und ihm (Sprüngli) überantwortet, auf seinem erdlichen Abgang den armen dienen und denselben erschießen, dergestalt daß obermelte Summe als ein Hauptgut hinfür nit gemeeret auch geschwineret werden, sondern allein der järlich Zins darvon hausarmen und kranken lüthen, die sich bättlens schämynd, auch armen Knaben und töchtern, so gern ein Handwerk lertend oder bekleidungen bedörfftend, sölle gegeben und mitgeteilt werden."

Wir entnehmen dem Eintrag noch folgende Mittheilung Sprünglis an die Behörde:

„So hat myn Herr Burg. Mst. Müller sel. under anderem syne Verschaffungen Husarmenlüthen geordnet wie folgt: Den 13ten Wynmonats a. 61 hat er mich Bernharden Sprüngli von Stadelhofen beschickt und mir anzeigt, das er vom letzten Jänner des 24. jars bis uff vorgenannten tag des 61. jars alle jar etliches Geld hinder sich geleit und besonders, als er Burgermeister worden, habe er die Ratsbesoldung, so ihm järlich vom Burgermeisterampt worden, auch zu vorgemeldtem Gelt getan, das angleit, damit es sich mehre. Welche Gült und Schuldbriefe ich in einer trucken, so er darzu machen lassen, finden werde."

Der Rath bestätigte dann diese Verordnung Müller's zu der dieser in folgender Weise veranlaßt worden sein soll: er habe an der Marktgasse in seinen jungen Jahren einen Goldschmiedladen besessen. Als er etwa 21 Jahre alt war, habe er einmal ein gutes Geschäft gemacht durch Ankauf edlen Metalls zu billigem Preis und dann in seinem Lädeli das Angekaufte gezählt und gewogen und den gemachten Gewinn berechnet. Da sei eine arme Frau, die guter Hoffnung gewesen, baarfuß durch den schmelzenden Schnee am Laden vorbeigegangen, der man die Noth und den Mangel deutlich angesehen habe. Diese Frau

Digitized by Google

habe ihn in der Seele gedauert und veranlaßt, von da an alle Jahre etwas zur Unterstützung armer Leute auf die Seite zu legen [1]). Diese Stiftung besteht noch und wird von einer Curatel verwaltet. Ihr Fond hat sich im Lauf der Jahre bedeutend vermehrt, er beträgt nun etwa Fr. 55,000. Sie gibt alle Jahre an 18 bis 20 Personen Gaben von Fr. 100 oder etwas weniger aus [2]).

* * *

Mit Bezug auf die Wohnungen [3]) Müller's ist uns Folgendes bekannt. Als er zum Obmann gemeiner Klöster ernannt wurde, bewohnte er zuerst den Grimmenthurm und nachher das Barfüßerkloster; beides sind Amtswohnungen gewesen. Er besaß aber eigenthümlich das Haus zum „roten Sedel" und eine Liegenschaft zu Stadelhofen, in welche er selbst kurz vor seinem Tode übersiedelte, nämlich am 2. August 1567. Wahrscheinlich wohnte er von 1554 bis dahin im „roten Sedel". Dieses Haus verkaufte er noch vor seinem Tode um 925 Gulden an Hans Konrad Escher; die Fertigung fand aber erst nach dem Tod am 15. Christmonat statt. Unterm 24. Wintermonat 1558 wird ihm vom Rath bewilligt, von einem in der Nähe stehenden öffentlichen Brunnen Wasser in seine Liegenschaft in Stadelhofen „hineinzutücheln", in derselben eine Stud zu errichten und das Wasser „nach seiner Notdurft" zu brauchen. Diese Bewilligung wird ihm aber nur ertheilt für so lange, als er selbst diese Liegenschaft besitze. Am 12. Wintermonat 1565 kauft Müller vom Rathe zwei Jucharten Reben in Stadelhofen, welche vom Kloster Kappel herrühren, um 300 Gulden.

[1]) Mündliche Mittheilung eines seither verstorbenen Freundes.
[2]) Mittheilung des Präsidenten der Curatel der Müller-Stiftung.
[3]) Mss. Leu IV, 120. Rathsman.

Digitized by Google

Die Ehe des Bürgermeisters war mit Kindern reich gesegnet; sieben Söhne und zwei Töchter sind aus derselben hervorgegangen, nämlich Thomann, geb. 1528, Anna 1530, Felix 1532, Elsbeth 1533, Hans 1534, Jakob 1536, Beat 1538, Bartholome (geb. ?), Hans Rudolf 1541. Außerdem hatte er auch noch einen unehelichen Sohn Georg [1]). Die Tochter Elsbeth war mit Christoph Froschauer, dem Buchdrucker verehelicht; dessen Onkel, der Begründer der berühmten Buchdruckerei, vermachte ihm diese und den Büchergewerb um „leidendlichen Preis“ [2]).

Bilder des Bürgermeisters besitzen wir zwei in Kupfer gestochen. Das eine ist von Joh. Asper 1564 gemalt, und von Konr. Meyer 1574 gestochen; das zweite (in der Sammlung der Bürgermeisterbilder) von Joh. Kasp. Füßli gezeichnet und von S. Walch gestochen. Außerdem besitzt die Zürcher Stadtbibliothek ein auf Holz gemaltes Oelbild, Kniestück in Viertel-Lebensgröße mit dem Müller-Wappen aus dem Jahr 1564. Der Maler des Bildes ist nicht festgestellt [3]).

* * *

Unser Bürgermeister war bei seinen Lebzeiten von seinen Mitbürgern sehr geschätzt und jedenfalls ist ihm nach seinem Ableben ein guter Nachruf gefolgt [4]). Nach verschiedenen Zeug-

[1]) Msc. E. 30 in d. Zürch. Stadtb.
[2]) Msc. E. 27 in d. Zürch. Stadtb.
[3]) Neujahrsbl. d. Zürch. Stadtb. v. 1875.
[4]) Dieß zeigt deutlich der nachfolgende Spruch:

Applausu populus patresque favore Georgi
Te titulum imperii commeruisse probant.
Quamvis sæpe humilis sis aversatus honores,
Quos tribuit populus, quos tribuere patres.

(Das Volk durch seinen Beifall und seine Väter durch ihre Gunst erklären, daß Du, Georg, den Regententitel wohl verdient habest.
Du aber in Deiner Bescheidenheit wandtest Dich oft ab von den Ehrenbezeugungen, welche Dir das Volk und seine Räthe erwiesen.)

Digitized by Google

nissen hat er sein hohes Amt mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet und jedenfalls durch Fleiß, Klugheit und Umsicht, sowie auch durch Beharrlichkeit und nüchterne Auffassung manche Lücken ausgefüllt, die vielleicht durch den Mangel an Bildung entstehen mochten. Es wurde denn auch von ihm gesagt, er habe „weislich regiert" und ein Sprüchlein lautete:

Hr Jörg Müller mit Lob und Ehren
Der Stadt und Landschaft Nutz thut mehren.

Weil er aus dem Handwerkerstand hervorgegangen war und auch in der hohen Stellung einfach und schlicht blieb, mußte ihm die Zuneigung der Bürger um so eher gesichert sein.

Georg Müller war aber keiner der im Amt so hervorragenden Bürgermeister des 16. Jahrhunderts; die Röust, Joh. Haab und Bernhard von Cham waren für dieses Staatsamt jedenfalls eher geschaffen. Wie wir schon oben gezeigt haben, fehlte es ihm hiezu an einer gewissen, höhern und namentlich weltmännischen Bildung. Er wurde auch erst in späteren Jahren zu höheren Amten verwendet und hat sich, wie wir gesehen haben, am allerwenigsten je vorgedrängt. Dagegen war er ein trefflicher Verwalter und als solcher treu, streng, einsichtig und praktisch und — allerdings neben dem eigenen — immer auf den allgemeinen Nutzen bedacht. Man bekommt den Eindruck, daß die Räthe und Bürger vielleicht ein Unrecht begangen haben, als sie den schlichten und nüchternen Mann, dessen Gesundheit jedenfalls viel zu wünschen übrig ließ, zur Annahme des Bürgermeisteramts zwangen und später seinen dringenden Bitten um Entlassung kein Gehör schenkten. Wohl besser hätten sie ihn noch im Amt eines Bauherrn belassen oder ihm sonst eine Thätigkeit angewiesen, für welche er Geschmack und die nöthige Bildung besaß. Es kann aber auchsein, daß zu jener Zeit eben wenige geeignete Männer vorhanden waren, indem die Schlacht von Kappel auch manche für den höheren Staatsdienst geeignete

Digitized by Google

Männer weggerafft hatte. Der Reformation war Müller aus Ueberzeugung zugethan und nicht umsonst ist er ein intimer Freund des Antistes Bullinger gewesen [1]). Daß er gerne Hand bot zu gemeinnützigen Unternehmungen und auch für solche das nöthige Verständniß besaß, haben wir gezeigt durch die Mittheilungen über die Verleihung von Stipendien zu Gunsten von Medizinstudierenden. Daß er aber für seine nothleidenden Mitbrüder ein warmes Herz besaß, geht aus der von ihm gegründeten Stiftung hervor, mit welcher er sich ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Auch wir fanden uns veranlaßt, die jetzige Generation mit den Leistungen und Verdiensten dieses ehrenwerthen einstigen Bürgermeisters bekannt zu machen, wenn er auch dieses Amt nicht mit der Auszeichnung bekleidet hat, welche wir bei andern seiner Zeitgenossen bemerken.

[1]) Narratio de ortu, vita et obitu rev. v. Hen. Bullingeri v. Josias Simmler. Respublica nostra utilem virum hoc anno amisit, Georgium Mullerum consulem, qui multis annis Bullingerum non tantum amicus, sed intima familiaritate illi conjunctus fuit.

(In diesem Jahr verlor unser Staat einen schätzenswerthen Mann, G. Müller, Bürgermeister, der während vieler Jahre nicht nur ein Freund Bullingers, sondern durch die innigsten Bande mit demselben verbunden war.

Digitized by Google

Die Befreiung ungarischer Prädikanten von den Galeeren zu Neapel und ihr Aufenthalt in Zürich.

(1675 — 1677.)

Von a. Staatsarchivar Dr. J. Häne.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Darstellung bildet eine Anfrage aus Preßburg, welche im August des Jahres 1902 an das zürcherische Staatsarchiv gelangte. Es handelte sich um das Original der Leidensgeschichte von einundvierzig ungarischen Prädikanten, die im Jahre 1675 als Galeerensklaven nach Neapel verkauft worden waren und nach ihrer Befreiung — so viele von ihnen noch am Leben waren — nach Zürich kamen. Die Geschichte ist verfaßt von Valentinus Csergö de Kocs [1]). Neun von den zwölf Kapiteln des im Jahre 1676 zu Zürich geschriebenen Werkes sind, freilich ohne Nennung des Verfassers, im Jahre 1728 von Professor Friedrich Ad. Lampe in Utrecht in seine «Historia ecclesiæ reformatæ in Hungaria et Transylvania» aufgenommen worden [2]).

Vorbemerkung. Der Verfasser bittet, diese seine Studie zugleich als eine Publikation des Zürcher Staatsarchives betrachten zu wollen, da sie zum Theil während seiner amtlichen Thätigkeit als Staatsarchivar von ihm ausgearbeitet worden ist.

Ueber das Titelbild vgl. S. 176.

[1]) So lautet der Name nach der Mittheilung aus Preßburg. In einer eigenhändigen Unterschrift zu Zürich nennt sich der Verfasser: „Valentinus Csergö Kotsi", im Manuscripten-Material meist „Kocsi" geschrieben.

[2]) Lampe, Fr. Ad., «Historia Ecclesiæ Reformatæ in Hungaria et Transylvania». (Trajecti ad Rhenum (=Utrecht) MDCCXXVIII.), pag. 746—919.

«Narratio brevis de oppressa libertate Ecclesiarum Hungaricarum . . . . . ex viva et fideli Reverendorum Fratrum Hr[illegible]rum

Den Rest beabsichtigt man in Ungarn eben jetzt zu veröffentlichen und fahndet nach dem Original, da im Lande selbst nur zwei Copien vorhanden sind. Das Gewünschte ließ sich nun freilich in Zürich nicht auffinden; dagegen wurde bei diesem Anlaß dem gesammten Material nachgegangen, das über diese Sache sonstwie im Zürcher Staatsarchiv liegen möchte. Und da stellte es sich denn heraus, daß eine ganze Menge, zum Theil höchst interessanter Dokumente, hauptsächlich Briefe, insbesondere über die Befreiung und die finanzielle Unterstützung der ungarischen Glaubensgenossen, sowohl in einem Bande der Abtheilung „Kirchenarchiv", als auch in den Akten „Ungarn" des eigentlichen Aktenarchivs sich vorfinden [1]). Ebenso liefern die Rathsmanuale manche willkommene Notizen.

Auf diesem zuverlässigen Material des zürcherischen Staatsarchivs ist im Wesentlichen unsere Darstellung aufgebaut. Daneben wurde die erwähnte lateinische Erzählung des Anonymus in Lampe's Kirchengeschichte zu Rathe gezogen, die freilich, soweit sie hier gedruckt ist, ihr Hauptinteresse den Dingen in Ungarn zuwendet, mit der Schilderung der Befreiung in Neapel abbricht und die Unterstützung durch die reformierte Schweiz nicht mehr behandelt. Manche Angaben verdanken wir ferner einem handschriftlichen Aufsatz von J. Escher aus dem Jahre 1705, auf welchen E. Bloesch in seiner Geschichte der Schweizerisch-reformierten Kirchen (II 1899, Seite 5) hinweist. Er ist enthalten in einem Manuskriptenbande der Stadtbibliothek Bern unter dem

---

Tiguri exulum relatione, secundum diligentem locorum captivitatis observationem et collationem auxit, et a Reverendo Stephano Harsanyi aliisque Venerandis Fratribus lectam et revisam hoc ordine digessit N. N. Anno reparatæ salutis 1676. Mensis Novembr. 25. die. »

zitiert: Lampe.

[1]) Staatsarchiv Zürich: Manuscriptenband E II. 456, S. 807 bis 977, zitiert E II. 456. Akten Ungarn, bezeichnet A 185. 1.

Digitized by Google

Titel: „Historische Erzehlung der Verfolgung, welche seith dem 5. Mertzen 1674 über die Evangelischen Kirchen und Schuldiener in Ungarn ergangen“ [1]). Diese Erzählung reicht übrigens, abgesehen von wenigen Notizen, auch nur bis in die Zeit der Gefangenschaft der Prädikanten hinein, dagegen sind einige Dokumente über die nachherige Entwicklung der Angelegenheit, deren Originalien im Zürcher Staatsarchiv liegen, in Abschrift beigegeben. Die Handschrift Escher's stellt sich in der Hauptsache dar als eine Copie aus einer mit den Ereignissen gleichzeitigen Quelle, wie aus mehreren Stellen ganz sicher hervorgeht. Vielleicht haben wir das Original in einem Abschnitt des Manuscriptes H 265 der Stadtbibliothek Zürich zu sehen, das mit der Escher'schen Erzählung bis auf die Nachträge übereinstimmt. Zwei weitere Manuscripte der Zürcher Stadtbibliothek sind dem Verfasser erst gegen den Schluß der Untersuchung bekannt geworden und konnten nur theilweise noch benutzt werden. Das eine, Manuscript B 189, enthält auf Blatt 29 bis 46 den Text der Reden beim Empfang und beim Abschied der Ungarn, das andere, Manuscript B 272, mit dem später beigefügten Titel: „Beyträge zur Geschichte der von Admiral Ruyter von den Neapolitanischen Galeeren befreyten in Zürich aufgenommenen Ungarischen Geistlichen“, enthält eigenhändige Einträge der ungarischen Prädikanten und eine kurze lateinische Darstellung ihrer Leidensgeschichte.

Die bisherigen Bearbeitungen beschränkten sich auf eine gedrängte Uebersicht. Da ist einmal zu nennen das Zürcher Chorherren-Neujahrsblatt von 1785, dann ein Vortrag in der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft von Professor H. H. Voegeli aus dem Jahre 1869 (Sitzungsprotokoll im

---

[1]) Stadtbibliothek Bern: Mss. Hist. Helv. VI. 54; Seite 597 bis 612 fortlaufende Erzählung, S. 613—670 Dokumente, zitiert: Escher.

Digitized by Google

Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde I (1872), Seite 135 bis 136, und eine Zusammenfassung von J. C. Mörikofer in seiner „Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz" (1876), Seite 162—167.

Zu unserer Darstellung bemerken wir, daß die Verhältnisse in Ungarn nur kurz und nur insoweit berücksichtigt sind, als sie zum Verständniß des Ganzen nöthig schienen; etwas eingehender werden alsdann die Bemühungen um die Befreiung und der Aufenthalt der Prädikanten in der Schweiz geschildert.

* * *

Im Jahr 1664 beendigte Kaiser Leopold I. seinen ersten Türkenkrieg mit dem für ihn nachtheiligen Frieden von Vasvár, obwohl seine Truppen in den letzten Zusammenstößen mit dem Feinde Sieger geblieben waren. Dieser Friedensschluß erbitterte die Ungarn, weil er, entgegen ihren Freiheiten, ohne ihr Vorwissen und ihre Zustimmung erfolgt war und weil wichtige Plätze den Türken überlassen wurden, die sie ihnen gerne abgenommen hätten. Auch nahmen jetzt deutsche Truppen ihren ständigen Aufenthalt im Lande, was große Erregung hervorrief; denn die Ungarn hatten wie heutzutage schon damals ein stark entwickeltes nationales Selbstbewußtsein. Eine Verschwörung gegen Kaiser Leopold I., ihren königlichen Herrn, war die Folge. Die vornehmsten Familien des Landes waren daran betheiligt, so die Zrinyi, die Nádasdy, die Frangepán. Die obersten Führer gehörten dem katholischen und nicht etwa dem protestantischen Adel an. Selbst mit den Türken wurden Verbindungen angeknüpft, um der habsburgischen Dynastie Meister zu werden. Da wurde die Verschwörung entdeckt und über die Häupter derselben ergingen Bluturtheile: im Jahre 1671 endigten sie alle auf dem Schaffot, unter ihnen Peter Zrinyi, ein Urenkel des

Helden von Szigeth. Damit war aber die Bewegung keineswegs zu Ende, im Gegentheil: im folgenden Jahre kam es zu einem bewaffneten Aufstand wider die Dynastie, doch wurde er rasch und blutig unterdrückt. Das Strafgericht, das hernach über das Land erging, traf nun die Anhänger der evangelischen Lehre besonders hart. Einst, in der Reformationszeit, hatte diese auch hier Eingang und rasch Verbreitung gefunden. Der katholischen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts war es nicht möglich gewesen, in Ungarn bedeutende Erfolge zu erringen. Es gab hier nach wie vor zahlreiche evangelische Gemeinden, von denen die einen das Augsburger, die andern das helvetische Bekenntniß anerkannten. Mehrmals war es ihnen gelungen, das Zugeständniß der freien Religionsübung zu erlangen, so noch im Jahre 1664; doch mehrten sich in der Zeit des dreißigjährigen Krieges die Angriffe der katholischen Geistlichkeit und der katholischen Obrigkeit; zahlreiche Kirchen wurden damals geschlossen.

Als nun zu Anfang der Siebenziger Jahre das Strafgericht über die aufständischen Ungarn erging, da benützte der katholische Klerus die günstige Gelegenheit, um die völlige Ausrottung der evangelischen Lehre in's Werk zu setzen. Die seit Jahren geübte Verfolgung der Evangelischen nahm einen außerordentlich heftigen Charakter an. An vielen Orten wurden ihnen die Kirchen entrissen nnd den Jesuiten die Seelsorge überlassen. Der gefährlichste Gegner der Evangelischen war der Erzbischof Szelepcsényi, der eine Zeit lang die königliche Statthalterwürde bekleidete, sie aber im Jahre 1673 verlor, weil er gegenüber der deutschen Dynastie zu sehr als Ungar fühlte. In Preßburg setzte er ein außerordentliches Gericht ein, das in den Jahren 1673 und 1674 die evangelischen Prediger und ihren Antheil an dem Aufruhr zu bestrafen hatte. Während im ersten Jahre dreißig lutherische und ein reformierter Geistlicher zum Tode verurtheilt, hernach aber zur Abdankung oder zur Verbannung begnadigt

Digitized by Google

wurden, erfolgte im Februar 1674 die amtliche Vorladung an alle übrigen evangelischen Prediger, Lehrer und Studierenden, selbst an jene, die unter türkischer Botmäßigkeit lebten. Sie sollten sich auf den 5. März in Preßburg einfinden. Es erschienen freilich lange nicht alle, aber immerhin etwa zweihundertfünfzig, darunter siebenundfünfzig Reformierte, die Uebrigen Lutheraner. Hier wurden nun von dem königlichen Procurator Nikolaus Majlath eine Reihe Anklagepunkte wider sie vorgebracht, von denen der gewichtigste war, daß sie das Volk zum Aufruhr angestiftet und so ein Majestätsverbrechen begangen hätten. Die Anklage stützte sich dabei auf Briefe, die ein damals bereits gestorbener lutheranischer Edelmann, Namens Stephanus Wittnyedius einst geschrieben haben sollte und in denen zu lesen war, daß die Prädikanten bereit seien, ihre Pfarrkinder zum Aufstand anzureizen; ferner, daß man über diese Leute bei dem Ausbruch der Bewegung verfügen könne. Von den Angeklagten wurde die Aechtheit der Briefe bestritten; auch gaben sie weder damals noch später zu, daß sie bei der Erhebung wider den König die Hand im Spiele gehabt hätten. Die Bittschreiben, welche sie über ein Jahr nachher an die evangelischen Eidgenossen richteten, stimmen in der Zurückweisung dieser Anschuldigung überein. Immer wird besonders hervorgehoben, daß ja die Verschwörung von Großen des Reiches ausgegangen sei, die „papistisch" gewesen. Die Ankläger hätten die Anschuldigungen nicht beweisen können, aber die Verurtheilung sei eben doch erfolgt, weil die Ankläger zugleich Richter gewesen.

Wie es sich thatsächlich mit der Betheiligung der Prädikanten an dieser ungarischen Volkserhebung verhielt, ob eine solche vorhanden gewesen ist oder nicht, das kann aus dem uns zugänglichen Material nicht ergründet werden. Immerhin aber darf doch unbedenklich angenommen werden, daß die evangelischen Ungarn und ihre Geistlichen und Lehrer dem habs-

Digitized by Google

burgischen Königshaus im Hinblick auf die durchgreifende Art, wie dieses die Ausrottung des Protestantismus in seinen Erbländern betrieben hatte, keineswegs gewogen waren; ihr Bestreben mußte vielmehr im eigenen Interesse dahin gehen, Ungarn von Habsburg unabhängig zu machen. Das war aber damals nach der staatsrechtlichen Seite hin kein unmögliches Unterfangen, denn Ungarn war immer noch ein Wahlkönigreich, erst 1687 ist es ein Erbkönigreich des Hauses Oesterreich geworden.

Die angeklagten Prädikanten behaupteten sowohl vor dem Gericht als später in ihren Berichten, es sei dem Erzbischof und seinen Prälaten gar nicht um die Rebellion zu thun gewesen, sondern um die Religion und nur um dieses Grundes Willen habe man sie zu „der aufrührerischen Rott eingewickelt oder zugekennt". Richtig ist, daß man ihnen Gnade und Freiheit zusicherte, wenn ein Jeder eigenhändig einen Revers unterzeichnen und besiegeln würde des Inhalts, daß er in die Verbannung gehen, oder aber, wenn er im Lande bleibe, weder öffentlich noch heimlich predigen und lehren wolle, und daß er seine Schuld hinsichtlich der versuchten aber nicht ausgeführten Rebellion eingestehe. Hätten nun Alle sofort unterschrieben, so wäre die Reformation in Ungarn mit einem Schlage ausgetilgt gewesen; denn nach diesem großen Abfall wäre man mit den nicht erschienenen Prädikanten wohl leicht fertig geworden. Da nun aber dieses Anerbieten keinen genügenden Erfolg hatte, so nahm der Prozeß gegen die Widerspenstigen seinen Fortgang. Ihr Haupt und ihr Sprecher war Stephan Sellyei, Pfarrer der reformierten Gemeinde von Papa (südlich von Raab) und Superintendent der umliegenden Kirchen. Am 4. April wurde über die Geistlichen, am 6. über die Lehrer das Todesurtheil gesprochen [1]).

---

[1]) Wo im Folgenden Tagesdaten ohne Beifügung angegeben werden, ist stets der neue Styl gemeint. Bei Correspondenz

An die Vollstreckung des Urtheils dachte wohl das Gericht selbst nicht; es sollte vielmehr ein Drohmittel bilden, um von möglichst Vielen die Unterschrift zum Revers zu erhalten. Der größte Theil unterschrieb nach und nach, hauptsächlich Lutheraner. Die Andern, ihrer etwa siebenzig, wurden in sechs verschiedenen ungarischen Festungen eingekerkert, die Meisten in Leopoldstadt an der Waag (nordöstlich von Preßburg), welche Festung nach dem Frieden von Vasvár erbaut worden war. Durch unwürdige Behandlung und durch Mißhandlungen aller Art suchte man die Widerspenstigen gefügig zu machen — die Berichte enthalten darüber scheußliche Einzelheiten —; die Mehrzahl aber blieb auch jetzt noch standhaft. Es gelang zwar den Gefangenen, eine Bittschrift an den Kaiser gelangen zu lassen, in der sie ihre traurige Lage darstellten. Als sie nun nach beinahe einjähriger Kerkerhaft eine Linderung derselben oder aber die Freilassung erhofften, da wurden plötzlich — im März 1675 — ihrer einundvierzig aus verschiedenen Festungen herausgeholt, zusammengeführt, gefesselt und zwei Compagnien österreichischer Soldaten übergeben, die im Begriffe waren, nach Neapel zu marschieren. Die Prädikanten schrieben diese Gewaltthat hauptsächlich dem „Präsidenten der Ungarischen Kammer", dem Bischof Kollonics, zu, der schon vor Jahren und während des Prozesses als ein heftiger Gegner der ungarischen Protestanten sich erwiesen hatte [1]). Er habe absichtlich das Befreiungsmandat des Kaisers unbeachtet gelassen und nun die alte Drohung, man werde die Gefangenen

---

und den andern schweizerischen evangelischen Ständen und unter ihnen selbst geben wir hier in der Regel den alten und den neuen Styl neben einander; denn Zürich und die meisten evangelischen schweizerischen Orte nahmen erst im Jahre 1700 den Gregorianischen Kalender an.

[1]) Ueber die Verhältnisse in Ungarn in den Jahren 1673 bis 1675 wurden zu Rathe gezogen: Michael Horváth, kurz gefaßte Geschichte Ungarns (in deutscher Uebersetzung) I. Bd. (Pest 1863) und Mailáth, Geschichte der Ungarn, V. Bd. (Wien 1831).

Digitized by Google

auf die neapolitanischen Galeeren verschicken, in die That umgesetzt.

Man hatte damals im Königreich Neapel und Sizilien, das unter spanischer Herrschaft stand und von einem spanischen Vicekönig regiert wurde, Leute für die Bemannung aller Schiffe, welche nur einigermaßen zur Küstenvertheidigung dienen konnten, dringend nöthig. Im sogenannten holländischen Kriege Ludwigs XIV., der seit dem Jahre 1672 geführt wurde, hatten die Franzosen die mit den Holländern verbündeten Spanier auf Sizilien angegriffen. Im August 1674 war in Messina ein Aufstand wider die spanische Herrschaft ausgebrochen; die Stadt hatte sich Ludwig XIV. unterworfen und die französischen Truppen suchten von da aus die ganze Insel zu erobern. Im Kampfe gegen die Franzosen wurden die Spanier durch Streitkräfte ihres kaiserlichen Bundesgenossen, der im Jahre 1674 Namens des deutschen Reiches Ludwig XIV. ebenfalls den Krieg erklärt hatte, unterstützt; die beiden Compagnien, welche die ungarischen Prädikanten nach Neapel transportierten, waren nichts anderes als solche Hülfstruppen. Ihr Hauptmann, Georg Gemanner — von dem der Escher'sche Bericht behauptet, daß er „von den Jesuiten zu diser stell promoviert worden" — habe die Vollmacht gehabt, seine Gefangenen an einen Ort hinzubringen, von wo keiner sich befreien oder gar nach Ungarn zurückkehren könne. So lautete wenigstens nach der ungarischen Darstellung seine Antwort an eine Abordnung der Gefangenen, die sich bei ihm nach dem Reiseziel erkundigte [1]). Wahrscheinlicher ist aber, daß er geradezu den Auftrag hatte, sie auf die Galeeren zu liefern oder sich ihrer durch Einstellung in spanische Kriegsdienste zu entledigen. Als nämlich die Gefangenen unter unsäglichen Leiden und Entbehrungen auf dem Wege durch Mähren, Oesterreich,

[1]) Lampe, S. 880.

Digitized by Google

Steiermark, Krain mit der Soldatenbegleitung Triest erreicht hatten, machte hier der Hauptmann den Versuch, sie in spanische Uniformen zu stecken mit der Begründung, das sei besser, als sie auf die Galeeren zu verkaufen. Wenn sie in den Kriegsdienst einwilligen würden, so hätten sie einen täglichen Sold zu erwarten, wenn nicht, so hätten sie auf keinen Lebensunterhalt mehr zu hoffen[1]). Die Prädikanten weigerten sich aber energisch, Soldaten zu werden, einmal, weil sie größtentheils alte Leute und den Anforderungen des Kriegsdienstes nicht gewachsen seien, dann aber, weil sie wohl wußten, daß eine Intervention ihrer Glaubensgenossen sie leichter von den Galeeren als von dem Fahneneid befreien konnte.

Nun wurden sie auf ein Schiff gebracht und sammt den Soldaten über das Adriatische Meer nach der Hafenstadt Pescara geführt, die bereits zum Königreich Neapel gehörte. Von da ging's zu Fuß weiter — „man hat uns wie das Vieh fortgetrieben“ [2]) — nach der Stadt Chieti, dem alten Teate[3]). Hier forderte der Hauptmann die Gefangenen nochmals auf, Katholiken zu werden, ansonsten würden sie die Galeeren eines Bessern belehren; doch Keiner meldete sich zum Uebertritt. Sechs der Prädikanten waren von dem Transporte bereits so sehr mitgenommen, daß man sie krank im Kerker von Chieti zurücklassen mußte. Ihre Namen sind: Stephan Harsanyi, Stephan Czeg-

---

[1]) Lampe, S. 880: «Capitaneus incipit suadere, quod satius esse nomen dare militiæ, quam ad Triremes divendi».

Eine bezügliche Notiz findet sich auch in dem Originalschreiben der Prädikanten auf den Galeeren an Zürich, d. d. 5. Sept. 1675, in E II. 456, S. 824. Da heißt es: «tentata etiam in Civitate Driesdae seu Tergesti ad littus Adriatici Maris cum multis vexationibus conjuncta Militaris habitus in fidelitatem Hispaniorum Regis, si quomodo fieri posset, assumptione» . . . . .

[2]) Brief des Georg Alistali, eines der Prädikanten, vom 31. Juli 1675 in E II. 456, S. 807.

[3]) Südwestlich von Pescara gelegen. Die Originalberichte nennen stets den alten Namen Teate.

Digitized by Google

ledi, Johannes Korodi, Michael Miskolczi, Michael Huszei und und Stephan Szetzei. Sie gehörten alle dem reformierten Bekenntniß an. Der Bedeutendste unter ihnen war Harsanyi, Pfarrer in Szombath im Comitat Eisenburg. Der ebenfalls genannte Korodi stammte wahrscheinlich aus der zürcherischen Familie dieses Namens; er hatte in Ungarn einer reformierten Pfarrei in Czegled im Comitat Veszprim vorgestanden. Er war so erschöpft und von den Fesseln wund an den Füßen, daß er auf der letzten Strecke vor Chieti von zwei Mitgefangenen getragen werden mußte. Der Tod erlöste ihn bald von seinen Leiden. Von seinen Gefährten in Chieti starben nach und nach alle an ihren Wunden oder an Entkräftung bis auf Harsanyi und Czegledi [1]). Diese Beiden wurden später, im Dezember 1675, ebenfalls nach Neapel geführt, um das Schicksal der bereits früher dort Angekommenen zu theilen. Den Bemühungen eines deutschen, evangelischen Kaufmanns, Georg Welz in Neapel, der sie schon in Chieti unterstützt hatte, gelang es aber, sie von dem Schicksal, auf den Galeeren als Ruderknechte angeschmiedet zu werden, zu bewahren; sie wurden in einem Kerker in der Stadt gefangen gehalten. Ihren Gefährten war es schlimmer ergangen.

Der Haupttransport nämlich hatte nach der Zurücklassung der Sechs in Chieti seinen Weg nach Südwesten über das Gebirge hinüber fortsetzen müssen, da die ganze Halbinsel zu durchqueren war, um Neapel zu erreichen. In Capracotta, einem kleinen Städtchen in den Abruzzen, wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht. Da hielten die Prädikanten öffentliche Gebete ab und sangen unter Thränen Psalmen Davids dazu [2]). Das Gebahren der glaubensstarken Fremdlinge mag auf die einheimische Bevölkerung einen recht sonderbaren Eindruck gemacht haben. Der Hauptmann gab hier die Erlaubniß, den Gefangenen die eisernen

[1]) Verzeichniß in E II. 456, S. 953.

[2]) Lampe, S. 887: «cum multis lacrymis canunt».

Digitized by Google

Fesseln von den Füßen zu nehmen. Auch ließ die Aufsicht nach, da ein Entweichen in diesen Gegenden für unmöglich erachtet wurde. Allein es gelang schließlich doch drei Prädikanten, nach vielen Wirrsalen zu entkommen: Georgius Lani, Tobias Masnicius und Johannes Simonides, alle drei Lutheraner. Auf dem Weitermarsch über Capua und Aversa erlagen ihrer zwei, Michael Gots und Stephan Fileki, ebenfalls Lutheraner, den Strapazen, Mißhandlungen und Entbehrungen; sie blieben unbegraben am Wege liegen[1]). Endlich am 7. Mai langte der Transport in Neapel an, vierzehn Monate nach Beginn des Prozesses und nahezu zwei Monate nach dem Abmarsch aus Ungarn. Schon folgenden Tags wurde die noch dreißig Mann starke Schaar der Prädikanten auf mehrere neapolitanische Galeeren vertheilt und die Einzelnen angefesselt. Auf einem und demselben Schiffe mit Namen Sanctus Januarius befand sich der Superintendent Sellyei mit sechs andern Herren[2]). Die Gefangenen hatten neben gemeinen Verbrechern als Ruderknechte Dienst zu thun. Sie wurden in Schiffskleidung gesteckt; Haar und Bart aber schor man ihnen gleich den übrigen Galeerensträflingen. Erst jetzt begann die schrecklichste Leidenszeit; denn sie wurden bei dem aufreibenden Schiffsdienst sowohl von ihren Aufsehern, als auch von ihren rohen Mitgefangenen auf alle Art mißhandelt, gepeinigt und gequält. Anfangs Juni überwies man sieben von ihnen einer Galeere vor Messina und stellte sie damit auf einen besonders gefährlichen Posten[3]).

---

[1]) E II. 456, S. 824: Schreiben der ungarischen Prädikanten zu Neapel vom 5. Sept. 1675: «duo fessi, fame, siti et verberibus in via Capricota et Aversa non longe a Neapoli pie in Domino moriuntur» Brief Alistalij ebenda, S. 808.

[2]) Schreiben des Georg Alistali in E II. 456, S. 808, 809.

[3]) Schreiben der ung. Prädikanten zu Neapel an Zürich vom 5. Sept. 1675. Original in E II. 456, S. 825 («in remigationem Messinensem»).

Digitized by Google

Die Prädikanten waren von dem Commando der deutschen Hülfstruppen mit Inbegriff der in Chieti Zurückgebliebenen zum Preise von fünfzig Dukaten für den Mann auf Lebenszeit verkauft worden; doch scheint sich die spanische Regierung in Neapel nicht mit der Zahlung beeilt zu haben, vielleicht in der Erkenntniß, sehr wenig leistungsfähige Ruderknechte gewonnen zu haben. Es ist schon zu glauben, daß die Marineoffiziere, welche die vor Alter gebrechlichen oder in Folge der Entbehrungen völlig heruntergekommenen Ungarn in ihre Controllisten einzutragen hatten, sich verwundert fragten, was sie mit solchen Leuten anfangen sollten. „Wir haben nichts als Haut und Knochen gekauft," meinten sie nach den Berichten ihrer neuen Untergebenen [1]).

Nachdem man diese Schaar unbequemer Prädikanten auf solch vortheilhafte Weise losgeworden war, wurde in den ersten Tagen Juli des Jahres 1675 in Ungarn aus den standhaften Elementen der zurückgebliebenen Geistlichen und Lehrer abermals ein Transport organisiert, der gleichfalls auf die neapolitanischen Galeeren geliefert werden sollte. Er zählte anfänglich zwanzig Mann [2]). Eine neue Sendung kaiserlicher Hülfstruppen sollte die Gefangenen nach Neapel mitnehmen. Als nun aber die fünfhundert Mann starke Truppe mit ihren Gefangenen von Triest aus gleich dem ersten Transport den Seeweg benutzen wollte, verbot die venetianische Regierung die Ueberfahrt und zwang sie, wieder ans Land zu gehen. Daraufhin zerstreuten

---

[1]) Lampe, S. 889.

[2]) Dr. Zaffio in Venedig an die Zürcher Geistlichkeit 7./17. Januar 1676 in E II. 456, S. 889: «D(ominus) Jacobus Seuzius unus ex illis 20 qui cum postremis cohortibus Cæsareanis Tergesti deducti fuerant statim se redemit», und sein Schreiben vom 18./28. Dezember 1576 (E II. 456, S. 879): «Postremi isti afflicti, qui Tergestum cum cohortibus Cæsareis fuerant deducti erant numero viginti».

Digitized by Google

sich die Soldaten; die Prädikanten aber blieben mit Fußeisen gefesselt zu Triest in Verwahrsam. Der Commandant des Hülfscorps, Oberst-Wachtmeister Heinrich von Heinrichsohn, ein Pommer[1]), suchte in dieser mißlichen Lage ein hohes Lösegeld von den Gefangenen einzutreiben. Er verlangte von fünfzehn Mann unter ihnen, daß sie die für den Verkauf an die Galeeren ausbedungene Summe von 1500 Reichsthalern aufbringen und deponieren sollten; dafür stellte er die Freilassung in Aussicht, freilich völlig im Widerspruch mit den ergangenen Gerichtsurtheilen. Es scheint aber, daß er, wohl selbst ein Protestant, die Befreiung nicht ungerne sah, insbesondere, wenn für ihn persönlich noch etwas abfiel. Fünfzehn der Prädikanten, neun reformierte und sechs lutherische, wandten sich hierauf unterm 13. August in einem Bittschreiben an einen angesehenen Glaubensgenossen in Venedig, von dem sie hörten, einen Dr. med. Nicolao Zaffio, damit er alles thue, um das Geld zu beschaffen[2]). Freilich war das nicht die volle Zahl, welche noch zu Triest gefangen saß; es müssen im Ganzen noch neunzehn gewesen sein. Einer, Namens Seuzius, hatte sich sofort aus eigenen Mitteln losgekauft. Er begab sich nach Wien und hinterlegte alsdann die Loskaufsumme für vier Freunde, denen er die Befreiung versprochen hatte. Ihre Freilassung sollte aber noch nicht That-

[1]) Laut Rechnung Schorer (in A 185. 1, bezeichnet: Zu 28, 2. 23.) stammt er aus Preußen. In Briefen des Dr. Zaff aus Venedig heißt er mehrmals «belli dux Baro Pomeranus». (E II. 456, S. 885.)

[2]) Ihre Namen sind (E II. 456, S. 812):

Stephanus Beregszaszi	Philippus Johannides
Johannes Gömorri	Johannes Sallai
Stephanus Tökilyi	Stephanus Kallai
Johannes Zvanii	Georgius Szendrei
Johannes Glovinsky	Johannes Raphaidis
Johannes Rimazombati	Johannes Czutka
Johannes Rohaizius	Stephanus Szentpeterj.
Andreas Scenekiralyi	

Digitized by Google

sache werden, doch war die Hoffnung, daß Seuzius für sie sorgen werde, sicherlich der Grund, weßhalb ihre Unterschriften nicht auf der „Supplikation“ an Dr. Zaffio erscheinen[1]). Damit das Bittschreiben mehr Erfolg habe, sandte der Oberst-Wachtmeister seinen wohl ebenfalls reformierten Feldscheer, Hans Ulrich von Rotenbiel aus Bern, mit demselben nach Venedig. Als Begleitung gab er ihm Stephan Beregszaszi, einen der Ungarn mit; dieser sollte — wie es in einem Aktenstück heißt — als „Geisel“ für die richtige Innehaltung der Gegenleistung nach der Bezahlung der Geldsumme in Venedig bleiben und nicht mehr in die Gefangenschaft zurückkehren[2]). Die beiden Männer erschienen also mit ihrem Brief bei Dr. Zaffio, der Hülfe in der Noth bringen sollte.

Wer war nun dieser Dr. Zaffio? Eine Stelle in einem seiner Briefe nach Zürich, in welcher er darauf hinweist, daß er in dieser Stadt den Studien obgelegen habe, gab einen Anhaltspunkt für Nachforschungen im Staatsarchiv. So lassen sich denn aus den Materialien über das Schulwesen in Zürich im siebenzehnten Jahrhundert einige Notizen über ihn zusammenstellen. Nicolaus Zaff aus Sils im Ober-Engadin erscheint in den Akten der Scholarchen zuerst im Jahre 1638 unter denen, die nach dem Herbstexamen aus der Classis III. scholæ superioris, der Lateinschule, promoviert werden; er ist wohl nicht lange vor 1638 nach Zürich gekommen[3]). Im Frühling 1640 hätte er aus der fünften Klasse in das Collegium Humanitatis übertreten sollen; die Promotionsbedingungen wurden aber damals besonders strenge gehandhabt, denn die Herren Examinatoren

---

[1]) E II. 456, S. 879.

[2]) Rechnung Schorer.

[3]) Nach Leu's Schweitz. Lexicon, XX. (Zürich 1657), S. 24, das wenige Notizen über die Familie enthält, war er der Sohn des Ammans Nikolaus Zaff zu Sils.

Digitized by Google

empfanden Neuegefühl: man habe „im Herbst vergangenen Jahres liberaliter promoviert.“ Zaff bestand zwar das Examen, war aber mit sich oder mit den gestrengen Examinatoren unzufrieden; denn er schlug die Versetzung aus: „Promoviert sei worden“, heißt es in den Akten, «us der V. Class superioris scholæ Nicolaus Zaffius, der aber die Promotion nit wöllen annemmen“. Ob er sich noch eines Bessern besonnen oder die Promotion wirklich auf den Herbst verschoben hat, läßt sich nicht feststellen. Am 12. November 1641 befindet sich Nicolaus Zaffius, Rhetus, unter denen, die «ex Collegio Humanitatis ad lectiones publicas» zugelassen werden, zu den öffentlichen Vorlesungen, der höchsten Stufe des damaligen zürcherischen Schulwesens [1]).

Im Herbst 1644 ging in Zürich das Gesuch eines „Herrn Victors von Althan, eines Freiherren us Österrich“ ein, „der für zwei junge Herren eines præceptoris begehrt, verspricht ihm seine Tafel (freie Beköstigung) und järlich 100 Gulden“ [2]). Der Schulherr berief daraufhin die sogenannten „Expektanten“ zusammen, d. h. jene Studenten am Lektorium, welche bereits das «examen theologicum» bestanden, aber noch keine Verwendung im Schul- und Kirchendienst gefunden hatten, und fragte an, wer Lust habe, das Amt zu übernehmen [3]). Ob Zaff sein theologisches Examen damals bereits hinter sich hatte, läßt sich nicht nachweisen, aber Thatsache ist, daß er in den nächsten Jahren als Erzieher im Hause des Freiherrn von Althan, wahrscheinlich zu Murstetten oder sonst irgendwo in Niederösterreich wirkte [4]).

---

[1]) E II. 460 (Acta Scholastica), Fol. 24, 134, 225.

[2]) E II. 461, Fol. 20.

[3]) Ueber die Expektanten vgl. Ulr. Ernst, Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts (Winterthur 1879), S. 98.

[4]) Iselin's Historisch und Geographisches Allgemeines Lexikon (Basel 1742) nennt von diesem alten in Oesterreich sehr einflußreichen Geschlechte einen Viktor, Grafen von Althann 1602—1654, Sohn von

Digitized by Google

Im Frühling 1649 war er wieder in Zürich, vielleicht hat er damals erst sein Examen abgeschlossen; denn wir kennen eine Notiz, laut welcher sein jüngerer Bruder Johannes, der ebenfalls in Zürich studierte, seine Studien unterbrach, um am 19. Mai 1649 mit D(omino) Nicolao Zaffio nach Hause zurückzukehren[1]).

Beide Brüder genossen, solange sie in Zürich studierten, das bis in die Reformationszeit zurückreichende wöchentliche Stipendium der sogenannten „vier Brote und zwei Schillinge", welches jeweilen am Samstag Morgen im Augustinerhof ausgetheilt wurde[2]). Sie zählten zu der Abtheilung der «Extraordinarij Peregrini», d. h. der Nichtstadtbürger, die in jener Zeit größtentheils aus Bündnern bestand. 1641 gab es unter dreiundzwanzig derartigen Stipendiaten zwanzig „Püntnerknaben, welliche auch soliche beneficia habend". Niklaus Zaff erscheint im Jahre 1638 zum ersten Mal auf der Liste[3]). Ob er zu jenen Stipendiaten gehörte, welche „die 4 Brot und 2 Schilling nit selbs abgehollet,

---

Wolfgang Georg, Freiherr von Althann, von der Goldburg, zu Murstetten, Herr von Waltreichs und Großen-Kamp in Niederösterreich. Seine beiden Söhne waren Christiani und Victoris, im Jahre 1644 vierzehn und elf Jahre alt. Das Alter der Beiden würde also ganz gut zu der Mittheilung in den Zürcher Acta Scholastica stimmen. Auffällig ist nur, daß ein Glied des gutkatholischen Geschlechtes sich einen reformierten Hauslehrer verschreibt. Man muß fast annehmen, daß dieser Viktor von Althann im Geheimen Protestant gewesen sei.

[1]) E II. 480, S. 35. Leu a. a. O. berichtet freilich, daß Zaff's «Theses de Actuali Dei providentia», die wohl zum Examen gehörten, im Jahre 1645 zu Zürich im Druck herausgekommen seien.

[2]) Das Almosenamt im Augustinerhof, das nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1537 eingerichtet wurde, befand sich im südlichen der drei Flügel des ehemaligen Klostergebäudes. Dieses war an die Südseite der Augustinerkirche angebaut, die heute noch steht und der alt-katholischen Gemeinde als Gotteshaus dient. Die im Laufe der Zeit mannigfach umgestalteten Klostergebäude waren von 1834—1864 der neu gegründeten Hochschule eingeräumt. Vgl. Vögelin, Das alte Zürich I (1879), S. 594/595.

[3]) E II. 460, Fol. 33b.

Digitized by Google

sonder auß Hofart und Hochtragne andere zum Abholen geschickt" und Brot und Geld nicht als Geschenk, sondern als wöchentlichen Zins betrachtet wissen wollten, ja gar „mit trotzen und pochen soliches außen geforderet", so daß die Obrigkeit im Jahre 1646 eine strengere Stipendienordnung erlassen mußte, können wir nicht feststellen [1]). Um unter diese almosengenössigen Schüler aufgenommen zu werden, bedurfte es eines besonderen Rathsbeschlusses, dem ein Gutachten der „Verordneten zur Lehr" voranging. Das Gutachten über Nikolaus Zaff ist zwar nicht mehr vorhanden, wohl aber dasjenige über seinen Bruder Johannes aus dem Jahre 1647. Es liefert neben einer Notiz über die Hauslehrerstelle des Nikolaus den willkommenen Nachweis, daß die Zaff aus Sils gebürtig und dort wohnhaft waren; im ganzen übrigen Material wird der Heimatort sonst nirgends genannt [2]).

[1]) Diese neue „Ordnung" findet sich im «Catalogus der Stipendiaten, die IV Broot und 2 ß empfahend zum Augustiner", in E II. 480, S. 147—155.

[2]) Wir geben hier dieses Dokument, das im Original im Staatsarchiv liegt (Faszikel E I. 13. 1), im Wortlaut, zugleich als ein Beispiel für derartige Stipendien-Gutachten jener Zeit:

„Herr Burgermeister, Fromme, Edle Veste, Ehrenveste, Fürsichtige, Ehrsamme und Wyse, insonders hochgeehrte, Gnedige liebe Herren und Vätter. Dise zwen Knaben, namlich Johannes Zaff von Sils und Peter Buyn von Sylvaplana, beid uß dem Oberen Engadyn, haltend demütig an umb das wuchentliche Stipendium der vier broten und zweien Schillingen. Der Zaff war vor disem schon allhier an dem stipendio und ließe sich gar wol an; da aber sein Bruder, der auch etliche jahr E. E. W. (Euer Wohlgeboren) guttachten genoßen, die pædagogei bei den Freiherren von Althan anname, hat der Vatter disen von minderen Kostenswegen, und weil er der auffsicht seines Bruders beraubet war, eine Zeit lang wider heimberüfft, der aber under dem Predicanten zu Sils seine studia continuirt.

Beider knaben halben ist gute Hoffnung, sy werdind im studieren glücklich fortfaren und eben den Zweck erreichen, den ihren vil erreicht habend, die dises stipendij theilhafftig worden sind, die den Kilchen in Bündten iezunde trüwe Dienst leistend.

Bittend E. E. W. wölle dise knaben in gewohnlichen gnaden für

Digitized by Google

Im Jahre 1649 also war Nikolaus Zaff als examinierter Theologe nach Sils zurückgekehrt. Ob er nun in den nächsten Jahren irgendwo im Bündnerland einer Pfarrei vorstand, wissen wir nicht. Wir hören nichts mehr von ihm, bis er uns plötzlich im Jahre 1675 als Doctor medicinæ und Arzt in Venedig entgegentritt [1]). Offenbar hat er in der Zwischenzeit, wohl in Italien, medizinische Studien gemacht. Vielleicht hat er diesen neuen Beruf absichtlich ergriffen, um seinen ursprünglichen zu verdecken; denn aus dem Zürcher Rathsmanual erfahren wir, daß er zugleich „Geheimprediger" der evangelischen Lehre zu Venedig war. Die Beziehungen des reformierten Vorortes in der Schweiz reichten damals weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus, insbesondere, wenn es sich um die religiöse oder materielle Unterstützung von Glaubensgenossen handelte; es ist wohl denkbar, daß Zaff sein theologisches Amt geradezu im Auftrage der zürcherischen Kirche in Venedig ausübte. In einem Berichte der Zürcher Geistlichkeit an den Rath vom 14. September 1675 wird er bezeichnet als „Herr Doctor, von langer Zeit hero treuwen Diener der gläubigen zu Venedig" [2]).

befohlen (halten); das wölle der Gnedige Gott E. E. W. in ander wäg reichlich vergelten.

E. E. W.

Underthenige gehorsamme Diener,
die verordneten zur Lehr."

Dieses Schriftstück ist undatiert, doch ergibt sich ein Datum aus der Dorsualnotiz:

„Die Verordneten Herren zur Lehr.

Hierinn gemelten beiden knaben uß Pündten, Johann Zaffen und Peter Busyn, ist das wochentlich stipendium gsprochen.

Actum Sambstags den 30ten october 1647 coram Senatu."

[1]) Mörikofer in seiner Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz (1876), S. 163, läßt den Arzt Zaff in Venedig aus Nürnberg herstammen, das ist also unrichtig.

[2]) Rathsmanual 1675 bez. U. M. II, S. 78, ferner A. 185. 1: Zu Nr. 28. 2. 4.

Digitized by Google

Er muß weit herum einen Namen gehabt haben; auch zu Triest muß er in gutem Ansehen gestanden sein[1]). Zaff selbst unterschreibt seine Briefe, indem er seinem Namen stets «Medicinæ Doctor» beigesellt; ein einziges Mal nur nennt er sich «Nicolaus Zaffius, V. D. M. et Med. Dr.» (Verbi Divini Minister et Medicinæ Doctor), damals als er freudeerfüllt anzeigen kann, daß die Bemühungen für die Befreiung der ungarischen Prädikanten von sicherem Erfolge gekrönt sein werden.

Wir werden sehen, welch große Arbeit es sich der zur Zeit dieser Ereignisse vielleicht etwa fünfzigjährige Mann hat kosten lassen, um den gefangenen Ungarn, sowohl denjenigen, die bereits auf den Galeeren schmachteten, als auch den Anderen zu Triest die Erlösung auszuwirken. Er bildete die Mittelperson zwischen ihnen und den evangelischen Ständen in der Schweiz. Eine Menge lateinischer Briefe richtete er in ihrem Interesse an die „Ehrwürdigen, hochberühmten und gelehrten Herren Pfarrer und Professoren der Kirche und Schule zu Zürich", überschwänglich in ihrer Form, aber nichtsdestoweniger gehaltvoll und eindringlich. Und es ist ein schönes Zeichen seiner freieren Auffassung in jener engherzigen Zeit und berührt uns überaus sympathisch, daß er, obwohl selbst ein Reformierter, seine schweizerischen Glaubensgenossen zu bewegen sucht, ihr Geld in gleicher Weise für die Lutheraner und die Reformierten unter den unterstützungsbedürftigen Ungarn auszulegen.

Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern wiederum zu dem Momente zurückkehren, in welchem der Feldscheer Rotenbiel und der Pfarrer Beregszaszi bei ihm vorsprachen. Das geschah um die Mitte August 1675. Sie überreichten ihm die Bittschrift der zu Triest gefangenen ungarischen Prädikanten. Darin

[1]) E II. 456, S. 811. Schreiben der ungarischen Prädikanten aus Triest vom 13. Aug. 1675: «Celeberrima Czofonianea in his orbis Christiani partibus fama» ...

Digitized by Google

wird von diesen nach einer kurzen Darstellung ihrer bisherigen Schicksale seit dem Prozesse in Ungarn in flehentlichster Weise um seine Hülfe gebeten. „Nächst Gott flehen wir zu Eurer Exzellenz: Herr, hilf uns, wir verderben! Wir bitten um des tiefen innern Gehaltes der göttlichen Barmherzigkeit willen, um der blutigen Wunden Jesu unseres Heilandes, um des kostbaren christlichen Namens willen, den wir mit Eurer Exzellenz gemein haben, reichet uns Euere Hand in der so großen Gefahr des Schiffbruchs, damit wir durch deren Hilfe entrinnen und das Gestade der goldenen Freiheit gewinnen mögen". Wenn er nicht in der Lage sei, aus eigenen Mitteln zu helfen, so bitte man ihn, sich bei christlichen Wohlthätern zu verwenden, namentlich bei den mächtigen Niederlanden und beim unüberwindlichen König von Großbritannien, damit sie ihren Verkaufspreis (pecunia de venditione), die 1500 Reichsthaler, erlegen. Gehe es nicht auf diese Weise, so werde er ihr Elend am besten erleichtern können, wenn er die Summe bei einem Kaufherrn aufnehme und dafür Bürgschaft leiste; sie würden später Alles mit Zinsen zurückerstatten[1]).

Zaff that sogleich sein Möglichstes, um der Bitte seiner Glaubensgenossen zu entsprechen. Es gelang ihm, von zwei deutschen Kaufleuten in Venedig, Johann Baptist Schorer und Matthias Lauber, sofort eine Anzahlung von hundert Reichsthalern zu bekommen, welche man dem Feldscheer Rotenbiel, nebst einem Geldgeschenk für ihn selbst, „vor einen Handschlag mitgab" — wie es in der Rechnung heißt — mit dem Auftrag, die Loskaufsumme womöglich auf die Hälfte herunterzubringen. Gegen Ende des Monats erschien der Feldscheer wieder mit der Auskunft, daß

[1]) E II. 456, S. 811: Copie mit Titel und Adresse: «Humillima supplicatio ad Excellentissimum et Doctissimum Dominum, D(ominum) Nicolaum Czofon, Medicinæ Doctorem Practicum, incolam Venetiarum etc. Dominum Dominum nobis confidentissimum» ..... Actum Triesti, anno D. 1675, die 13. Aug.» — Der Name Zaff muß den Ungarn nicht genau angegeben worden sein, sie schreiben ausdrücklich an mehrere Stellen Czofo.

Digitized by Google

der Oberst-Wachtmeister die Summe auf 900 Reichsthaler ermäßigen wolle, daß er aber das Geld annehme nicht als „Ranzion", d. h. als Lösegeld, sondern lediglich als Erstattung seiner Unkosten, die ihm der Gefangenen wegen erwachsen seien. Der Offizier hatte wohl bisher die Kosten für den Transport und den Unterhalt zu bestreiten gehabt mit dem Auftrag, sich aus dem Verkaufsgeld bezahlt zu machen. Seine Bedingungen legte er in einem Schreiben nieder, das ihm aber wieder zurückgegeben werden mußte, offenbar, weil er sich gegenüber seinen eigenen Oberen sichern wollte. Zaff und die beiden Kaufleute übergaben dem Feldscheer vorsichtigerweise auch jetzt noch nicht die ganze Summe, sondern nur ein Drittel derselben, 300 Reichsthaler, aber mit der Erklärung, daß sie den Rest sofort nach Ankunft der Ungarn in Baar oder in Wechseln entrichten würden. Zugleich sorgten sie für die materielle Unterstützung der Gefangenen, indem sie dem Feldscheer Vorschüsse, die er diesen gemacht, zurückerstatteten und alte Kleider zusammenkauften, „weill die Herren Geistlichen in Galliotenhabit bereits bekleidet waren und nun müssen verkleidet werden" [1]).

Da vorauszusehen war, daß das ganze Befreiungswerk bedeutende finanzielle Opfer erfordern werde, so wandte sich nun Zaff in einem Schreiben vom 14./4. September und unter Einsendung des Originals der Bittschrift an die zürcherische Kirche und Schule mit dem Gesuche um Hülfe und Beistand. Der Brief, aus dem wir einige Stellen in Uebersetzung geben, enthält auch eine kurze Darstellung des Schicksales der Prädikanten zu Triest, die wir übergehen können. „Sehet," so schreibt Zaff, „ob irgend eine Plage vorhanden, so groß wie diese! Aus beigefügter Bittschrift, welche mir von Triest her von den bejammernswerthen und schwer gedrückten (ungarischen) Predigern übersandt worden, werdet ihr ihren traurigen Zustand und das ganze Vorgehen

[1]) Rechnung Schorer.

Digitized by Google

der wüthenden Bischöfe, Richter und Jesuiten erfahren . . . . . So erwachet nun, ihr Wächter, von diesem schrecklichen Alarm, der euch rufet zum Streite des Herrn.

Nachdem ich diese Bittschrift gesehen und gelesen, unwissend, wie mein Name und Stand an diesem Ort bekannt geworden, sind mir die Haare zu Berge gestanden, die Zunge klebte mir am Gaumen, mein Herz war von Seufzen zerrissen, mein Innerstes war bewegt, und kaum verblieb mein Geist in mir, sodaß ich mich gerade halten mußte, um nicht zusammenzustürzen. Ich habe zu dem Herrn geseufzt, er möge nicht länger die so große Grausamkeit jener dulden, welche gegen die Getreuen wüthen. Nunmehr befinden sich achtzehn reformierte und fünfzehn lutherische Diener der Kirche zu Neapel auf den Galeeren angeschmiedet in elendestem Zustand. Sie werden so grausam gehalten, daß es einen harten Felsen zum Mitleid bewegen möchte, und ebenda werden auch diese fünfzehn erwartet, an deren Befreiung wir eifrig arbeiten. Ihretwegen hat die Vorsehung in folgender Weise gewaltet . . . . .

Als sie nun mit der Bittschrift bei mir angelangt, habe ich sofort das Aeußerste versucht, damit den armen Leuten geholfen werden möchte, denn Gefahr war im Verzug. Ich habe Tag und Nacht an diesem heiligen Werke gearbeitet, und obgleich sich große Schwierigkeiten zeigten, habe ich sie doch überwinden können. Denn endlich habe ich durch Gottes Fürsorge und Gnade (hiesige) deutsche Kaufleute, die der Augsburger Confession angehören, dazu gebracht, daß sie die vorgemerkte Summe zur Loslösung der armen Leute vorschossen; die kurz bemessene Zeit erlaubte nicht, nach der Schweiz, Holland und anderswohin zu schreiben. Jetzt nun meinen diese frommen, gottesfürchtigen und dienstbereiten Kaufleute, es sei nicht billig, daß sie die Last allein tragen, da ja unter diesen Pfarrern der größere Theil reformiert, der kleinere aber lutherisch (der Augsburger Con-

Digitized by Google

fession) sei, sondern es erfordere vielmehr die Billigkeit, daß man das Geld zu einem so großen und heiligen Werke auch von allen reformierten Kirchen sammle; daraus könne man nicht nur diejenigen, die zu Neapel auf den Galeeren sitzen, loskaufen, sondern auch einen Theil den Kaufleuten zurückerstatten . . . . .

Das wollte ich euerer Freundschaft vorlegen, weil ich wohl weiß, daß der Eifer für Wohlthätigkeit eine euerem Volke angeborene Tugend ist, was auch ich in meiner Jugend hundertfach erfahren, als ich bei euch das Fundament zu den Wissenschaften legte, — und wofür ich euch auf das Aeußerste verpflichtet bin."

Nachdem Zaff die Bitte ausgesprochen, man möge von Zürich aus an Bern und an die übrige Eidgenossenschaft gelangen, wo die Nächstenliebe ihren Sitz habe, auch nach Holland, England und an andere Orte, schließt er mit den Worten: „Ich grüße euch alle von Herzen, hochberühmte Leuchten der Welt, und verbleibe bis zum letzten Athemzug euerer hochberühmten Namen, Tugenden und Würdigkeit fleißiger Verehrer, Bewunderer und in Liebe Ergebener" [1]).

An der Spitze der zürcherischen Kirche stand damals der Pfarrer zum Großmünster, Kaspar Waser, der Bruder des bekannten Bürgermeisters Heinrich Waser. Er hatte im Jahre 1668 die Antistes würde übernehmen müssen, obschon er weinend gebeten hatte, ihn damit zu verschonen [2]). Wenn er auch in seinem Amte nicht stark hervortrat, so hat er doch pflichtgetreu

[1]) E II 456, S. 813: Abschrift vom lateinischen Original.

[2]) Geboren 1612, Sohn des Orientalisten Kaspar Waser. Wollte zuerst Medizin studieren und ging nur ungern zur Theologie über. 1633 ordiniert, Lehrer an der Fraumünsterschule, Pfarrer zu Wipkingen und Aufseher über die Expektanten, 1636 Pfarrer zu Rümlang, 1655 Archidiakon am Großmünster und Chorherr, 1662 Propst des Stiftes, 1668 oberster Pfarrer am Großmünster und Antistes. Gestorben 6. November 1677. Zimmermann, G. R., die Zürcher Kirche 1519—1819 (Zürich 1878), S. 216.

Digitized by Google

desselben gewartet. Schon am 14. September, zehn Tage nach dem Abgang des Zaff'schen Schreibens aus Venedig, machte der Antistes im Namen „der Diener der Kirchen und Schul allhir" dem Bürgermeister Johann Kaspar Hirzel und dem Rath, dem „Gnädigen Herrn Burgermeister" und den „Hochgeachten, Wol Edlen, Ehrenvesten, Frommen, Fürsichtigen, Weisen insonders Gnädigen Hochehrenden Herren und Vättern", Mittheilung von der Angelegenheit [1]). Die damals bestehende Kaufmannspost hat also etwa acht bis neun Tage gebraucht, um Briefe von Venedig nach Zürich zu spedieren. An dem Schreiben der zürcherischen Geistlichkeit ist vor Allem bemerkenswerth, daß diese nicht sowohl das Schicksal der gefangenen ungarischen Prädikanten im Auge hat, als vielmehr die evangelische Kirche Ungarns überhaupt. Zürich fühlt als ein Zentrum der nicht katholischen Welt. „Und wie wir nicht zweifeln", — so heißt es in dem Aktenstück — „es werde die Betrachtung des armseligen Zustands so vieler hundert herrlicher, dismahl durch Beraubung der treuen seelenhirten zerstörten Evangelischen Gemeinden in Ungarn, wie auch die unaussprechlich große noth und trangsalen so vieler armer unschuldiger Dieneren Gottes, welche härter als die unvernünftige thier selbst gehalten werden, Euerer Weisheit tieff zu hertzen gehen" [2]).

Der Rat behandelte die Angelegenheit bereits den folgenden Tag. Man beschloß, „zu Trost dieser armen höchst betrübten Personen" bei den evangelischen Ständen eine Kollekte anzuregen, da es „eine gemein Evangelisches wesen beträffende sach sei". Die Geistlichkeit möge dem Dr. Zaff schreiben, daß und

[1]) Hirzel, geboren 1617; 1651 Stadtschreiber und 1657 Landvogt im Thurgau, 1665 Zunftmeister und Obervogt zu Rümlang, im gleichen Jahr Stalthalter, 1669 Bürgermeister, 1681 Gesandter zu Ludwig XIV. Gestorben 2. Juni 1692. Leu, Schweitz. Lexikon X (1756), S. 181.

[2]) Original in A 185. 1. bezeichnet: Zu Nr. 28. 2. 1.

Digitized by Google

wie man sich der Sache annehmen wolle. Zaff solle auch den Kaufleuten zu Venedig, welche das Lösegeld vorgeschossen, Anleitung geben, „dies geschäfft auch an die Rychsstatt ihrer Confession langen zu lassen". Man war also immerhin nicht gesonnen, alle finanziellen Lasten allein zu tragen. Besonders wichtig aber war, daß der Rath den berühmten, im Auslande weit herum bekannten zürcherischen Theologieprofessor Dr. Heinrich Heidegger beauftragte, im Namen der Kirche an Malapert, den holländischen Gesandten in Basel [1]), zu schreiben und ihn zu ersuchen, bei seiner Regierung seinen Einfluß zu Gunsten der Gefangenen geltend zu machen. Denselben Auftrag erhielt der Rathssubstitut Holzhalb, der im „Namen hiesigen Standes" schreiben soll. Ausdrücklich aber wird bestimmt, daß sie dennoch ihre Briefe, denen man Abschriften der aus Venedig eingegangen Schreiben beilegen will, « privato nomine » abfassen sollen [2]). Dieser halbamtliche Weg — wir würden heute sagen „offiziös" im Gegensatz zu „offiziell" — war ein beliebtes Mittel, eine allfällige Einmischung der katholischen Miteidgenossen abweisen zu können.

Damit hatte der Rath immerhin den bestimmten Willen kund gethan, sich der unglücklichen Prädikanten anzunehmen. Schon eine Woche später hatte man in Zürich Gelegenheit, zwei jener Ungarn zu sehen. Tobias Masnicius und Johannes Simonides, denen es, wie wir wissen, gelungen war, zu entrinnen, langten am 24. September über Venedig in Zürich an. Ein Empfehlungsschreiben des Zaff, das sie vorwiesen, bittet die zürcherische Geistlichkeit, die beiden Lutheraner zu unterstützen. „Es sind

---

[1]) Abraham Malapert, niederländischer (holländischer) Gesandter in der Schweiz 1672 bis 9. August 1676, an welchem Tage er zu Basel starb. Eidg. Absch. VI1, S. 1843. Ueber Heidegger vgl. Gaß in der Allgem. deutschen Biographie XI (1880), S. 295/296.

[2]) Rathsmanual 1675 bez. U. M. II, S. 78.

Digitized by Google

zwar diese beiden der Augsburger Confession; aber ich ersuche euch um dessenwillen, den wir beiderseits als unsern Erlöser anerkennen, daß ihr sie für die unserigen halten und keinen Unterschied machen wollt, und dies um so mehr, als, wie ihr sehet, Kaufleute der Augsburger Confession einzig es gewesen sind, welche sowohl zur Befreiung der unserigen als der ihrigen ihr Herz aufgeschlossen, während die Kaufleute unserer Confession sich der Sache nicht annehmen wollten“ [1]). Ferner übergaben die beiden Ungarn zwei Briefe von den Galeeren. In dem einen bitten siebenundzwanzig Prädikanten, nachdem sie ihre bisherigen Erlebnisse, den Prozeß und die Deportation geschildert, die Zürcher Geistlichkeit um Hülfe: sie möge sich mit den Theologen zu Bern, Basel, Schaffhausen, Genf ꝛc. in Verbindung setzen und die reformierten eidgenössischen Stände veranlassen, daß sie beim Kaiser Fürbitte für ihre Befreiung einlegen oder Bürgschaft für den Verkaufspreis, 38 Mann zu 50 Dukaten, leisten oder zum Mindesten Geld zur Erleichterung der Gefangenschaft spenden. Dieser Brief, der keine persönliche Unterschrift trägt, ist, aus der Uebereinstimmung der Schrift mit einem spätern eigenhändigen autobiographischen Eintrag in einem Zürcher Stammbuch zu schließen, geschrieben von Valentinus Esergö Kotsi, Kocsi oder Kocs, dem Verfasser der eingangs erwähnten Leidensgeschichte der ungarischen Prädikanten. Kocsi scheint in der lateinischen Korrespondenz sehr geübt gewesen zu sein; in der Heimath bekleidete er das Amt eines Rektors der reformierten Schule zu Papa; auch war er unter seinen Leidensgenossen sicher der jüngsten Einer, nur 27 bis 28 Jahre alt und den Strapazen wohl eher gewachsen als die meisten Andern [2]).

[1]) Schreiben, datiert «Venetijs die 21 Septembris st(yli) loci» (wäre also alten Styls 11. Sept.) in E II. 456, S. 821 lateinisch, Uebersetzung auf S. 819.

[2]) Lateinisches Originalschreiben vom 5. Sept. 1675 (neuen Styl) in E II. 456, S. 823—826. Stadtbibliothek Zürich H 272, S. 61 bis 73, 263.

Digitized by Google

Der andere Brief, von dem Prädikanten Georg Alistali an seine Gemeinde im Komitat Komorn gerichtet, enthält ebenfalls eine Darstellung der erduldeten Leiden und gibt Rathschläge über die Maaßnahmen zur Befreiung. Das Original dieses Briefes war in ungarischer Sprache abgefaßt und ist von Venedig aus an seine Adresse weiter befördert worden. Zuvor aber mußte ihn einer der beiden Flüchtlinge auf Betreiben Zaff's in's Lateinische übertragen. Diese lateinische Ausfertigung, die in Zürich übergeben wurde, ist heute freilich nicht mehr vorhanden, einzig noch eine deutsche Uebersetzung, wie sie die Geistlichkeit für die weltliche Obrigkeit erstellen ließ [1]).

„Uebel bekleidet und an zeitlichen mittlen überall erschöpft" — so schreibt die zürcherische Geistlichkeit an den Rath — seien die beiden Ungarn in der Stadt angekommen. Sie haben vor, nach Augsburg zu reisen, den Winter über dort zu bleiben und von da aus mit ihren Glaubensgenossen in der Heimat in Verbindung zu treten. Der Rath versah sie mit Kleidern und Reisegeld, aber erst, nachdem der „Kirchen und Schulstand" seinerseits seine Leistungen für die Flüchtlinge, bestehend in völliger Freihaltung und einem Viatikum von zwölf Reichsthalern, nachgewiesen hatte [2]).

Nach einem Aufenthalt von ungefähr einem Monat verließen die Beiden Zürich; wenigstens wurde am 21. Oktober bereits ihr Dankschreiben vor dem Rathe verlesen. Im folgenden Jahre waren sie zu Wittenberg. Johannes Simonides widmete von da aus der Zürcher Obrigkeit eine Druckschrift — „gedruckte Thesen" — als Zeichen seiner Dankbarkeit. Noch

---

[1]) E II. 456, S. 807—809. „Gegeben auf der Galeeren zu Neapolis, genant Sanctus Januarius, den letzten tag Julii 1675."

[2]) Schreiben der Geistlichkeit an den Rath vom 27. Sept. in [illegible]: Zu Nr. 28. 2. 4. und vom 2. Okt. in E II. 456, S. 835.

Digitized by Google

im Jahre 1679 werden diese beiden ungarischen Prädikanten, jetzt in Leipzig, von Zürich aus unterstützt [1]).

Gerade zu der Zeit, da Masnicius und Simonides als sprechende Zeugen der Noth in Zürich weilten, in der ersten Hälfte Oktober, kam von den evangelischen Ständen die Zustimmung zu der angeregten Kollekte; doch erfolgte sie nicht von allen Seiten ohne Bedenken. So beschwerte sich Basel darüber, daß die Prädikanten „amtlich als Kirchendiener benambset" würden, da doch fünfzehn der Augsburgischen Confession angehören; Bern aber reklamierte, daß nicht mitgetheilt worden sei, ob die Kollekte nur die Stadt oder auch die Landschaft umfassen solle und wie viel ein jeder Ort zu leisten haben werde [2]). Sehr beeilt hat man sich, abgesehen von einigen Plätzen wie Biel, Chur, Genf, Mühlhausen, mit der Sammlung der Geldbeiträge freilich nicht; erst im Januar des folgenden Jahres wurde sie allgemein durchgeführt [3]). Wahrscheinlich hoffte man in der Zwischenzeit auf eine Befreiung der Gefangenen ohne Lösegeld durch die diplomatische Intervention des mächtigen Holland und hätte sich alsdann damit begnügt, nur die unumgänglich nöthigen Summen zu sammeln und zur Verfügung zu stellen. Doch die Diplomatie hatte mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als man sich in manchen Kreisen der evangelischen Schweiz vorstellen mochte. Auch das private Eingreifen Zaff's und anderer Persönlichkeiten zeitigte nicht den gewünschten Erfolg.

Zu Anfang September hatten Zaff und seine Glaubensgenossen zu Venedig das Eintreffen der Prädikanten aus Triest erwartet, für die das Lösegeld dem Obersten Heinrichsohn zum

---

[1]) Rathsmanual 1675 U. M. II., S. 89; 1676 S. M. II., S. 99, ferner in A 185. 1.: Zu Nr. 28. 2. 7. und Nr. 28. 2. 36.

[2]) A 185. 1.: Briefe vom 6. und 11. Okt. (a. St.).

[3]) Biel schickte am 7. Oktober mit der Antwort auf die Anregung Zürich's gleich 60 Kronen; es habe die Kollekte sofort veranstaltet.

Theil bereits entrichtet, zum Theil zugesichert war; allein Niemand war gekommen. Als Erkundigungen eingezogen wurden, stellte es sich heraus, daß der Unterhändler, der Feldscheer Rotenbiel, erkrankt und Oberst Heinrichsohn abwesend war. Dieser hatte aber seinen Fähndrich nach Wien geschickt, um die Zustimmung zur Entlassung der Gefangenen zu erhalten. Rotenbiel zeigte zwar dem Boten aus Venedig „die Original Cession und Denotation Ihro Keyserlichen Mayestät und Graffen Collonitsch dieser armen leuthen als Leibeigenen, mit welchem (der Oberst) nach gutem Befinden thun möchte"; allein Heinrichsohn scheint schließlich, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die ursprünglichen Gerichtsurtheile, doch Bedenken getragen zu haben, von sich aus die Entlassung zu verfügen [1]). Diese Verzögerung wurde den Gefangenen verderblich. Auf Befehl des Gerichtes zu Graz wurden sie plötzlich am 1./11. Oktober von einem Kroatenkapitän aus Triest aufgehoben und nach Buccari bei Fiume gebracht, offenbar in keiner anderen Absicht, als um sie wieder völlig der ungarischen Jurisdiktion zu unterstellen und ihre Befreiung zu hintertreiben. Unterdessen erschien der Fähndrich mit der gewünschten Bewilligung, aber es war zu spät; es nützte nichts, daß er im Namen seines Vorgesetzten in Buccari protestierte: die Prädikanten blieben im Gewahrsam. Dem Oberst blieb nichts übrig, als in Wien seine Klagen über eine derartige Handlungsweise vorzubringen [2]).

[1]) Rechnung Schorer. — Rotenbiel ist später doch noch nach seinem ursprünglichen Bestimmungsort Sizilien gelangt, wie aus einem Schreiben vom 11./21. Januar 1676: Welz in Neapel an Zaff hervorgeht (in E II. 456, S. 895): «et in tanto si è partito per Sicilia un Chirurgo Svizaro, che haveva tentato la liberatione di quelli di Buccari, quali però intendo, che saranno in brevi liberati».

[2]) Schreiben Zaff's vom 18./28. Dez. 1675 in E II. 456, S. 879 ff. Rechnung Schorer; ferner Escher, S. 611/612.

Digitized by Google

Nun begannen in Buccari die Bekehrungsversuche mit aller Macht. Andreas Koderman, der Gouverneur des Gebietes, stand — wenigstens nach den Berichten der Prädikanten — ganz im Interesse des Bischofs Kollonics, jenes Hauptgegners des ungarischen Protestantismus. Geldunterstützungen, die Johann Baptist Schorer und Matthias Lauber ihnen von Venedig aus zukommen ließen, wurden konfisziert; nicht einmal die Medikamente, welche im Auftrage Jener von Triest aus für die Kranken geliefert wurden, durften sie in Empfang nehmen. Die Mittelsperson zum Verkehr zwischen Venedig und den Gefangenen zu Buccari bildete der Branntweinhändler Gio d'Andrea zu Triest, der seines Geschäftes halber unauffällig reisen konnte. Ein deutscher Kaufmann, Namens Jakob Pfeffenhuser (zu Buccari?), der mit dem Gouverneur befreundet war, suchte diesen zur Milde zu bestimmen, konnte aber nichts ausrichten[1]). Die monatelangen Qualen endeten damit, daß Einige starben, ihrer zehn aber auf den Widerstand verzichteten und nur fünf ihrer Ueberzeugung treu blieben. Zaff berichtet, daß unter den Abtrünnigen, die den Revers unterschrieben und nach Hause zurückkehren durften, sieben Lutheraner und drei Reformierte gewesen seien; die Fünf, die ausharrten, bis die Befreiung kam, gehörten zur reformierten Kirche[2]).

Den Prädikanten auf den Galeeren zu Neapel erging es unterdessen nicht besser. Auch hier starben unter den fortgesetzten Mißhandlungen ihrer vier, abgesehen von jenen, welche zu Chieti vom Tod dahin gerafft worden waren. Ergreifend sind die wiederholten Hülfsgesuche mit der Schilderung der Leiden, welche die armen Galeerensklaven an ihre evangelischen Glaubens-

[1]) E II. 456, S. 887. 6./16. Januar 1676: Brief Zaff, ferner Rechnung Schorer.

[2]) E II. 456, S. 921. 1./11. April 1676: Brief Zaff.

Digitized by Google

genossen richteten. Die Schreiben an Zürich's Geistlichkeit, entweder von ihnen selbst oder in ihrem Auftrage geschrieben, gingen stets über Venedig; von dort aus wurden sie von Dr. Zaff mit einem Begleitschreiben über die Alpen geschickt. Ebenso wurde es gehalten mit den Briefen aus Chieti. Bezeichnend für den Styl der Zeit ist es, daß auch die in solch trauriger Lage abgefaßten Briefe der Galeerensklaven sich neben der Darstellung des sachlichen Thatbestandes der Ueberschwänglichkeit nicht enthalten können. Da heißt es in der Uebersetzung eines solchen Schreibens vom 6. November 1675, das die evangelischen Eidgenossen bittet, zu helfen, aber nicht an Rache zu denken: „es nehmen deswegen die Leviten des Ungarischen Sions, nachdem Sie hierzu durch Rath ansehnlicher personen angefrischt worden, Ihr Zuflucht durch gegenwärtiges schreiben zu Euch, Hochgeachte und gestrenge Herren, als Schutzherren und Fürsten in Jsrael und vielleicht nächst Gott ihre Ledigmacher“ [1]).

Da die Galeerensträflinge vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen waren, könnte es auffallen, daß die Prädikanten mehrmals lange Schreiben auszufertigen und zu spediren wußten; allein sie hatten in einem deutschen Kaufherrn zu Neapel, Namens Georg Welz, einen aufopfernden, ergebenen Freund, der sich gerne zu allem verstand, was der Befreiung Vorschub leisten konnte [2]). Er scheint zu den höchsten Regierungskreisen in Neapel Beziehungen gehabt zu haben, was seiner unermüdlichen Thätigkeit sehr zu statten kam. Mit den königlichen Beamten bahnte er Unterhandlungen an zum Zwecke der Festsetzung des Lösegeldes. Jedenfalls that er alles, was in seinen Kräften stand, um die materielle Lage der Prädikanten erträglicher zu gestalten. Zaff,

[1]) Ebenda S. 858[b].

[2]) Sein Name wird in den Correspondenzen verschieden angegeben: Velz, Velzör, Velzius, deutsch auch Wels, Welz und Welser. Nach seiner eigenen Brief-Unterschrift ist Welz wohl die richtige deutsche Form.

Digitized by Google

mit dem er in rege Korrespondenz trat, weiß ihn niemals genug zu loben.

Eine solche private Thätigkeit im Interesse der Gefangenen gab es nun nicht nur zu Venedig und Neapel, sondern auch in Wien. Jener Georg Alistali, der im Juli an seine Gemeinde in Ungarn schrieb, forderte in dem Briefe seinen „Bruder" Stephan Literati — wohl ebenfalls einen Prädikanten — auf, nach Wien zu reisen und dort dem „Faktor" (Sensal) des Neapolitaner Kaufmanns „Georgü Völzör" nachzuforschen. Durch dessen Vermittlung könne man Unterstützungsgelder nach Neapel gelangen lassen. Wahrscheinlich haben wir diesen Geschäftsfreund des Welz in Michael Zollikofer zu sehen, der in Wien zu Gunsten der Gefangenen wirkte und zwar sowohl für jene in Buccari als für jene in Neapel [1]). Ohne Zweifel stammte er aus dem bekannten st. gallischen Geschlechte dieses Namens [2]). Er stand in schriftlichem Verkehr mit Dr. Zaff und nach allem in persönlichem Verkehr mit dem Obersten Heinrichsohn, der sich wegen seiner ehemaligen Gefangenen in Wien aufhielt.

In Preßburg und auch in Wien vertrat der Prädikanten

[1]) Zaff schreibt in einem Briefe vom 18./28. Dec. 1675 (E II. 456, S. 879): «Triumviri inter mercatores cum æterna nominis gloria in hoc arduo et sancto opere strenue et indefesse laborant: Viennæ D(ominus) Michael Zollikoferus, in hac urbe D. Joh. Baptista Sorerus, mercator Augustanus, juvenis egregia pietate et doctrina insignis, Neapoli D. Georgius Velzius, mercator Teutonicus.»

[2]) Er ist wohl identisch mit jenem Michael Z., den Ernst Götzinger im St. Galler Neujahrsblatt von 1887: „Die Familie Zollikofer", S. 26, folgendermaßen erwähnt: „Ein Michael Zollikofer, 1624—1691, dessen Vater schon in Wien lebte, wurde zum Edelmann in Ungarn declarirt, als Commissarius des „Queckſilber Apolto" mit einer Gnadenkette begabt, ist vom regierenden Fürsten von Anhalt mit dessen Contrafet und einer Diamant-Pür beschenkt und zum Inspector und Director der Kupferbergwerke in Ungarn ernannt worden."

Digitized by Google

Interessen der ungarische Advokat Stephan Szalontai [1]). Er war von ihren Frauen zum Sachwalter bestellt worden. Am 7. November (n. St.) schrieb der „am kaiserlichen Hofe die Befreiung der Gefangenen Betreibende" Namens dieser Frauen von Wien aus an die Zürcher Geistlichkeit: Die Verfolger der evangelischen Religion in Ungarn seien so einflußreich, daß sie die Gnadenthüre zu der kaiserlichen und königlichen Majestät verschlossen haben. Auch verlachen sie in pharisäischem Hochmut die Fürbitten mächtiger Könige, Stände, Fürsten und Republiken, so daß die Befreiung der Gefangenen einzig gegen Lösegeld erhofft werden dürfe. Die Frauen vermögen die Mittel dazu nicht aufzubringen, da ihre Güter konfisziert worden seien und sie kaum die Kinder erhalten können. Sie haben nun aber erfahren, daß die helvetische Republik Geld für den Loskauf sammle. Mit ihrem Danke verbinden sie die Bitte, die Summe, welche sie später zurückzahlen wollen, rasch zu verwenden. Man möge die Gelder durch Wechselbriefe senden, entweder an den hochgelehrten Herrn Niklaus Zaff, Doktor der Medizin zu Venedig, oder an den hochherzigen Herrn Georg Wolster oder Velcz, neapolitanischen Handelsmann, oder an jemand anderen, der in bester Form die Lösung der Gefangenen betreibe. Zum Schlusse bitten sie die Geistlichkeit, sich bei den evangelischen Königen, Ständen, Fürsten und Republiken zu verwenden, damit sie beim Kaiser die Wiederherstellung der Religionsfreiheit und der evangelischen Kirchen, Pfarreien, Schulen u. s. w., wie sie bis zum Jahre 1647 bestanden haben, auswirken. „Wir wollen zu dem all-

[1]) Zaff sagt von ihm in seinem Schreiben an Prof. Heidegger vom 21. März 1676 (E II., 456, S. 919): «D(ominus) Stephanus Szalontay, advocatus Hungarus, qui innocentium causam Posonij strenue peroravit, diplomate Cæsareo instructus, Buccarim ad miseros liberandos advolat»; an anderer Stelle: «doctissimus juvenis D(ominus) Stephanus Szalontay».

Digitized by Google

mächtigen, großen Gott beten, daß er euere Herrschaft zum Heil der in den letzten Zügen liegenden Kirche Gottes in Ungarn wohl erhalte und von dem Druck der Verfolgung fernerhin und lange bewahren möge“ [1]).

Die Bemühungen von Privatpersonen in den genannten Städten konnte aber niemals die Freigebung der Gefangenen zur Folge haben, höchstens konnte sie dieselbe vorbereiten und das Loos der armen Leute einigermaßen erleichtern. Für die Freilassung bedurfte es der diplomatischen Einwirkung von Staaten, an deren Wohlwollen dem Kaiser sowohl als der spanischen Herrschaft in Neapel gelegen war. Das Verfahren gegen die ungarischen Prädikanten hatte ungeheures Aufsehen in der ganzen protestantischen Welt gemacht. Daß kriminalgerichtlich und kriegsgerichtlich Verurtheilte auf ausländische Galeeren verkauft wurden, war zwar im 17. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches; auch aus der Schweiz sind damals politische und gemeine Verbrecher nach Italien, insbesondere auf venetianische Galeeren und sonst für Kriegsdienste, verhandelt worden [2]); allein daß angesehene Leute, denen das zur Last gelegte Vergehen nicht nachgewiesen werden konnte, um ihrer Religion willen dieses Schicksal erleiden sollten, erregte heftigen Unwillen. Die öffentliche Meinung zwang die Regierungen geradezu, beim Kaiser Schritte zu thun. Schweden, die Herzoge von Brandenburg, von Lüneburg, der Kurfürst von Sachsen verwendeten sich für die Unglücklichen. Der Kaiser hielt aber an dem Standpunkt fest, die

---

[1]) E II. 465, S. 865—869.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz: Eine Stift-st. gallische Compagnie in venetianischem Krirgsdienst (1688—1691). Zürich (1896), S. 5. — Im schweizerischen Bauernkrieg des Jahres 1653 erfolgten Verurtheilungen zu den Galeeren oder zum Kriegsdienst wider die Türken. Vgl. Th. von Liebenau, der luzernische Bauernkrieg (im Jahrbuch für schweiz. Geschichte XX (1895), S. 134, 138, 159, 160, 163).

Digitized by Google

Verurteilung sei nicht wegen der Religion, sondern wegen der Rebellion erfolgt[1]). Doch erreichte er nicht bei Allen, daß weitere Schritte unterblieben. Der Kurfürst von Sachsen setzte seine Bemühungen unentwegt fort.

Von besonderem Gewicht war nun aber die Einwirkung der Niederlande. Malapert hatte ohne Zweifel die Wünsche der schweizerischen reformierten Stände vorgebracht, ganz abgesehen davon, daß die Regierung der Niederlande auch von Italien aus um ihre Intervention angegangen worden war. Sie war am ehesten im Stande, einen wirksamen Druck auf den Vicekönig von Neapel, die spanische Krone und ihren Bundesgenossen, Kaiser Leopold I., auszuüben. Gerade im Herbst des Jahres 1675 handelte es sich darum, daß die Niederlande mit einer Flottenrüstung den Spaniern in Neapel und Sizilien gegen den gemeinsamen Feind Ludwig XIV. zu Hülfe kommen sollten. Die spanische Politik, deren nächstes Ziel war, die Franzosen aus Sizilien hinauszuwerfen, hatte Alles zu thun, um die ruhmbeladene, niederländische Flotte nach dem Mittelmeer zu bekommen. Sie mußte sich also wohl oder übel in der Frage der ungarischen Prädikanten nachgiebig erweisen und den kaiserlichen Hof zu Wien in diesem Sinne zu beeinflussen suchen. Dazu kam nun, daß der niederländische Gesandte zu Wien, Hamel van Brüningk, und der niederländische Konsul zu Neapel, Vandalen, unablässig an dem Befreiungswerk arbeiteten. Die Berichte, welche Dr. Zaff aus Venedig nach Zürich schickte, sind des Lobes voll über die Thätigkeit dieser Männer, mit denen Welz und Zollikofer und wohl auch Szalontai in Verbindung standen.

Als der Viceadmiral Ruyter, der berühmte holländische Seeheld, mit einem Theil seiner Flotte in den Hafen von Neapel

[1]) Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates (in der Sammlg. Heeren-Ukert) IV (1848), S. 128—131).

Digitized by Google

einlief — wie es scheint im Dezember 1675 — bekümmerte er sich sofort um das Loos der Gefangenen, ebenso sein College, der Viceadmiral Johannes Haën. Seine Marineprediger, Theodor Westhovius und Aegidius Viret, besuchten sie auf den Galeeren, überbrachten ihnen Geld und sprachen ihnen Trost zu[1]). Wegen der Befreiung gab zwar der Vicekönig noch ausweichende Antwort, aber immerhin waren jetzt die Aussichten günstiger. «Ita dixit Jehova, captivos pastores meos liberabo!» schreibt Zaff[2]), und einem Brief vom 20./30. Januar 1676 setzt er die ungarischen Worte voran, die er von dem stets noch zu Venedig weilenden Beregszaszi gelernt haben mochte: «Ha isten velünk, riczoda ellenünk?»[3])

Während Ruyter mit seiner Flotte in den Gewässern an der sizilianischen Küste sich mit den Franzosen herumschlug, ging nun freilich die Befreiungsangelegenheit keinen Schritt vorwärts. Im Januar sprach man zu Neapel davon, daß das niederländische Geschwader aus dem Mittelmeer zurückgezogen werde. Aber kurz darauf berichtet Welz an Zaff, es werde erzählt, der Admiral habe von seiner Regierung Briefe erhalten mit dem Befehl, noch sechs Monate in Sizilien auszuharren[4]). Möglicher Weise haben sichere Zusagen der spanischen Krone hinsichtlich der Gefangenen die schwankende Haltung der Generalstaaten günstig beeinflußt.

Unterdessen war es ihrem Gesandten zu Wien, Hamel van Brüningk, gelungen, vom Kaiser ein Decret für die Freilassung

[1]) E II. 156, S. 887: Brief Zaff's nach Zürich vom 6./16. Januar 1676. Stadtbibliothek Zürich, Mſc. H 272, S. 147, enthält die Namen der Prediger.

[2]) „So sprach Jehova: ich werde meine Prediger befreien."

[3]) „Wenn Gott mit uns, wer wider uns?"

[4]) E II. 456, S. 907: Brief Zaff's nach Zürich vom 12./22. Februar 1676.

Digitized by Google

der zu den Galeeren verurtheilten ungarischen Prädikanten zu erlangen. Es ist datiert vom 8. Februar 1676 (n. St.). Die Gefangenen sollen in Freiheit gesetzt werden, nachdem sie den Revers unterzeichnet: «non vindicando nec revertendo», unter der Bedingung also, daß sie weder Ansprüche erheben noch in die Heimat zurückkehren wollen. Der Kaiser gebe seine Zustimmung in der Voraussetzung, daß die Generalstaaten ihren Katholiken gegenüber bei Gelegenheit Gegenrecht halten [1]). Das Verbot der Heimkehr sei hart, doch sei nichts anderes erhältlich gewesen, berichtet Michael Zollikofer an Zaff, vielleicht könne diese Bedingung mit der Zeit gemildert oder aufgehoben werden.

Am 1./11. Februar wurden die noch vorhandenen sechsundzwanzig Prädikanten, nach dreivierteljähriger Arbeit und entsetzlichen Leiden auf den berüchtigten Galeeren, zu Neapel Ruyter übergeben und waren nun im „Paradies der batavischen Flotte" [2]). Der Admiral habe sie empfangen mit den Worten: «Dilecti mei, ex tot victorijs a Deo gratiose concessis, haec maxima est» [3]). Mehrere Wochen blieben sie vorerst auf seinen Schiffen im Hafen von Palermo, einestheils um sich zu erholen, anderntheils um eine günstige Fahrgelegenheit nach Venedig abzuwarten [4]). Eine solche fand sich im März auf einem englischen Kauffahrteischiff unter dem Commando des Jacob Andresen, wie wir aus dem Passe erfahren, den Ruyter am 15./25. März 1676 in der Bai von Milazzo an der Nordostküste Siziliens ausstellte. Das Schriftstück nennt die Namen der Befreiten in folgender Reihenfolge: Stephan

[1]) Ebenda, S. 905 (Copie).

[2]) E II. 456, S. 926.

[3]) „Meine Lieben, von so vielen Siegen, die mir Gott gnädig verliehen, ist das der größte.". In einem lateinischen Briefe Zaff's «à Monsieur Jean Henry Heidegger, Docteur en Theologie, Zurich» vom 21. März (n. St.) 1676.

[4]) Ebenda.

Digitized by Google

Sellyei, Stephan Harsanyi, Thomas Steller, Samuel Nikletius, Stephan Komaromi, (Stephan) Johannes Nivari, Nikolaus Leporinus, Stephan Zedeni, Johannes Szomodi, Basilius Köpeczi, Balthasar Nikletius, Nikolaus Bugani, Georg Körmendi, Georg Alistali, Andreas Turoczi, Johannes Jablontzai, Franciscus Foris Otrokotsi, Andreas Szodoi, Michael Karasnai, Martin Szentpeteri, Michael Szalotzi, Stephan Batorkeszi, Valentin Kocsi, Petrus Simoni, Petrus Czegledi und Petrus Kalnai [1]).

Nach etwa vierwöchentlicher Fahrt langten die Prädikanten mit dem englischen Schiffe Margaretha in Venedig an.

Sie konnten nicht sofort nach Zürich weiter reisen, da Einige unter ihnen krank waren und sich zuvor erholen mußten.

Auch hofften sie, daß ihre Freunde aus Buccari zu ihnen stoßen würden. Allein der Gouverneur Koderman und Bischof Kollonics zögerten die Freilassung hinaus, obwohl der Advokat Szalontai mit dem kaiserlichen Decret nach Buccari reiste. Er erreichte die Freilassung der fünf treu Gebliebenen erst Anfangs Mai. Sie waren aber so ausgehungert und heruntergekommen durch die Entbehrungen und Mißhandlungen, daß sie eine längere Reise nicht aushalten konnten. Sie erholten sich zuvor in dem benachbarten Fiume und kamen erst am 23. Mai in Venedig an. Einer von ihnen, Stephan Kallai, starb hier am Tage nach der Ankunft. Die Namen der übrigen sind: Samuel Tatai, Stephan Ladmoczi, Stephan Szentpeteri, Johannes Rimatzombati. In Venedig erwartete sie Beregszaszi [2]). Erst nach längerem

[1]) Copie in A 185. 1. Die Namen sind in der Abschrift nicht immer richtig wiedergegeben; sie sind hier nach den Originalverzeichnissen in E II. 456, S. 953 und Stadtbibliothek Zürich, Manuscript H 265, corrigiert worden.

[2]) Verzeichniß in E II. 456, S. 953 und ferner Stadtbibliothek Zürich, Msc. H 265 und H 272, S. 253—257. — Ein anderer dieser Prädikanten zu Buccari, Jakob Csuzi, hat noch im Jahre 1675 „durch Gottes wunderbare Vorsehung" die Freiheit erlangt ohne Uebertritt.

Digitized by Google

Aufenthalt begleiteten sie ihn über die Berge nach dem gastfreundlichen Zürich.

Bevor die Prädikanten aus Buccari in Venedig eintrafen, waren ihre sechsundzwanzig Leidensgenossen aus Neapel weiter gereist. Vom 18./28. April bis 3./13. Mai hatten sie zu Venedig geweilt, wenigstens wird nach der Rechnung Schorer's und Lauber's für diese Zeit ihr Unterhalt aus der Kasse der Kaufherren bestritten. Dann ging's in drei Abteilungen über Padua, Verona, Brescia nach Chiavenna und von dort über die rätischen Pässe. Pietro Stoppan(i) und drei andere Engadiner geleiteten sie. In Chur mußten fünf Mann, welche die Strapazen zu sehr mitgenommen, zurückbleiben[1]). Einer von ihnen, Andreas Turoczi, scheint da gestorben zu sein, wenigstens begegnen wir ihm später in Zürich nicht, während die andern vier nach einigen Tagen weiter reisen konnten[2]). Nur einundzwanzig, darunter vier Lutheraner, langten nach zweiwöchentlicher Reise den 19./29. Mai in Zürich mit einander an. Eine Stelle über die Ankunft entnehmen wir dem gleichzeitigen Escher'schen Bericht: „A°. 1676 den 19. Mai sind die durch Herrn Admiral Reuther ab den Galeeren erledigte 26 Ungarische Ministri von Venedig durch Pündten allhier in einem Nauwen angelanget und by dem Hecht zu Zürich eingekehrt. Die wurdend morndeß von einem Ausschuß unserer Geistlichkeit in ihren Cantzelröcken daselbsten abgehollet und in Zuschauwung einer großen menge Volkes uff die Chorherrenstuben begleitet[3]), allwo sy von übrigen Herren freundt-

[1]) E II. 456, S. 957: Kirche und Schule zu Zürich an den Rath, 21. Mai 1676 (a. St.).

[2]) Stadtbibl. Zürich, Mic. H 272, S. 262: «obiit Curia».

[3]) Die Chorherrenstube war ein größeres Lokal im oberen Stock des Chorherren- oder Stiftsgebäudes beim Großmünster, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt wurde, welcher heute der Höheren Töchterschule dient. Die Chorherrenstube bildete im 17. Jahrhundert den Versammlungsort der geschlossenen Gesellschaft

Digitized by Google

lich) empfangen und under sy vertheilt worden (von deren jedem Meyn Gn(ädige) He(rren) 2 Gulden wöchentlich Tischgelt gegeben); denen sind noch 4 us Dalmatien [1]) nachkommen, sodaß in allem 30 Personhnen verpfleget worden. In dem Wirthshus zum Hecht hat Herr D(octor) Heidegger sy folgender gestalten angeredt". [2]) Es folgt alsdann in der chronikalischen Darstellung der Text seiner kurzen, lateinischen Begrüßungsrede. Aus einer gleichzeitigen Handschrift erfahren wir, daß sie auch auf der Chorherrenstube durch eine Ansprache (oratiuncula) des Stiftsverwalters Rudolf Hospinian empfangen wurden [3]).

Schon zwei Tage nach der Ankunft der Großzahl der ungarischen Gäste gelangte die Zürcher Geistlichkeit an den Rath mit dem Gesuche, die übel ausgerüsteten Leute mit Kleidern und Wäsche zu versehen: „werend sie hochbedürftig jeder ein par Hosen, strümpff, schueh, Hutt, und an hembderen, Krägen

---

der Chorherren, die aus sämmtlichen Geistlichen und Gelehrten der Stadt sich zusammensetzte. Das Bild im Chorherren-Neujahrsblatt von 1785 zeigt den Empfang der Ungarn in dieser Stube. Vgl. Vögelin, das alte Zürich I (1879), S. 318—320.

[1]) Gemeint ist Buccari, das freilich nicht in Dalmatien, sondern in dem zu Ungarn gehörenden Kroatien liegt. Die Zahl der schließlich in Zürich Angekommenen betrug allerdings dreißig: fünfundzwanzig aus Neapel, vier aus Buccari und der zu ihnen gehörende Beregszaszi aus Venedig.

[2]) Der Hecht war ein Wirthshaus an der Schifflendi, direkt an die Limmat anstoßend und angebaut an die Südseite des Wirthshauses zum „Rappen", nachher „Raben" genannt. Die beiden Wirthshäuser wurden später unter dem Namen Raben vereinigt. Das Haus existiert heute noch an der nördlichen Ecke Hechtplatz-Sonnenquai unter demselben Namen, aber freilich nicht mehr als Gasthof und nicht mehr an die Limmat stoßend, da deren Strand durch Auffüllung hinausgeschoben wurde. Der Tavernenschild Hecht wurde im 19. Jahrhundert auf ein östlich zurückstehendes Haus übertragen, das aber heute als Gasthof ebenfalls eingegangen ist. Vgl. Vögelin, a. a. O., S. 243.

[3]) Stadtbibl. Zürich, Mfc. B 189, S. 29b.

Digitized by Google

oder halstüecheren und schnupftüecheren auch einen gutten Theil, wie auch ein par handschuh". Der Rath beauftragte den Almosenpfleger, das Nöthige zu besorgen, „doch alles mit möglichstem Maaß und Bescheidenheit". Die Kosten sollen aus dem Kollektengeld gedeckt werden[1]). Im Allgemeinen scheinen die Fremdlinge gut gehalten worden zu sein. Mehrern wurden neben den erwähnten Bedürfnissen Käppli, Taschenmesser und Spazierstock gespendet, ebenso der Buchbinderlohn für „Stammbüchli", lateinische Bibeln und theologische Werke[2]). Stephan Komaromi bewilligte man eine sechswöchentliche Kur zu Baden; auch für Petrus Kalnai und Andreas Szodoi werden die Kosten einer Badenfahrt verrechnet. Jeder Pfarrer der Stadt, auch einzelne Professoren, hatten je zwei der Ungarn zu beherbergen und für die Beköstigung zu sorgen. Das Kostgeld wurde hernach aus dem Kollektengeld vergütet. Sellyei, der bedeutendste unter den Gästen, wohnte mit Alistali bei dem Stiftsverwalter Hospinian, Harsanyi aber bei Professor Heidegger[3]).

Als die ungarischen Prädikanten in Zürich ankamen, war man hier bereits in der angenehmen Lage, besondere Kapitalien

---

[1]) E II. 456, S. 958. Rathsmanual 1676, S. M. I., S. 112, unterm 22. Mai.

[2]) Rechnung Escher's über das Kollektengeld in A 185.1: Nr. 28.2: „1 fl. 32 ß. Für H. Georgium Alistali und H. Sellyei, Herrn Melchior Hardmeyern per 2 exemplaria Bibliorum Latinorum und Dissertationum D. Heideggeri einzubinden, bezahlt."

[3]) Die Pfarrer und Professoren, bei denen die Ungarn zu Gast waren, werden in folgender Reihe aufgezählt: D.(octor) Præpositus (Hospinian), D. Heidegger, D. Hottinger, D. Burkhard, D. Giger, D. Prof. Hottinger, Hr. Leutpriester Ziegler, Hr. Diakon Schedler, H. Erni, Hr. Balber, D. Lavater (Prof. der Philosophie), Prof. Hofmeister, Diakon Geßner, Prof. Ulrich, Heinrich Fries, Prof. Ott. (E II. 456, S. 963 und Stadtbibl., Msc. H 265). Antistes Waser, der kurz nach der Abreise der Ungarn im Jahre 1677 starb, war zur Zeit ihrer Anwesenheit meist krank und wurde wohl deßhalb mit der Einquartierung verschont.

Digitized by Google

zu ihrer Unterstützung bereit zu halten. Jene von Zürich gleich nach der ersten Nachricht über die in Galeerensträflinge verwandelten Prädikanten im September 1675 angeregte Kollekte hatte im Laufe des Januar 1676 in Zürich, theilweise auch in anderen Kantonen, stattgehabt; in einigen Orten war sie in der Ausführung begriffen. An einer Konferenz der evangelischen Städte zu Aarau vom 29.—31. Dezember 1675 / 7.—10. Januar 1676 war offiziell das Einverständnis mit der Kollekte erklärt worden: alle evangelischen Orte wurden eingeladen, eine Sammlung zu veranstalten [1]). Die Beträge wurden in den folgenden Monaten dem Seckelmeister Johann Ulrich Escher in Zürich übermittelt [2]), der die Verwaltung übernahm und eine hübsche noch im Original vorhandene Abrechnung ausfertigte, die wir als Beilage beigeben.

Die Kollekte in den Kirchen der Stadt Zürich vom 16./26. Januar ergab 2703 Gulden; doch spendeten jetzt bei der Anwesenheit der Prädikanten zürcherische Private, von Mitleid bewegt, nochmals 1638 Gulden, so daß die Stadt Zürich mit rund 4340 Gulden, über 40,000 Franken im heutigen Verkehrswert, in erster Linie steht; dann folgt die Stadt Bern mit 3600 Gulden, Stadt Genf 1800, Stadt St. Gallen 1100, Basel 1000, Landschaft Welsch-Neuenburg 1000, Stadt Schaffhausen 700, Ministeriale und Rat zu Welsch-Neuenburg 600, Appenzell A.-Rh. 367, Winterthur 280, Müllhausen 250, Evangelisch-Glarus 200, die Prädikanten der Herrschaft Welsch-Neuenburg 180, Neuenstadt am Bielersee 180, Evangelisches Rheinthal 118, Stein 100, Frauenfeld 100, Biel 90 und Evangelisch-Toggenburg 85 Gulden. Im Ganzen ergab die Kollekte mit dem

---

[1]) E. A. VI. 1, S. 989, g.

[2]) Aus dem Geschlechte der Escher vom Luchs; 1657 Landvogt zu Sax, 1674 Constaffelherr, 1676 Seckelmeister, gestorben 1688.

Digitized by Google

spätereu Zuschuß von Zürich über 16,000 Gulden, mindestens 150,000 Franken in heutigen Verkehrswerth.

In den Städtekantonen wurde nur in den Städten, nicht aber auf der dazu gehörigen Landschaft gesammelt. Erwähnenswerth ist, daß Genf seinen Beitrag als zahlbar in Schaffhausen anweist durch einen Wechselbrief (lettre de change) von tausend Reichsthalern der Herren Seiler und de Waldkirch in Genf auf Herrn Hans Jakob von Waldkirch in Schaffhausen. Es sei gerade keine Gelegenheit gewesen, die Summe in Zürich selbst anweisen zu lassen, jedenfalls kein Beweis für besonders rege Handelsbeziehungen zwischen den beiden Städten [1]). Basel zahlt seine tausend Gulden auf dem Zurzacher Markt; ein zürcherischer Bevollmächtigter kann sie „bey den Unserigen Brounschweyler und Orthman, den Handelsleuten allda", erheben [2]). Andere Orte überschickten das Geld in Baar durch die damalige Post, die sogenannten „Ordinari-Boten".

Ein hübsches Bild vom Münzwirrwarr jener Zeit gibt der Sortenzeddel, welchen die Stadtkanzlei Winterthur dem Kollektengelde beilegte, das am 18./28. Januar 1676 vom Stadtläufer nach Zürich gebracht wurde. Er lautet folgendermaaßen:

„25 ℔ (Pfund Pfenning) 12 ß (Schilling) an einer dobleten Italienischen Dublonen,
7 „ 4 „ an einer Ducaten,
6 „ 12 „ an einer halben französischen Dublonen,
66 „ — „ an Oertlinen,
198 „ — „ an gantz, halb und quart Thallern,

[1]) A 185. 1: Zu Nr. 28. 2. 9. Originalbrief vom 18. Juli (a. St.) 1676: «payable au premier Aoust prochain à Monsieur Escher Thresorier de v. s. ou à qui il ordonna n'ayant pas trouvé rencontre pour leur faire payer à Zurich à droiture laditte somme».

[2]) Ebenda: Nr. 28. 2. 17. Originalbrief vom 23. August (a. St.) 1676.

Digitized by Google

73 ℔ 9 ß 3 Haller an Lutzerner-müntz,
172 „ 10 „ an Zürich-müntz,
2 „ 5 „ an Pfenningen und drey Hallern,
2 „ — „ an Blutzgern,
8 „ — „ an Rychs-Sorten,

Summa 561 ℔ 12 ß 3 Haller = 280 Gulden 32 Schilling 3 Haller" [1]).

An der Konferenz der evangelischen Orte während der Tagsatzung zu Solothurn im Mai 1676, an der die letzten Briefe Zaff's über die Befreiung der Prädikanten zu Neapel und über die Zurückhaltung derer zu Buccari vorlagen, war der Beschluß gefaßt worden, die eingehenden Kostenrechnungen der Kaufleute in Italien in Zirkulation zu setzen. Welz zu Neapel war bereits von Deutschland her von den „augsburgischen Confessionsverwandten" entschädigt worden, dagegen hatten Schorer und Lauber in Venedig Rechnung zustellen. Diese hatten den Rath Zürich's, sich an die deutschen Reichsstädte zu wenden, befolgt und erreicht, daß Ulm, Regensburg und Augsburg sich bereit erklärten, die Hälfte der Kosten zu tragen. Die andere Hälfte sollte von den reformierten Eidgenossen übernommen werden. Als Johann Baptist Schorer zu Anfang August des Jahres 1676 seine Rechnung an den „Herrn Johann Heinrich Heideggern, S. S. Th(eologiæ) Doctori und weltberühmten Professoren" sandte, hatten Ulm und Regensburg ihren Antheil an die Gesammtkosten von L(ivres)

---

[1]) Die in Zürich üblichen Rechnungsmünzen waren folgende:
1 Gulden = 2 ℔ Pfenning = 40 Schilling = 480 Haller.
1 ℔ = 20 Schilling; 1 Schilling = 12 Haller.
Alle fremden Geldsorten wurden auf diese Münzarten reduziert. — Ein Gulden jener Zeit mag etwa einem heutigen Kaufs- oder Verkehrswerth von zehn Franken entsprechen, während der Metallwerth natürlich viel geringer ist.

Digitized by Google

12,593 bereits entrichtet[1]). In der Schweiz nahm man keinen Anstand, den Rest aus der Kollekte zu decken. Gleichzeitig aber ließ man dem Dr. Zaff eine Gratifikation von hundert Dukaten zugehen in Anerkennung seiner ersprießlichen Thätigkeit für die Befreiung der ungarischen Glaubensgenossen. Eine derartige «Recompens» war bereits an der Jahrrechnungs-Tagsatzung zu Baden im Juli 1676 beschlossen worden. Sie stieß wohl um so weniger auf Widerspruch, „weilen er selbst auch zum Theil in Mangel sitzet", wie Bern an Zürich berichtet. Die Ungarn waren es, welche die Zuwendung für ihren Wohlthäter angeregt hatten, wenigstens dankten sie später bei ihrer Abreise noch besonders für die Erfüllung ihrer Bitte. So wurden mit Inbegriff dieser Gratifikation an Schorer rund 2000 Gulden ausbezahlt. Die Uebermittlung der Gelder besorgte Namens des Zürcher Seckelmeisters Escher, des Kollektenkassiers, Hans Ulrich Heß zum Goldstein an der Ankengasse in Zürich, der Inhaber eines Speditions- und Bankgeschäftes gewesen zu sein scheint und in Venedig wohl bekannt war[2]). Im folgenden Jahre, 1677, wurden an Schorer nochmals 256 Gulden ausbezahlt als Entschädigung für den ungarischen Advokaten Szalontai, dessen Rechnung nicht, wie man anfänglich gehofft hatte, in Ungarn selbst beglichen worden war.

Dr. Zaff verdankte die ihm gewordene Ehrung in einem langen, zum Theil sehr schwülstigen Schreiben an die reformierte Eidgenossenschaft, datiert vom 21. November (n. St.) 1676.

Er meint, er habe nicht auf Belohnung gerechnet, sondern allein zur Ehre Gottes ein ganzes Jahr lang für die armen

---

[1]) Originalschreiben Schorer's in A 185. 1: Nr. 28. 2. 23., mit der Rechnung als Beilage.

[2]) „Sollte Herr Johann Ulrich Heß die Anherschaffung der gelter aufgetragen werden, zweifle nicht, daß Er sich gerne und mit aller Dexterite tdazu werde gebrauchen lassen." Schorer an Heidegger, siehe oben, S. 165.

Digitized by Google

Ungarn gewirkt und die evangelischen Völker Europas zum Aufsehen gemahnt, und vergißt nicht, nochmals auf die Verdienste Schorers, des jungen Kaufmanns aus Augsburg in Venedig hinzuweisen. Zum Schlusse folgt eine wahre Apotheose an die reformierte Eidgenossenschaft: „O glückliches Helvetien, das du der goldenen Freiheit dich erfreust! Aber noch glücklicher du reformiertes Helvetien, das ich als zweites Vaterland ehre, das du neben der leiblichen Freiheit des ganzen, weitbekannten Volkes auch der geistigen Freiheit genießest. Du schauest die Sonne der evangelischen Wahrheit ohne die Uebel menschlicher Erfindnng. Große Fürsten sind deine Bundesgenossen. Die ungarischen Prediger tragen den Ruhm Helvetiens durch ganz Europa. Ich aber, damit ich nicht länger Euere Gnaden und Herren belästige, will mir Stillschweigen auferlegen und mit einem frommen Wunsche (vota pia) schließen.

Ruhmvoll sei ganz Helvetiens Scepter in Ewigkeit! Der, welcher gesprochen: es geschehe, und es ist geschehen, mache dauernd Helvetiens goldene Freiheit und Glückseligkeit! Blühen und gedeihen mögen aufs Herrlichste unter dem Hüter Israel's die hochberühmten Kirchen, Akademien und Schulen der Schweiz! Der Allmächtige mache zu nichte die Anstrengungen der Feinde. Der Segen der Gegenwart gehe über auf die nachkommenden Geschlechter. Euch aber, gnädige Herren, möge Gott die unvergängliche Krone der Ewigkeit verleihen, welche Jesus mit seinem kostbaren Blute uns erworben hat" [1]).

Als im Mai des Jahres 1676 die Nachricht durch die Schweiz sich verbreitete, daß die armen Fremdlinge von den

---

[1]) Original in A 185. 1: Zu Nr. 28. 2. 13.

Aus dem Schreiben ersehen wir, daß die hundert Dukaten zweihundert Reichsthalern gleich gewerthet wurden.

Nach Leu's Lexikon kehrte Zaff später nach dem Bündnerland zurück und stand dort einer Pfarrei vor.

Digitized by Google

neapolitanischen Galeeren in Zürich angekommen seien, regte sich allerorten, wo für sie gesammelt worden war, der Wunsch, einige von ihnen persönlich kennen zu lernen und ihnen die Sympathie des Ortes zu bezeugen. So reisten denn Abordnungen der Ungarn nach Bern, Genf, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Glarus. Ueberall wurden sie mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen. In Genf, wo der Professor der Theologie, Franz Turrettini, das Befreiungswerk gefördert hatte, wurden die vier Mann der Abordnung: Köpeczi, Szomodi, Batorkeszi und Leporinus, die ersten drei Reformierte, der vierte Lutheraner, sogar mit einenem gedruckten lateinischen Gedichte bewillkommt. Es ist datiert vom 20. Juni (a. St.) 1676 und hat den Professor des Griechischen und der Geschichte an der Akademie, Vincentius Minutoli, zum Verfasser [1]). Vermuthlich war die Deputation nach Bern aus denselben Herren zusammengesetzt; aus einem Schreiben Berns vom 17. Juli (a. St.) erfahren wir nur, daß ihrer vier dort geweilt haben. Drei Prädikanten reisten nach Basel. Dort hatte Antistes Peter Werenfels, Professor der Theologie, für die Ungarn gewirkt. Am stärksten war wohl die Abordnung nach St. Gallen, nicht weniger als zehn Mann; begrüßt wurde sie im Namen der Stadt von Dr. Wegelin mit einer kurzen lateinischen Ansprache [2]). „Die ermelten 10 Herren Prediger" erhielten, wie es in einem Briefe St. Gallen's an Zürich heißt, „eine Summe in ziemlicher und erklecklicher anzahl, sowol an gelt als Leinwaht (Leinwand) alldieweil Sie in unser Statt pliben". Ohne Zweifel gab man den Gästen überall, neben dem Kollektengeld, das man an die Kasse nach Zürich abzuliefern hatte, reichliche Geschenke: „Verehrungen",

[1]) Ein Druckexemplar des Gedichtes in E II. 456, S. 969.

[2]) Stadtbibl. Zürich, Msc. B 189, Fol. 32.

Entweder Dr. jur. Andreas Wegelin, Rathschreiber, oder Bartolomäus W., Stadtpfarrer. Leu's Lexikon.

Digitized by Google

wie sie damals allgemein üblich waren. Diese Geschenke — Glarus z. B. gab hundert Louisthaler — mögen die finanziellen Leistungen der Wohlthätigkeit der einzelnen Orte, wie sie von Seckelmeister Escher zahlenmäßig überliefert werden, bedeutend erhöht haben. Die Reisespesen selbst wurden jeweilen aus der Kollektenkasse bestritten; aus dieser bezogen der Basler Bote und der Churer Bote, welche die Herren nach Basel und Glarus geführt, ihre Gebühren.

Am 7./17. Juli 1676, also etwa sieben Wochen nach denen aus Neapel, war Beregszaszi mit seinen vier Herren aus der Buccarinischen Gefangenschaft in Zürich angelangt. Professor Fries nahm ihn in seine Wohnung auf. Der Rat verfügte sofort, daß man die bevorstehende Rückkehr der Prädikanten aus Bern und Genf abwarten wolle, um alsdann die „übel zugerichteten lieben vier Herren Fratres zu complimentieren und mit einer bescheidenlichen Mahlzeit in loco aliquo publico zu excipieren". Diese Empfangsfeierlichkeit fand bereits den 11./21. Juli statt. Auf Befehl des Rates beriefen die Herren vom Stift alle ungarischen Prädikanten auf die Chorherrenstube. Professor Heidegger begrüßte sie in wohlgesetzter lateinischer Rede, feierte die Neuangekommenen und zeigte ihnen an, daß Zürich's Obrigkeit ihnen offiziell zu ihrer Befreiung Glück wünschen möchte. „Nach vollendung dieser Red sind sy in einer Procession ab der Chorherren Stuben uf das Rahthus gegangen (da jederzeit ein Ungarischer Herr von einem der Unßerigen Geistlichen begleitet worden), allwo sy etwelche von Mein Gnädigen Herren verordnete Herren angetroffen, under welchen Herr Seckelmeister Heinrich (?) Escher das Praesidium geführt und gedachte Ungarische Herren durch eine herliche Sermon bewillkommet, das mitleiden wegen großmüthig ausgestandner pein und schmerzen bezeuget und wägen göttlicher wunderthätiger erlösung beglückwünschet und zu einem christlichen freudenmahl eingeladen; wie

Digitized by Google

dan uf hinwieder von ihnen, den Ungarischen Herren, gethane herliche Dankſagung Sie ſambt unſeren Herren Geiſtlichen vom Herrn Praeſidenten der hochoberkeitlichen verordnung zu dem Schneggen geführt und ſolches liebemahl mit erbaulichen Discurſen erfreulich genoſſen worden [1])."

Die evangeliſchen Orte in der Schweiz waren nun aber der Anſicht, daß die andern Glaubensgenoſſen in Europa, insbeſondere die reichen Niederlande, in materieller Hinſicht ebenfalls etwas für die Ungarn leiſten ſollten. Noch vor dem Begrüßungsfeſte war der niederländiſche Reſident Malapert von Baſel nach Zürich gekommen und hatte geraten, es möchten fünf oder ſechs von ihnen nach Holland reiſen und dort um eine Intervention beim Kaiſer zu Gunſten der Aufhebung ihrer Verbannung nachſuchen. Als aber Bürgermeiſter Hirzel dieſe Anſicht zu Anfang Juli den evangeliſchen Orten auf der Jahrrechnung zu Baden vortrug, meinten die Boten: „weilen die Herren Generalſtaaten dieſe Herren leichter erhalten mögind als wir und ihr praesentia zu mehreren mitleiden bewege, ſollen ſie alle ſich beförderlich dahin begeben." Man wolle ihnen gerne mit Päſſen und Empfehlungen behülflich ſein. Als dieſer Bericht nach Zürich kam, verſammelte ſich ein Ausſchuß des Rathes und des Chorherrenſtiftes auf der Chorherrenſtube, um die Sache zu beſprechen. Nun war gerade in jenen Tagen ein Schreiben des Theologen Dr. Burmann aus Utrecht eingelaufen, der in Holland die Maßnahmen zur Befreiung der ungariſchen Prädikanten eifrig be-

[1]) Eſcher, S. 633. — Das damalige Rathhaus, erbaut in den Jahren 1398 bis 1401, ſtand an der Stelle des heutigen; dreißig Jahre nach dem Ungarn-Beſuch wurde es durch den Neubau erſetzt. Der Schneggen aber, das Geſellſchaftshaus der „Schildner zum Schneggen", wo etwa offizielle Bewirthungen ſtatt hatten, war an die Nordoſtecke des Rathhauſes angebaut und reichte gegen die Marktgaſſe hinauf. Vögelin, das alte Zürich I, S. 171—195.

Digitized by Google

trieben hatte und mit dem die Zürcher Geistlichkeit in Beziehungen stand[1]). Das wies darauf hin, daß wegen der großen Kriegslasten, welche die Niederlande eben jetzt zu tragen hätten, die Gesammtheit der Befreiten wohl nicht willkommen wäre. Dazu kam noch die Erwägung, es möchten nicht alle ungarischen Gäste die Strapazen einer neuen, langen Reise aushalten; wenn aber wirklich die Begnadigung durch den Kaiser erfolge, so wäre von Zürich aus die Heimat leichter zu erreichen als von Holland aus. Daher wurde auf der Chorherrenstube beschlossen, man möge nur sechs bis acht der Herren nach Holland, andere nach Deutschland, die übrigen aber, wenn ihre Gesundheit hergestellt sei, nach ihrer Heimat senden. Dieser Vorschlag wurde dem Bürgermeister Hirzel schriftlich nach Baden mitgetheilt; bei einer abermaligen Beratung pflichteten ihm die Gesandten der evangelischen Orte bei[2]).

Zugleich wurde — wie es scheint auch zu Baden — mit Malapert vereinbart, daß die Abordnung nach Holland aus sechs Reformierten und zwei Lutheranern zusammengesetzt sein solle, „damit beide Confessionen ohnzertrennt und in eadem communi causa verbleibend". Von Amsterdam aus könnten die Prädikanten alsdann nach Danzig und durch Polen nach Ungarn gelangen; das wäre für den Fall des Ausbleibens der Begnadigung ein sicherer Weg als jener durch die österreichischen Erblande. Nach Sachsen aber sollen vier Lutheraner und zwei Reformierte reisen; der Kurfürst werde ihnen beim Kaiser die besten Dienste leisten können[3]).

---

[1]) Stadtbibl. Zürich, Mfk. H 272, S. 241: «clarissimus ac potissimus vir Franciscus Burmannus».

[2]) E. A. VI$_1$, S. 1017, c. und Schreiben an den Antistes vom 30. Juni (a. St.) 1676 in E II. 456, S. 973.

[3]) E II. 456, S. 975: Auszug aus einem Brief des Rathssubstituts Holzhalb an den Stadtschreiber. Baden, den 4./14. Juli 1676.

Digitized by Google

Kurz nachher — am 14./24. Juli 1676 — wurden von der Zürcher Kanzlei die Paß- und Rekommandationsscheine ausgefertigt, deren Entwurf noch im Staatsarchiv vorhanden ist. Darin erfahren wir die Namen der Inhaber. Nach Holland sollen reisen: Köpeczi, Beregszaszi, Szomodi, Batorkeszi, Otrokotsi, Balthasar Nikletius, Jablontzai und Steller, nach Deutschland: Samuel Nikletius, Leporinus, Zedeni, Alistali, Uivari und Czegledi[1]). Am 18./28. Juli verreisten diejenigen nach Holland, zwei Tage später jene nach Deutschland, alle wohl ausgerüstet mit Geld und den nöthigen Bedürfnissen. Die andern, also etwas mehr als die Hälfte der ursprünglichen dreißig, blieben noch bis zum Herbst des folgenden Jahres in Zürich. Sie waren wohl gelitten, wie es den Anschein hat. In einem „Stammbuch", wie man damals sagte, einer Art Autographenalbum, das heute auf der Stadtbibliothek liegt[2]), trug ein jeder dieser ungarischen Gäste auf Veranlassung des Professors der Philosophie, Johannes Lavater, eigenhändig ein paar biographische Notizen ein, denen er Dankesworte an seine Gastgeber beifügte; einige haben hier ihre Erlebnisse etwas ausführlicher geschildert. Diese schriftlichen Belege — alle lateinisch — machen einen recht guten Eindruck. Keiner derer, die aus Neapel kamen, vergißt darin des „Archithalassarchen" Ruyter dankbar zu gedenken, der ihm die Freiheit gebracht. Man kann sich vorstellen, wie sehr sie ergriffen waren, als sie vernahmen, daß ihr Befreier zur Zeit ihrer Ankunft in Zürich nicht mehr unter den Lebenden weile. Eine französische Kanonenkugel hatte ihm im Meerbusen von Catania bei einem Angriff auf die Flotte des Admirals

[1]) Czegledi scheint nach der Escher'schen Rechnung freilich erst im April 1677 Zürich verlassen zu haben, wenigstens wird bis dahin das Kostgeld für ihn bezahlt.

[2]) Mic. H 272.

Digitized by Google

Duquesne den Tod gebracht, einen Monat, nachdem er die ungarischen Prädikanten entlassen.

Viel ist über den Aufenthalt der Ungarn in Zürich nicht bekannt. Das läßt sich immerhin feststellen, daß einer unter ihnen die Gastfreundschaft schnöde mißbraucht hat; denn beim Abschied erklärte ihr Sprecher, es seien die Zürcher durch den „unfürsichtigen Wandel" eines von uns nicht wenig verletzt worden, aber jene haben die andern des „traurigen, unvermuteten Falls" nicht entgelten lassen [1]).

Erwähnenswerth ist, daß es in jener Zeit in Zürich einen Mann gab, der einige unter den Prädikanten persönlich kennen mußte. Das war jener Johann Jakob Redinger aus Neftenbach, einst Pfarrer in Urdorf, der durch sein überaus abenteuerliches Leben sowohl als auch durch seine eifrige Propaganda für die Schriften des Pädagogen Comenius bekannt ist. Auf seiner von ihm selbst beschriebenen Reise, die er im Jahre 1664 nach Ungarn in's türkische Heerlager machte, um den Türken den unfruchtbaren Rath zu geben, sich zum Christenthum zu bekehren, hatte er eine Reihe evangelischer Geistlicher kennen gelernt. Sie hatten ihn willig unterstützt, nachdem sie gehört, „daß ich von Zürich wäre". Auf dem Staatsarchiv liegen Bruchstücke von Vokabularien, aus denen hervorgeht, daß sie sich bemühten, ihm — basierend auf dem Lateinischen — Kenntnisse in der ungarischen und in der türkischen Sprache beizubringen [2]). Jene unter den Befreiten, denen Redinger bekannt war, bekamen nun freilich keine Gelegenheit, frei mit ihm in seiner Heimat zu verkehren; denn ihr Gastfreund war auf Ge-

---

[1]) Vgl. dazu Mörikofer, Flüchtlinge, S. 165.

[2]) Beispiel aus einem solchen Fragment im Staatsarchiv Zürich, A 24: «Isten Allah Deus».

Digitized by Google

heiß des Rathes schon seit zehn Jahren zur Bändigung seiner Abenteuerlust im Spital interniert [1]).

Während ihres Aufenthaltes in Zürich beschäftigten sich zwei der Prädikanten mit der Aufzeichnung ihrer und ihrer Gefährten Erlebnisse, und zwar nicht in ungarischer, sondern in lateinischer Sprache. Die kürzere Darstellung — es wird ausdrücklich erwähnt, sie solle nur summarisch (summarie descripta) gehalten sein — ist im Jahre 1676 geschrieben, aber später für das folgende Jahr ergänzt worden. Als Verfasser nennt sich «F. F. O., Confessorum e Trimeribus liberatorum socius» [2]). Wir können auf der Liste der Prädikanten die Initialen unschwer ergänzen zu: Franciscus Foris Otrokocsi. Dieser war Pfarrer in Oberungarn gewesen und bei seinem Aufenthalt in Zürich achtundzwanzig Jahre alt. Sein Stammbucheintrag weist eine markige und sehr hübsche Schrift auf. Die in Zürich erhaltene von ihm verfaßte Leidensgeschichte ist freilich nicht von seiner eigenen Hand geschrieben, sondern von derjenigen eines zürcherischen Schreibers, deßselben, von dem die ersten von Professor Lavater unterzeichneten Einführungsblätter im Stammbuch herrühren [3]). Sie bildet den Schluß des Stammbuches. Die Darstellung ist insbesondere eingangs leidenschaftlich gehalten;

---

[1]) In dem Material in A 24 werden u. A. aufgeführt Harsanyi und Czegledi, doch mit andern Vornamen als in Zürich; da aber damals mehrfache Vornamen gebräuchlich waren, sind sie wahrscheinlich doch identisch mit diesen.

Ueber Jakob Redinger vgl. eine Studie von Fr. Zollinger im Zürcher Taschenbuch 1896, S. 97—118; ebenda S. 215—250 von demselben herausgegeben: Redinger's Beschreibung seiner Reise zu den Türken.

[2]) „F. F. O., Genosse der von den Galeeren befreiten Bekenner (der evangelischen Religion)". Stadtbibl. Zürich, Mic. H 272, S. 147. Die ganze Darstellung findet sich auf S. 147—271.

[3]) Ebenda S. 3 und 5.

Digitized by Google

so lautet der Titel: «Furor Bestiæ contra Testes Jesu Christi in Hungaria, horumque victoria . . .» [1]).

Mehr Bedeutung kommt dem Werke des Valentinus Csergö Kocsi zu, das ebenfalls noch im Jahre 1676 abgefaßt wurde, und zwar mit Unterstützung der anderen Prädikanten, insbesondere des Harsanyi. Der Schluß liegt nahe, daß Heinrich Hottinger, der Professor des Hebräischen in Zürich, bei dem Kocsi wohnte, die Ausarbeitung der eingehenden Darstellung mit Interesse verfolgt hat, um so mehr, als angenommen werden muß, das Werk verdanke seine Entstehung geradezu einem offiziellen Auftrag der Zürcher Geistlichkeit und des Rathes. Die Abrechnung über das Kollektengeld nämlich führt als letzten Posten an: 247 Gulden, „Herrn Valentini Kokzi Antheil". Das ist ohne Zweifel das Honorar, welches der Verfasser für seine Arbeit bekam. Dafür blieb das Original des Werkes in Zürich. Wenn es auch heute nicht mehr aufgefunden werden kann, so scheinen doch alte Register darauf hinzuweisen, daß es einst seinen Standort in der Bibliothek des Carolinums hatte.

Einige unter den ungarischen Gästen fanden also reichlich Gelegenheit, sich litterarisch zu bethätigen; daß aber auch die andern sich geistig beschäftigten, beweisen die Büchergeschenke. An Stoff zu theologischen Diskussionen war übrigens gerade damals kein Mangel; denn ein Jahr vor ihrer Ankunft war jene unglückliche, von Professor Heidegger redigierte «Formula consensus» eingeführt worden, welche die reformierte Kirche der Schweiz in dogmatische Fesseln schlug und sie noch mehr verknöcherte, als sie es bereits war [2]).

---

[1]) „Der Bestie Raserei gegen die Zeugen Jesu Christi in Ungarn und ihr (der Zeugen) Sieg . . .".

[2]) Ueber die Formula consensus vgl. Bloesch, Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen I (1898), S. 485—500. Der keineswegs engherzige Heidegger scheint die Redaktion übernommen zu haben, um eine schlimmere und schärfere Fassung zu verhindern.

Digitized by Google

Um spätern Geschlechtern die Erinnerung an die Freundlinge zu erhalten, portraitierte der bekannte Maler und Kupferstecher Konrad Meyer noch im Jahre 1676 den Superintendenten Stephan Sellyei, dann vereinigte er im folgenden Jahre die beiden angesehensten unter ihnen, Sellyei und Harsanyi auf einem Bilde mit einer Galeere im Hintergrunde [1]). Unten sind die Namen aller Prädikanten verzeichnet sammt einigen Sellyei und Harsanyi verherrlichenden lateinischen Versen des Pfarrers am Fraumünster, Johannes Ulrich. Die beiden Männer, der eine fünfzig, der andere achtundvierzig Jahre alt, machen einen würdigen und energischen Eindruck; besonders Harsanyi mit seinen feinen Gesichtszügen und grau meliertem Bart sieht imponierend aus [2]).

Die Aufhebung der Verbannung ließ immer noch auf sich warten. Da man aber von Zürich aus immerfort Beziehungen zu Ungarn unterhielt und über die dortigen Zustände genau unterrichtet war, war ein verhältnißmäßig günstiger Zeitpunkt für das Wagniß einer Rückkehr ohne große Schwierigkeiten festzustellen. Im Herbst 1677 wurde die Rückkehr beschlossen.

Den 20./30. Oktober reisten die Herren — wie es scheint, wiederum in verschiedenen Abtheilungen — von Zürich ab, nachdem ein Jeder von ihnen einundsechzig Reichsthaler, in heutigem Verkehrswerth gegen tausend Franken, als Zehrpfennig erhalten

---

[1]) Ueber Konrad Meyer vgl. Rahn, die Künstlerfamilie Meyer von Zürich, im Zürcher Taschenbuch 1882, S. 136—155.

[2]) Diese beiden Gemälde befinden sich auf der Stadtbibliothek Zürich, das Erste unter Nr. 128, das Zweite unter Nr. 129. Daneben gibt es hier noch eine Copie des ersten Bildes von der Hand desselben Künstlers aus dem Jahre 1678, Nr. 28. Die drei Bilder, die früher verschiedene Eigenthümer hatten, sind erst im Laufe des 19. Jahrhunderts auf der Stadtbibliothek vereinigt worden. Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1875, S. 12 und 15. Das Bild Nr. 28 ist also nicht, wie im Neujahrsblatt angenommen wird, eine Copie aus dem Doppelbild Nr. 129, sondern vielmehr des Stückes von 1676; das geht schon aus der Altersangabe Sellyei's: «Aet(atis) 49», hervor.

Digitized by Google

hatte. Zuvor aber fand eine Abschiedsfeierlichkeit statt, bei welcher Sellyei eine Dankesrede an die weltlichen und geistlichen Behörden und die Bürgerschaft hielt. Sie wird uns in deutscher Sprache überliefert und ist wohl auch so gesprochen worden, sei es, daß der Superintendent der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, sei es, daß ihm die Zürcher Theologen die lateinische Fassung in's Deutsche übersetzten.

Die Rede ist trotz ihrer Ueberschwänglichkeit ein rührendes Zeugniß der Dankbarkeit. Indem er in chronologischer Reihenfolge an alle die Wohlthaten erinnert, die ihm und seinen Landsleuten erwiesen worden, fährt Sellyei fort: „Mit einem Wort: Wir warend im gefänknus und ihr habt uns besucht, frömbdling und ellende Vertriebne, und ihr habt uns aufgenommen; wir haben gehungert und ihr habt uns gespiesen; wir haben gedürstet und ihr habt uns getränket; wir waren nacket und ihr habt uns gekleidet; wir waren krank und ihr habt unser gepflogen; und habend uns alle und jede nach euerem geneigten Willen so reichlich versehen, daß, wan es möglich gewesen were, ihr auch euwere Augen ausgegraben und uns mitgetheilet hätten . . . ."

„Du Statt Zürich, die du uns wider alle trüebe Wetter ein bequeme und sichere hütten gewesen, seie gesegnet vom höchsten Gott! . . . . Du wirst dieser gantzen loblichen Eidsgenoschafft Mutter geachtet." Sellyei möchte nun aber Zürich, das verdiene, „under die fürnembsten Stätt der Welt gezellet zu werden", nicht nur als Mutter der Eidgenossenschaft, sondern „auch als Mutter des Reformierten (will nicht sagen des Evangelischen) Ungarlandes" betrachtet wissen, da die reformierten ungarischen Kirchendiener „euwer uraltes Glaubensbekantnus schon vor hundert Jahren unterschrieben!" Es liegt ihm daran, das Wohlwollen Zürich's auch fernerhin seinem Lande zu erhalten. Der Abschiedsgruß, den er speziell an die anwesende Regierung richtet,

Digitized by Google

ist Zeuge davon: „Gehabt euch wohl, Großmächtige, Woledle, Gestrenge, Hochgeachte, Würdige Herren und Häubter des Regiments dieser Statt Zürich. Behüte euch Gott, ihr Hochweisen Herren Burgermeister, fürsichtige Herren Statthalter und du gantzer Ehrsamer Rath, Vätter des Vatterlandes, rechtgeschaffene Pfleger der Kirche Christi ꝛc.; wie ihr bisher nicht eine gemeine Liebe an uns ellendesten vertriebenen Frömbdlingen, gegen unserem Volck und gegen unseren hochbetrüebten Kirchen bezeuget habet, also fahret fort, dieselbigen weiter zu lieben, zu beförderen und ihnen guts zu thun, und erweiset das Zeichen eueres großgünstigen, wolgeneigten gemüths fehrner, so viel ihr immer könnt, gegen uns, uns mit hilff, Raht und That beyzuspringen." An anderer Stelle aber heißt es, vielleicht mit bewußter Anspielung auf jene bekannte Notiz Otto's von Freising aus dem zwölften Jahrhundert, von welcher Sellyei bei seinem Aufenthalt in Zürich gehört haben mag und welche er nach seinem Sinne auslegte: „Und wie ihr in allen Dingen Ueberfluß habet, nemlich im Glauben, in der Red, in der Erkanntnus und in allem Fleiß, so schauwet, daß ihr auch in Euwerer gegen unserem Volck angefangener Liebe fehrner überfluß habet."

Von wahrer Frömmigkeit zeugt der tief empfundene Segensspruch, mit dem er von der gastlichen Stadt Abschied nimmt: „Der Herr gebe dir, daß du Barmherzigkeit bei ihm findest. Deine Mauern sollen Frieden haben und Ruhe sei in deinen Palästen! Um unserer Vätter, Mütteren, Brüderen, Schwösteren und um unserer Freunde willen sagen wir: es sei Friede in dir! .... Wenn die Völker toben und die Königreiche der Erde sich erheben, sei der Herr deine feste Burg, deine sichere Zuflucht, deine Stärke und deine beste Hilfe in allen nöthen [1]!"

[1]) Die Rede findet sich, freilich nicht völlig gleichlautend, in Escher, S. 637—670 und in Mſc. B 189, Fol. 37—46 (Stadtbibl. Zürich). Ein anderer Passus der Rede als der, den wir hier wiedergeben, ist ab-

Digitized by Google

Die Reise nach Ungarn scheint nicht glatt abgelaufen zu sein; wenigstens theilte Zürich im November 1677 einer Konferenz der evangelischen Orte mit, zwei der Prädikanten seien glücklich zu Wien angekommen und werden wohl von hier aus nach der Heimath gelangen, die andern aber, in Ulm beinahe entdeckt, haben einen Umweg über Nürnberg machen müssen [1]). Einige von ihnen nahmen ihren Weg nach Berlin, andere nach Leipzig, um von da aus eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr zu benutzen. Harsanyi reiste über Schlesien, begleitet von zwei Gefährten; der eine war jener Johannes Simonides, der gleich zu Anfang der Gefangenschaft aus Neapel entronnen war und nun den andern als Dolmetsch der deutschen und slavischen Sprache diente. Bereits am 20. Februar 1678 konnte Harsanyi dem Professor Heidegger in Zürich berichten, wie er selbst, sowie der Superintendent Sellyei und eine Reihe anderer Prädikanten glücklich in ihren Gemeinden angekommen seien und ihnen wiederum vorstehen. Die Gegner ließen sie ruhig gewähren, obwohl eine kaiserliche Begnadigung immer noch nicht vorlag [2]). Sie erfolgte erst im Jahre 1681 [3]). Das Chorherren-Neujahrsblatt des Jahres 1784 hat aber sicherlich nicht Unrecht, wenn es darauf hinweist, daß erst die Urenkel jener einst in Zürich weilenden Ungarn in religiöser Hinsicht bessere Zeiten sahen;

---

gedruckt in Mörikofer, Flüchtlinge, S. 165; dasselbe in Oechsli's Quellenbuch zur Schweizergeschichte (1886), S. 371.

[1]) E. A. VI. 1, S. 1067, e.

[2]) A 185. 1: Zu Nr. 28. 2. 28.

Die Freude über seine Ankunft schildert Harsanyi sehr hübsch: ..... ubi dum Familias nostras, cum dilectissimis nostris filiabus, ambo, et pro Regni tempestate Ecclesias tranquillas, salvas et incolumes reperiremus, dici non potest, quantæ ex utraque parte fuerunt primo lachrimæ et postea gaudia cum lætitia (non exaggero)».

Simonides scheint nicht in der Heimath geblieben zu sein (vgl. [illegible] S. 149).

[3]) Voegeli in dem eingangs erwähnten Vortrag.

Digitized by Google

damals nämlich, als die aufgeklärte Despotie Joseph II. scharf und erlösend eingriff: „Seit der kurzen Regierung Joseph's, ihres Königs, ist die menschlichste und billigste der christlichen Tugenden, Duldung und Freyheit, die seit hundert Jahren kaum zu dämmern anfieng, unter den verschiedenen Religionsgenossen seiner vielen Staaten, gleich der Sonne aufgegangen."

Jener Wunsch des scheidenden Sellyei, man möge in der Schweiz auch fernerhin sich der Ungarn annehmen, ging in Erfüllung. Als Zürich im November 1677 den andern evangelischen Orten Rechnung über das Kollektengeld ablegte, da zeigte es sich, daß ein Baarschaftsüberschuß von 7166 Gulden vorhanden war. Verwendet worden waren für die Befreiung und die Gratifikation an Dr. Zaff 2257 Gulden, für Unterhalt und Reise 6723 Gulden [1]). Ein hübsches Kapital, etwa 70,000 Franken in heutigem Verkehrswerth, blieb also für die weitere Unterstützung übrig. Die ungarischen Gäste hatten so viele Sympathien hinterlassen, daß man gerne die Hand dazu bot, ihren jungen Landsleuten das Studium in der Schweiz zu erleichtern. Künftig gab es in Zürich, Bern, Basel und Genf Stipendien für ungarische Theologiestudenten. Gewisse Beziehungen zwischen der reformierten Kirche Ungarn's und jener der Schweiz bestehen bis in unsere Zeit hinein [2]).

Daß Zürich und die übrigen reformierten Orte der Eidgenossenschaft an dem Befreiungswerk der Jahre 1675/76 so regen Antheil genommen, gereicht ihnen zur hohen Ehre. Man mag auf einem konfessionellen Boden stehen, auf welchem man will, man wird stets dankbar anerkennen müssen, daß sie eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllten, indem sie die überzeugungstreuen Fremdlinge einem schrecklichen Schicksale entrissen.

[1]) E. A. VI. 1, S. 1068.

[2]) Mörikofer, Flüchtlinge, S. 167. — Bloesch, Geschichte der schweiz. reformirten Kirchen II (1899), S. 365.

Digitized by Google

Beilage.

(Siehe oben, S. 163.)

Rechnung

umb

die Verwalthung des für die Vertriebnen Ungarischen Herrn Predicanten in der Eidt-(g)noßschafft aufgehebten Stühr-Gellts.

Von Annis 1676 und 1677,

Durch

Johann Ulrich Eschern,

des Raths und Seckelmeister der Stadt Zürich.

Eingenohmen an Stühren in der Stadt Zürich.

2703 fl. 7 β 9 hlr. ist Sontags den 16ten Januarij in den vier Pfarr- und Filial-Kirchen an Stühr-Gellt aufgehoben worden. Namblich

1032 fl.	33 β	8	hlr.	zum Großen-Münster
546 „	38 „	—	„	zu St. Peter
491 „	15 „	1	„	zum Frawen-Münster
533 „	30 „	1	„	zum Predigeren
54 „	4 „	—	„	zu St. Jacob
26 „	22 „	—	„	am Ödtenbach.
17 „	24 „	11	„	Ist sonst von unterschiedlichen verlohnen empfangen worden.
S(umma) 2703 fl.	7 β	9	hlr.[1]	
10 „	32 „	—	„	hat ihr Pfarrer Fueßli geschickt.
S(umma) 2713 fl.	39 β	9	hlr.	

[1]) fl. = Gulden, β = Schilling, hlr. = Haller. Ueber damaliges Geld vgl. oben, S. 165, Note 1.

Digitized by Google

1623	fl.	24	ß	— hlr.	Ist Ihnen in währender Zeitu, alß Sie zu Zürich gweſen, von particular-perſohnen Mitleidenlich geſteührt worden, welches aber nicht in das Einnehmen gegenwürthiger Rechnung kommt, weil Sie es unter ſich ſelbs vertheilt und an Ihren Nutzen verwendet.
15	„	—	„ —	„	Ist Ihnen erſt nach Ihrer Abreiſ in der Kirche zu St. Peter in das Almuſen gefallen.
S(umma) 1638	fl.	24	ß		

Ingenohmen von anderen Orthen der Eidtgnoßſchafft und der Stadt Zürich Angehörigen.

280	fl.	32	ß	3 hlr.	die Stadt Winterthur.
100	„	—	„ —	„	die Stadt Stein.
90	„	—	„ —	„	die Stadt Biel.
180	„	—	„ —	„	die Stadt Newenſtadt am Bieler-See.
1032	„	18	„ —	„	die Landſchaft Welſch-Newenburg.
600	„	—	„ —	„	die Miniſtralen und Rath zu Welſch-Neuenburg.
180	„	—	„ —	„	die Herren Predicanten der Herrſchaft Welſch-Newenburg.
1800	„	—	„ —	„	die Stadt Genff.
1108	„	32	„ —	„	die Stadt St. Gallen.
700	„	—	„ —	„	die Stadt Schafhauſen.
1000	„	—	„ —	„	die Stadt Baſel.
118	„	38	„ 8	„	die Evangeliſchen Gemeinden im Rheinthal.
367	„	14	„ —	„	das Land Appenzell der Ußeren Roden.
200	„	—	„ —	„	das Land Glarus, Evangel. Religion.
100	„	—	„ —	„	die Evangel. Gemeind zu Frauwenfeld.
S(umma) 7858	fl.	14	ß	11 hlr.	

Fehrners eingenohmen an Stühren von anderen Orthen der Eidtgnoßſchafft.

3600	fl.	—	ß	— hlr.	die Stadt Bern.
250	„	32	„ —	„	die Stadt Müllhauſen.
85	„	—	„ —	„	die Evangel. Gemeinden im Toggenburg.
S(umma) 3935	fl.	32	ß		

Digitized by Google

Summarum des gantzen Einnehmens thudt:

An Gellt 14508 fl. 6 ß 8 hlr.

Dargegen thudt das Ußgeben.

Ußgeben, so zu der Ungarischen Herren Predicanten liberation Verwendt worden.

2000 fl.	1 ß 4 hlr.	Ist dem Herrn Schorer für die zu Ihrer liberation außgesecklete Cöſten, darunter auch 100 Ducaten, des Herrn D. Zaffii Verehrung begriffen, nacher Venedig übermacht worden.
256 „	26 „ 8 „	Ist auch Ihme im Octobri A° 1677 von Herrn Szalentani wegen übermachet worden.
S(umma) 2256 fl. 28 ß		

Ußgeben, so etwelchen Ungarischen Herren Predicanten auf die Reisen gegeben worden.

54 fl.	— ß — hlr.	ward den 8ten Junii A°1676 denen jenigen Herren, so naher Bern und Genff gereiset, gegeben.
16 „	16 „ 6 „	dem Sadtler Hottinger, auch von Ihretwegen auf die Reis gegeben.
21 „	24 „ — „	Ward dem Basler-Bodten bezahlt, umb daß Er drey Herren naher Basel geführt.
90 „	— „ — „	Ward denen jennigen Herren, so in Holland gereiset, auf die Reis gegeben.
54 „	— „ — „	Ward denen jenigen Herren, so in Deütschland verreiset, auf die Reis gegeben.
75 „	21 „ — „	Ward M(eister) Johannes Hottingern, dem Sadtler, für diejennigen Herren, so naher Schafhausen und St. Gallen verreißt, bezahlt.
2 „	20 „ — „	Ward Hrn. Provisor Benjamin Fäsi, so besagte Herren naher St. Gallen begleithet, bezahlt, so Er für Sie uff der Reis außgeben.

Digitized by Google

4 fl. 20 ß — hlr.		Ward Herrn Hanß Jörg Corrodi, dem Churer-Bodten, für diejenigen Herren, so Er nach Glarus geführt, bezahlt.
1647 „ — „ —	„	Ist Ihnen bey Ihrer Abreis von Zürich auf den weg gegeben worden, jedem 61 Rthlr.
30 „ — „ —	„	Ist M(eister) Heinrich Goldenmmann, welcher Sie bis naher Schafhausen mit Pferden versehen, bezahlt worden.
S(umma) 1995 fl. 21 ß 6 hlr.		

Ußgeben für Tisch-Gellt, Kleider, Bücher ꝛc. der Ungarischen Herren Predicanten.

129 fl. 5 ß 9 hlr.		ist für Herrn Stephanum Sellyei, Super-Intendenten und geweßnen Pfarrer zu Pappa, für Tisch Gellt vom 20ten Maji 1676 bis 15ten Septembris 1677 Herrn Verwalther Wirthen bezahlt worden.
5 „ 38 „ —	„	Auch für Ihne außgeben umb ein par Schwartz Hosen.
16 „ — „ —	„	Tisch-Gellt für Herrn Georgium Alistali, geweßnen Pfarrer zu Szöni, vom 20ten Maji bis 20ten Julij ermeltem Herrn Verwalther Wirthen bezahlt.
1 „ 32 „ —	„	Für Ihne und Herrn Sellyei Herrn Melchior Hardmeyern per 2 exemplaria Bibliorum Latinorum und Dissertationum D. Heideggeri einzubinden, bezahlt.
134 „ — „ —	„	Tisch-Gellt für Herrn Stephanum Harschani, vom 20ten Maji 1676 bis 15ten Septembris 1677, Herrn Doctor Heideggern bezahlt.
134 „ — „ —	„	Tisch-Gellt für Herrn Michael Karrossnai, vom 20ten Maji bis 15ten Septembris 1677 ermeltem Herrn Doctor Heideggern bezahlt.
8 „ — „ —	„	Tisch-Gellt für Herrn Nicoloum Leporinum, vom 20ten Maji bis 20ten Julij A° 1676, Herrn Professor Lavatern bezahlt.
2 „ 39 „ —	„	Auch für Ihne umb Schuh, Mäßer, Seckel, Wöscher-Lohn ꝛc. bezahlt.
138 „ — „ —	„	Tisch-Gellt für Herrn Michaël Szaloczi, vom 20ten Maji 1676 bis 15ten Septembris 1677, Herrn Professor Lavatern bezahlt.

Digitized by Google

— fl. 22 β — hlr. für Ihne umb Meßer, Seckel, Wöscher=Lohn ꝛc. bezahlt.

138 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Georgium Kiörmendi, vom 20ten Maji 1676 biß 15ten Septembris 1677, Herrn Pfarrer Burckharten bezahlt.

88 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Petrum Czegledi, vom 20ten Maji 1676 biß 11ten Aprilis 1677, bemelltem Herrn Pfarrer Burckharten bezahlt.

122 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Samuel Tatai, Ecclesiæ Tornallianensis Ministrum, vom 7ten Julij 1676 biß 14ten Septembris 1677, Herrn Pfarrer Ulrichen bezahlt.

7 „ 17 „ — „ Für Ihne und Herrn Stephanum Szent=Petri für allerley Sachen außgeben.

122 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Stephanum Szent Petri, Ecclasiæ Simoniensis Ministrum, vom 7ten Julij 1676. biß 14ten Septembris 1677, ermelltem Herrn Pfarrer Ulrichen bezahlt.

134 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Stephanum Comaromi, geweßnen Pfarrer zu Raab, vom 20ten Maji 1676 biß 19ten Septembris 1677, Herrn Doctor Gygern, Herrn Archidiacon Müllern und Herrn Pfarrer Burckharten, bey welchem Er 6 wuchen lang zu Baden geweßt, bezahlt.

4 „ 16 „ 3 „ Für die Herren Comaromi und Zedeni umb Wöscher=Lohn, dem Schneider, Roß=Lohn naher Winterthur und andern accidentia bezahlt.

18 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Stephanum Zedeni, vom 20ten Maji biß 20ten Julij 1676, Herrn Doctor Gygern bezahlt.

8 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Johannem Szomodi, vom 20ten Maji biß 18ten Julij 1676, Herrn Leüth=Priester Zieglern bezahlt.

— „ 10 „ — „ Auch für Ihne bezahlt Meister Caspar Thomann dem Buchbinder für ein Stamm=Buechli einzubinden.

132 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Nicolaum Bugany, vom 20ten Maji 1676 biß 18ten Septembris 1677, ermelltem Herrn Leüth=Priester Zieglern bezahlt.

126 „ — „ — „ Tisch=Gellt für Herrn Johannem Rimas Zombati, vom 7ten Julij 1676 biß 22ten Septembris 1677, Herrn Professor Otten bezahlt.

Digitized by Google

4	fl.	36	ß	6	hlr.	Für Ihne und Herrn Ladmoczi dem Schneider, Schuhmacher, Krämer und auch für die Opera Prideaux und ein Lateinische Bibel einzubinden bezahlt.
4	„	2	„	—	„	Fehruers für Herrn Stephanum Ladmoczi umb einen Huth und Buchbinder=Lohn bezahlt.
10	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Stephanum Bathorkeffi, Herrn Pfarrer Erni bezahlt.
2	„	8	„	—	„	Auch für Ihne und Herrn Thomam Steller, umb Buchbinder=Lohn außgeben.
8	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Thomann Steller Herrn Pfarrer Erni bezahlt.
8	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Basilium Köpeczi, Herrn Diacon Schädlern bezahlt.
1	„	6	„	—	„	Auch für Ihne und Herrn Martinum St. Petri dem Buchbinder und für andere accidentia bezahlt.
134	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Martinum St. Petri, vom 20ten Maji 1676 biß 22ten Septembris 1677, ermelltem Herrn Diacon Schädlern bezahlt.
12	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Franciscum Foris Ottrokoczi Herrn Inspector Balbern bezahlt.
3	„	20	„	—	„	Auch für Ihne und Herrn Petrum Simoni dem Buchbinder bezahlt.
140	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Petrum Simoni, vom 20ten Maji 1676 biß 21ten Septembris 1677, ermelltem Herrn Inspector Balbern bezahlt.
10	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Samuel Nicletium, vom 25ten Junij biß 19ten Julij 1676, Herrn Professor Hofmeistern dem Jüngeren bezahlt.
2	„	6	„	—	„	Auch für Ihne umb Meßer, Käppli, Spatzierstäcken und andere accidentia bezahlt.
138	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Andream Szodoi, vom 15ten Junij 1676 bis 21ten Septembris 1677, darunter auch sein Baden=fahrt begriffen, ermeltem Herrn Professor Hofmeistern bezahlt.
2	„	30	„	—	„	Für Herrn Andream Szodoi umb Meßer, Käppli, Artzet Lohn und andere Accidentia außgeben.
155	„	—	„	—	„	Tisch=Gellt für Herrn Petrum Kalnai, vom 20ten Maji 1676 biß 18ten Septembris 1677, Herrn Professor Hodtingern, Herrn Professor Hofmeistern dem Jüngeren und Herrn Praeceptor Utzingern bezahlt, darunter auch ein Baden=farth begriffen.

Digitized by Google

— fl. 32 ß — hlr. Auch für Ihne Roß-Lohn von Baden bezahlt.
17 „ — „ — „ Tisch-Gellt für Herrn Johannem Jablonczai, Herrn Professor Hodtingern bezahlt.
— „ 31 „ — „ Auch für Ihne und Herrn Koczi Schräpfer-Lohn, umb Schuh-Bändel und ein Stamm-Buechli einzubindern.
149 „ — „ — „ Tisch-Gellt für Herrn Valentinum Koczi, vom 20ten Maji 1676 biß 18ten Septembris 1677, Herrn Professor Hodtingern und Herrn Praeceptor Utzingern bezahlt.
3 „ — „ — „ Tisch-Gellt für Herrn Stephanum Beregszaszi, vom 7ten Julij biß 18ten dito 1676, Herrn Professor Friesen bezahlt.
142 „ 20 „ — „ Tisch-Gellt für Sie allesambt biß 20ten Octobris 1677, da Sie von Zürich widerumb verreiset.

Summarum: Ußgeben für Tisch-Gellt, Kleyder, Buecher ꝛc. der Ungarischen Herren Predicanten, Thut pro jedem wüchentlich 2 fl.: An Gellt 2419 fl. 11 ß 6 hlr.

Ußgeben umb Allerley.

23 fl. 28 ß — hlr. ist Herrn Hanß Ulrich Heßen beim Goldtstein bezahlt worden pro spese, so über ein Kisten Nardes für die Ungarischen Herren Predicanten von Venedig biß allhero ergangen [1]).
5 „ 6 „ — „ dem Wirth zum Rappen bezahlt, so etliche Ungarische Herren bey Ihm verzehrt, ehe Sie in die Cost-Häuser vertheilt worden.
15 „ 28 „ — „ Ist widerumb Herrn Hanß Ulrich Heßen für Wechsel-Uncösten nacher Venedig bezahlt worden.

---

[1]) Die Wurzel der Nardenpflanze wird zur Herstellung wohlriechender auch als Heilmittel gebrauchter Salben und Oele benutzt; noch heute werden solche Wurzeln von Triest aus zur Bereitung von Badsalben nach dem Orient exportiert. Wahrscheinlich verwendeten die ungarischen Prädikanten das Präparat zur Pflege ihres vom Galeerendienst mitgenommenen Körpers. Ueber das „köstliche Nardenwasser" vgl. auch Evangelium Markus XIV. 3.

Digitized by Google

— fl. 32 ß 6 hlr. des St. Galler Bodten Magd Trink=Gellt von dem Stühr=Gellt von Appenzell.
— „ 36 „ — „ dem Glarner Bodten Trink=Gellt von der Steuhr selbigen Orths.
— „ 10 „ — „ Trink=Gellt Herrn Seckelmeister Escher Magd von der Berner Stühr.
3 „ 12 „ — „ Verzehrt Herr Postmeister Klingenfuß von Schafhausen, alß Er von der Ungarischen Herren wegen hie gewesen.

S(umma) 49 fl. 32 ß 6 hlr.

Ußgeben, so dem Allmusen=Ambt von der Ungarischen Herren Predicanten wegen bezahlt worden.

551 fl. 13 ß 3 hlr. Ist den 16. Augusti 1676 Herrn Obman Freitagen lauth Zedels bezahlt worden.
1 „ 17 „ 6 „ Ist Ihme Fehrners den 21ten Februarij A° 1677 für den Rest, so Herr Zunfftmeister Locher in seinem Zedel vergessen, entrichtet worden.

S(umma) 552 fl. 30 ß 9 hlr.

Ußgeben, so dem Allmusen=Ambt für die Herren Masnitium und Simonidenn bezahlt worden.

67 fl. 32 ß ... ward den 16ten Augusti A° 1676 Herrn Obman Freitagen für Sie bezahlt.

Summarum alles Außgebens thut:

An Gellt ... 7341 fl. 36 ß 3 hlr.

Alßo nach Abzug Außgebens von dem Einnehmen verbleibt an parem Gellt verhanden: 7166 fl. 16 ß 5 hlr.

Darzu kommt noch 68 fl. 2 ß 8 hlr., so an denen Wechsel=Brieffen zu Ulm und Leipzig, welche mit Reichs=valuta bezahlt worden, fürgeschoßen.

Hergegen ist außgeben worden 247 fl. 4 ß 6 hlr. Herrn Valentini Rokzi Antheil.

Digitized by Google

Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller.

Von Alfred Schaer.

Emil Kuh, der Wiener Schriftsteller, der verständnißvolle Freund und feinsinnige Biograph Friedrich Hebbel's, gehört zu denjenigen Bekannten Gottfried Keller's, die ihm wie so manche andere, an der Hand des „Grünen Heinrich" zugeführt worden sind. Aber das so eingeleitete Verhältniß der beiden Dichterfreunde ging bald über den Rahmen einer bloßen litterarischen Bekanntschaft hinaus und die gehaltvollen und inhaltreichen Briefe, die sie während ihres langjährigen Verkehres von 1871 bis 1876 gewechselt haben, beweisen, daß ein engeres Freundschaftsband, eine Art Wahlverwandschaft ihrer eigenartigen Persönlichkeiten, sie verbunden hat. Kuh verehrte in Keller, wie er selbst es aussprach, einen der größten Dichter seiner Zeit mit großer Liebe und tiefem Verständniß, ohne sich an den oft schrullenhaften Zügen seines Wesens zu stoßen; und Keller hinwieder schätzte in seinem Wienerfreunde die bedeutende und eigenartige Persönlichkeit, den feinen Menschenkenner, die selbst poetisch veranlagte und vor allem dichterische Kunstwerke zart nachempfindende, dabei aber doch selbständig schaffende und kritisch urtheilende Natur. So ist der Briefwechsel, den die beiden Schriftsteller in den Jahren ihres schriftlichen Gedankenaustausches, — zu dem sich leider durch die Tücken des Zufalls verhindert, nie eine persönliche Bekanntschaft gesellen sollte, — geführt haben, in der That eine Quelle prächtiger Aussprüche und treffender,

Digitized by Google

rückhaltlos geäußerter Anschauungen geworden, deren Kenntniß das biographische Bild der Verfasser mit manchen werthvollen Zügen ergänzen kann. Es schien dem Herausgeber der vorliegenden Zeugnisse einer Dichterfreundschaft darum um so mehr die Berechtigung vorzuliegen, die bisher von Bächtold in seiner trefflichen Lebensdarstellung Meister Gottfried's, wo sich auch die Briefe Keller's an Kuh gedruckt finden, nur bruchstückweise in den Anmerkungen veröffentlichten Schreiben Emil Kuh's einmal einem weiteren Kreise vollständig und als Ganzes zugänglich zu machen. Die Erlaubniß zur Veröffentlichung dieser interessanten Briefschaften habe ich nebst dem freundlichen Einverständnisse des Herrn Regierungssekretärs Dr. Paul Kuh in Wien, eines Sohnes des Kellerfreundes, wieder den Herren Professor Dr. A. Schneider und Stadtbibliothekar Dr. H. Escher zu danken, deren Wohlwollen ich auch an dieser Stelle gern den schuldigen Tribut entrichten möchte.

Ueber eine Eigenschaft, die Keller an seinem Wiener Freunde noch besonders schätzte, hat er sich in einem Briefe vom 29. Juni 1875 an Fr. Th. Vischer (vgl. Bächtold, Keller's Leben, Bd. III, S. 200) lobend ausgesprochen; es betrifft die für ein ächtes Freundschaftsverhältniß vorauszusetzende gegenseitige Mittheilsamkeit und intimere Interessengemeinschaft. Keller schreibt darüber:

„Emil Kuh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reisezeit und -Lust vorüber war. Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mittheilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billets, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorierte Zeile ein Verlust wäre."

Und wie sehr Keller von der Nachricht des am 30. Dezember 1876 in Meran erfolgten Ablebens seines Freundes schmerzlich

Digitized by Google

ergriffen wurde, das bezeugen jene Zeilen aus dem Briefe, in dem er am 5. Januar 1877 Frau Adele Kuh und ihren Kindern seine Theilnahme an ihrem Verluste ausdrückte. Es heißt dort (vgl. Bächtold III, S. 343):

„Es ist nicht viel, was ich Ihnen, verehrte Frau Professor, sagen kann. Daß ich nicht allein von Mitgefühl für Sie und Ihre Kinder erschüttert bin, sondern mich auch selbst betroffen fühle, können Sie daraus ersehen, daß ich schmerzlich bereue, nicht mehr Anstrengung gemacht zu haben, einmal persönlich mit ihm zusammenzutreffen. Nun ist es zu spät!"

Der Briefwechsel der beiden Freunde umfaßt im Ganzen 46 noch erhaltene Zeugnisse. Davon sind die 18 Briefe Keller's an Kuh von Bächtold, wie schon bemerkt wurde, im dritten Bande seiner Biographie zum Abdruck gelangt; die 28, die willkommene Ergänzung dazu bietenden Antwortschreiben Kuh's an Keller sollen an dieser Stelle, mit den nöthigsten Anmerkungen versehen, zum ersten Mal in vollständiger Gestalt veröffentlicht werden. Ihr ziemlich bedeutender Umfang ließ jedoch eine Vertheilung des Stoffes wünschenswerth erscheinen, so daß in einem ersten Abschnitte die Briefe Nr. 1—20 aus den Jahren 1871 bis 1874, im zweiten und letzten Theile des folgenden Jahrganges sodann der Rest, Nr. 21—28 der Zeit von 1875—1876 angehörend, enthalten sein sollen.

Der Inhalt des Keller-Kuh'schen Briefwechsels hat in der Hauptsache die Besprechung der litterarischen Thätigkeit der beiden Freunde zum Gegenstand. Es handelt sich vorzugsweise um Keller's „sieben Legenden", die „Leute von Seldwyla" und den „Grünen Heinrich", speziell die Frage seiner Umschmelzung aus der ersten in die zweite Fassung. Von Kuh's Arbeiten wird hauptsächlich sein Lebenswerk, die nicht völlig vollendet hinterlassene Biographie Friedrich Hebbel's berührt, außerdem einige kleinere Aufsätze über Grillparzer, O. Ludwig, Keller, Mörike

Digitized by Google

und Storm. Im Uebrigen bilden der Gedankenaustausch über gemeinsame Freunde wie Mörike, Storm, Heyse, Auerbach, Vischer, Petersen u. A. oder über litterarische Strömungen und Ereignisse ihrer Zeit, sowie über gegenseitig sich zugesandte Bücher, des öfteren auch Familienangelegenheiten, persönliche Erlebnisse, oder Vorschläge und sogar Reisepläne zu der beabsichtigten, leider stets vereitelten Zusammenkunft den Stoff dieses schriftlichen Verkehrs.

Für die Art und Kunst der beiden Männer in ihrem Wesen und in ihren Werken bieten diese Blätter ein hübsches und unschätzbares Zeugniß und erklären meistens sich selbst am einfachsten, so daß ein weiteres Eingehen auf ihren Inhalt sich als unnöthig erweist.

Wer sich für Emil Kuh, den Wiener Schriftsteller und Kritiker, dessen „zahlreiche, elegant geschriebene Aufsätze", nach Bächtold's Urtheil und Wunsch, „längst gesammelt zu sein verdienten" — eine Aufgabe, der sich der Herausgeber dieser Briefe später einmal zu unterziehen gedenkt — näher interessiert, den möchte ich schließlich noch auf die folgenden Litteraturangaben verweisen, womit diese einleitenden Worte ihren Abschluß finden mögen. Ueber Emil Kuh's Leben und Werke sind zu vergleichen: F. Bamberg; E. Kuh (1828—1876), Allg. deutsche Biographie, Bd. XVII (Leipzig 1883), S. 316 f. C. von Wurzbach; Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Theil 13 (Wien 1865), S. 340 b. — 342 b. J. Bächtold; G. Keller's Leben, seine Briefe und Tagebücher; Berlin 1897, Bd. III, S. 33. E. Kuh's Briefwechsel mit Th. Storm (1871 — 1876). Vgl. Westermann's Deutsche Monatshefte; Bd. 67, Jahrg. 1889/90. Blätter für litterarische Unterhaltung (Leipzig; Brockhaus. 4°), Jahrg. 1859, S. 939. Ludwig Scheyrer; Die Schriftsteller Oesterreichs in Reim und Prosa auf dem Gebiete der schönen Litteratur; Wien 1858, 8°, S. 495. Wiener Neue Freie Presse; Jahrg. 1864, Nr. 93.

Digitized by Google

I. Theil.
1871—1874.

1.

Wien, 20. Februar 1871.
III Salesianergasse 13.

Hochgeehrter und verehrter Herr!

Seit Ende Dezember vorigen Jahres schob ich, Woche um Woche, den Brief hinaus, welcher meine Anzeige Ihres Romans in der „Neuen Freien Presse“ [1]) begleiten sollte, und so kommt vielleicht zu allerletzt dieselbe Ihnen unter die Augen. Eine Last von Arbeit ruhte auf mir und in bedrängter Stimmung wollte ich Ihnen nicht schreiben. Nun ist die Last abgewälzt, aber meine Stimmung ist gleichwohl keine unbefangene. Dieß schmerzt mich, denn aus der Fülle des durch Ihre Dichtung in mir gesteigerten Lebens hätte ich so gerne zu Ihnen gesprochen! Ich hätte persönlich ersetzen mögen, was lückenhaft im Ausdruck geblieben, als ich zum Publikum über den Grünen Heinrich sprach. Ziehen Sie also freundlich ab und fügen Sie ebenso freundlich hinzu, Sie großer Arithmetiker des Menschenherzens, was dieses karge Blatt und die gedruckte Beilage verbessern und vervollständigen kann.

Schon lange kannte ich Ihre „Leute von Seldwyla“, aber erst im Winter 1869 ging mir der Genius dieser Erzählungen auf, und erst im verflossenen Sommer lernte ich Ihren Roman

[1]) Jahrg. 1871, 7. Januar; Abendblatt Nr. 2286: „Keller's Grüner Heinrich“.

Digitized by Google

kennen. In den Ferien (ich bin nämlich Professor an der Wiener Handelsakademie für deutsche Sprache und Litteratur) nahm ich den Grünen Heinrich mit auf meinem Weg in's Gebirge. Der Krieg war eben ausgebrochen, alle Welt wühlte in den Zeitungen, ich aber versenkte mich in Ihr Buch. Angesichts der Alpen in Außee (Steiermark) las ich, was Heinrich Lee gedacht, empfunden, gewollt und gethan, mit den rauschenden Wassern und den Kalksteinfelsen der einsamen Landschaft verknüpften sich wundersam die Scenen und Bilder dieses geradezu einzigen Buches. Tagelang, wochenlang, monatelang war ich in den Grünen Heinrich eingesponnen, denn nachdem ich haushälterisch gelesen, fing meine Frau zu lesen an und so hatten die Gedanken Muße genug, das Buch zu genießen, sich bienenartig daran festzusaugen. Wie oft schlug ich die Blätter zu und sann eine Stunde oder den ganzen Heimgang vom See in den Markt über eine Wendung, über eine Ideenkette, die Sie angezogen! Wie oft jauchzte ich auf, oder lehnte ich mich auf, je nachdem Sie mir zum Einen oder Andern Anlaß gegeben! Aber nicht nur beim Lesen und Schwatzen und Sinnen blieb es: eine ganze Correspondenz mit einem Freunde, der Sie ebenfalls hoch hinaufrückt, dorthin nämlich, wo die Grundgeister walten, eine ganze Correspondenz drehte sich um den Grünen Heinrich. Gottfried Keller und der deutsche Krieg: dieß waren wohl die Gegenstände, die mich drittehalb Monate hindurch ausschließlich beschäftigten, und ehrlich gestanden, der deutsche Krieg wurde durch Sie in meiner Seele zur Seite gedrängt. Ich kenne in der deutschen Litteratur nur zwei Menschen, außer Goethe, der auf jeder Lebensstation neben mir steht, zwei Menschen, welche entscheidend auf mich gewirkt haben: Friedrich Hebbel und Arthur Schopenhauer: seit der Grüne Heinrich mein eigen ist, habe ich einen Dritten zu nennen, der mich menschlich bedeutungsvoll gefördert, der als ein Erlebniß sich in mir eingezeichnet hat.

Digitized by Google

Meine Biographie Hebbel's, welche als Geschichte eines merkwürdigen Daseins mehr Wichtigkeit haben dürfte denn als Beitrag zur Litteraturhistorie, diese Biographie wird Ihnen dereinst beweisen, was Alles ich vom Grünen Heinrich erfahren.

Ich breche ab, denn ich spüre, daß ich Alles sagen will und nur wenig sagen kann; die schlimmste Verfassung, in der ein Schreibender sich befinden mag.

Sollte ich hin und wieder etwas im Grünen Heinrich getroffen haben, was Ihnen ein zustimmendes Nicken abnöthigt, dann sagen Sie es mir wohl. Im Uebrigen: ob Sie mir antworten oder nicht, verpflichtet bin ich Ihnen auf immer und persönlich können Sie es mir gegenüber halten, wie es Ihnen gefällt, wie Sie Ihrer Natur nach müssen, wie Sie Ihrer Laune nach wollen.

Dankbar und verehrungsvoll
Ihr ergebener

Emil Kuh.

2.

Berchtesgaden, am Kranzbühel, 25. Juli 1871.

Hochgeehrter Herr!

Viele Monate sind in's Land gegangen, seit ich Ihren Brief[1]) empfing; und wenn Sie nach meinem langen Schweigen die Freude abschätzen würden, welche mich durch den Anblick Ihrer Hand erfüllte, so wäre dieß eine unrichtige Schätzung. Ihren Brief sendete mir meine Frau nach Venedig, wo ich zu Ostern zehn Tage verweilte. Als ich ihn öffnete, lagen gerade die Bände Ihres Grünen Heinrich auf dem Tische meiner Schwester, um

[1]) Vom 3. April 1871. Vgl. Bächtold: G. Keller's Leben, Bd. III, Berlin 1897; Brief Nr. 147.

Digitized by Google

derentwillen ich nach Venedig gegangen; sie hatte sich das Buch aus der Leihbibliothek kommen lassen. Ich wollte Ihnen sofort antworten, aber die Stimmung war zu sehr von den Eindrücken der Dogenstadt durchwirkt, als daß ich mich Ihnen hätte völlig hingeben können. In Wien wieder eingerückt, erwarteten mich dringende, mitunter widerwärtige Arbeiten, dann wurde ich unwohl, und im Juni begannen schon die Vorbereitungen zu den Prüfungen, welche das Schuljahr abschließen. So antworte ich Ihnen erst aus meiner Sommer-Ferienmuße in Berchtesgaden. Sie tragen sich mit dem Gedanken: den Grünen Heinrich umarbeiten zu wollen. Ich erschrack, als ich dies von Ihnen vernahm. Der Grüne Heinrich scheint mir in der Gestalt, die er nun einmal angenommen, theils aus innerer Nothwendigkeit, theils von Zufälligkeiten bestimmt, ein unantastbares Werk zu sein, das trotz seiner Fehler der zerstörungsluftigen Zeit Widerstand bieten und die Mehrzahl der in den letzten fünfzig Jahren entstandenen und gemachten Romane überdauern wird. Produktionen, wie der Grüne Heinrich eine ist, vertragen keine Umbildung, ohne dadurch in ihrem Lebenspunkte verletzt zu werden. Auch Wilhelm Meister hat Gebrechen, auch der Faust, unseres größten Dichters, und diese Gebrechen tilgen wollen, hieße die Gebrechlichkeit der Welt selber aufheben wollen. Ich sage immer, wer Entrée gezahlt hat, der mag sich mancherlei erlauben, was wir den anderen Menschenkindern verwehren oder was wir ihnen als schweres Vergehen anrechnen. Und Sie haben Entrée gezahlt. Geschmacklosigkeiten, wie Sie sich ausdrückten, sind keine im Grünen Heinrich stehen geblieben. Geschmacklosigkeiten trifft man überhaupt nicht in Ihren Dichtungen an. Ich möchte nicht eine einzige abschweifende Stelle im Grünen Heinrich missen, wenn ich auch gerne hin und wieder, doch nicht überall, die scharf ausgeprägten, geschlechtlichen Zeichen gemildert sähe. Ich meine nämlich diejenigen, welche eine starke, sinnliche Reizung hervor-

Digitized by Google

bringen, welche das Begehren in uns aufstacheln. Ohne Schädigung des Organismus Ihrer Dichtung könnten Sie, nach meiner Empfindung, die Scene streichen: wie Judith vor Heinrich Lee sich entkleidet. Diese Scene hat neben dem Lüsternen, das sie erregt, einen phantastischen Charakter, im Style Achims von Armin; dergleichen aber hat ein Gottfried Keller nicht nöthig.

Die einzige Aenderung, zu der ich beistimmen würde, wäre die: dem Theile, welcher der Jugendgeschichte folgt, den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand zu geben. Es müßte Jemand sein, der so intim eingeweiht ist in das Wesen Heinrich Lee's, daß er dessen Zustände mit der Energie des Selbsterlebten nachempfände und es müßte zugleich ein dem jungen Menschen überlegener Kopf sein. Wie wäre es, hochverehrter Herr, wenn Sie sich entschlössen, die Form der Selbstbiographie zu wählen, der Selbstbiographie Heinrich Lee's! Anstatt des Eingangs, der nicht gestrichen, der nur versetzt werden müßte, begännen Sie mit dem Ende: Lee's Mutter wird zu Grabe geleitet, indessen schreitet ihr Sohn in den väterlichen Ort. Er hat nichts heimgebracht als seine Jugendgeschichte und diese vervollständigt er, indem er aufzeichnet, was er in der Fremde erlebt hat. Sein Ende wäre nicht zu erzählen weder vom Dichter, noch von einem Dritten; es bliebe eine offene Frage, über deren Beantwortung kein feinsinniger Leser sich täuschen könnte. Was geht's mich an, wie Heinrich Lee zu Grunde gegangen? Daß ein Menschendasein, derart isoliert, bis auf den letzten Faden seelisch ausgesponnen, nicht neue Lebens- und Glücksknoten knüpfen wird: weiß der feinsinnige Leser. Und für die Romanleser ist der Grüne Heinrich so wenig gedichtet als Wilhelm Meister. Goethe läßt die Entwicklung des Mannes offen, Sie thäten dieß mit Rücksicht auf das Lebensende. Die vorgeschlagene Aenderung wäre keine Umbildung des Gedichts [1]). Warum kann ich nicht mit Ihnen sprechen?

[1]) Vgl. Keller's Brief vom 10. September 1871: Bächtold III (Nr. 148), S. 72—74.

Digitized by Google

Das wäre mir ein Treffer, wenn es Ihnen plötzlich einfiele, in's bairische Hochland zu reisen und einige Wochen in Berchtesgaden zuzubringen! Nicht nur meine beste Frau, auch meine zwei Kinder, ein dreizehnjähriges Mädchen und ein achtjähriger Junge hören seit einem Jahre fortwährend Ihren Namen oder den des Grünen Heinrich. Als ich zu Weihnacht meiner Klara die anmuthige Anthologie Theodor Storm's schenkte und selbst in dem Buche blätterte, da gewahrte ich mit einem Male einige Ihrer Gedichte. Das Gedicht: Jung gewohnt, alt gethan, das man erst dann in seiner Schönheit vollkommen genießt, wenn man die Mutter des Grünen Heinrich und Frau Regel Amrei[n] kennt, ergriff mich mit wunderbarer Macht. Ich passe jetzt jeden Tag auf die Ankunft Ihrer zwei Gedichtsammlungen[1]), welche ich kurz vor meiner Abreise bei meinem Buchhändler bestellte. Sie stellen für mich den bedeutendsten deutschen Dichter vor, der in diesem Augenblicke schafft; und auch bei den fremden Völkern suche ich, Turgénjew ausgenommen, umsonst einen Poeten, der an Potenz Ihnen nahe käme. Erscheint einmal der versprochene zweite Band der Leute von Seldwyla[2]) (wann erscheint er denn?), so schreibe ich über Sie eine ausführliche Monographie. Könnte ich nicht im Hinblicke auf diese Monographie biographische Daten von Ihnen bekommen? in Form eines Briefes? Demnächst sende ich Ihnen eine Erzählung Grillparzer's[3]), welche Sie eigenthümlich berühren wird. Ich hätte es schon heute gethan, wenn das Buch, worin sie steht, nicht noch unterwegs wäre, in einer Kiste,

---

[1]) Gedichte 1846 und Neuere Gedichte 1851. Vgl. auch Keller's Brief vom 10. September 1871; Bächtold III, S. 74.

[2]) Keller's Brief vom 3. April 1871; vgl. Bächtold III, S. 70.

[3]) Der arme Spielmann. Eine Erzählung von Franz Grillparzer. Iris 1848. Vgl. Keller's Brief vom 10. September 1871. Bächtold III, S. 71 f, und Keller's Brief vom 3. April 1872. Bächtold III, S. 81.

Digitized by Google

die ich erwarte. Ich bleibe hier bis Ende September und wäre innig erfreut, wenn Sie mir aus den Bergen in die Berge schrieben.

Ihr Sie hochverehrender

Emil Kuh.

3.

Wien, 8. Juni 1872.
III Salesianergasse 13.

Hochverehrter Herr!

Zwischen meinem letzten Briefe und diesem Blatte ist beinahe ein Jahr abgelaufen. Aber es war in der That ein Tumult von Arbeiten, in die ich sofort gerieth, als meine Ferienzeit in Berchtesgaden zu Ende gegangen. Was mir Ihre Dichtung bedeutet, sagt mir wiederum das Buch[1]), welches ich hiermit in Ihre Hände lege. Sie werden an manchen Stellen, auch dort, wo nicht ausdrücklich Ihr Name zu lesen ist, den nachhaltigen Eindruck wahrnehmen, den Ihre Poesie auf mich geübt hat und fortwährend übt. Vielleicht erfahre ich gelegentlich, wie Sie über die beiden Monographien: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter denken. Ihr aufrichtiges Urtheil wird mir von hohem Werthe sein. Sie lassen sich gewiß dabei nicht von einer Rücksicht auf meine Beweise der Freundlichkeit, wie Sie sich ausdrücken, bestimmen. Was ich über Sie geschrieben und gegen Sie ausgesprochen, das wurde nicht geschrieben und gesprochen, um Ihnen zu gefallen, das entstammt der Nöthigung meiner innersten Natur. Mögen Sie nur zum zehnten Theile so viel Behagen an meinem kürzlich erschienenen Aufsatze über Ihre Sieben Legenden empfinden, als ich Genuß bei Lesung derselben

---

[1]) Zwei Dichter Oesterreichs: Fr. Grillparzer — Ad. Stifter. Pest 1872.

Digitized by Google

empfunden habe. Diese Legenden sind nach der künstlerischen Seite Ihre vollendetste Leistung.

Kommt in diesem Jahre ein zweiter Band der Leute von Seldwyla? Und wäre es Ihnen lästig, mir einen biographischen Abriß Ihres Lebens zu schicken, in Briefform? Ich wollte gar zu gerne im nächsten Winter einen Vortrag über Gottfried Keller halten. Da ich mit den wenigen Vorträgen vor einem gemischten Publikum hier und in Brünn Wirkung hervorbrachte, so möchte ich einen Dichter Ihrer Art den Leuten in's Herz zu reden suchen. Ferner erbitte ich mir Ihre Photographie. Endlich frage ich Sie, was Sie in den Monaten August, September zu unternehmen vorhaben? Ich will mit den Meinen an den Achensee nach Tirol. Möglich, daß ich selbst auf acht Tage zu Ihnen nach Zürich reiste, falls Sie nicht vorzögen, einen Zug in unser Bergland zu thun. Natürlich müßten Sie mit dergleichen so recht einverstanden sein. Sollen wir einander nur par distance anreden (ich kenne Ihre Eigenheiten nicht), dann geben Sie mir ein entsprechendes Zeichen. Ein einsamer innen einsamer Mensch bin ich allerdings, aber vor den Löwen habe ich keine Scheu.

Ein nächstes Mal will ich von Ihren Gedichten schwatzen, die ich in ihrer Gesammtheit nicht liebe.

Grillparzer's Werke werden Sie vermuthlich enttäuschen; er ist ein wahrhaftiger, aber kein completter Dichter. Die Ausgabe wird hastig, litteratenmäßig gemacht. Siebenzig Jahre hat Grillparzer seine Manuscripte wirr durcheinander geschoben im Kasten verwahrt, das Meiste, namentlich die Gedichte auf Zetteln geschrieben, und zwei Monate nach dem Empfange des Nachlasses geben die Herren Laube und Weilen die Gedichte in die Druckerei. Um Grillparzer nicht bloßzustellen, hätte man sorgfältig, überaus sorgfältig zu Werke gehen müssen. Nun ist Laube ein Trachter, ein Routinier, ein „Moderner" vom reinsten

Digitized by Google

Wasser, und Joseph Weilen, seines Zeichens dramatischer Dichter, zählt zu den „Strebsamen".

Leben Sie stille Sommertage! Mit inniger Verehrung

Ihr

Emil Kuh.

4.

Josephberg bei Meran, 8. August 1872.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief[1]) wurde mir hierher, aber spät, nachgesendet, weil ich beinahe eine Woche auf der Reise selbst nicht wußte, wo ich mich in den Ferien ansiedeln werde. Den südlichen Aufenthalt wählte ich aus Gesundheitsgründen. Seit Ende Juni bin ich heiser; durch Ueberschreien zog ich mir eine Entzündung der Stimmbänder zu, ein Uebel, das nach dem Ausspruche kundiger Aerzte nicht bedenklich ist, aber lange dauert. Die mittlere Luft zwischen der des Hochgebirgs und der des zärtlichen Meran hier oben auf Josephberg scheint meiner Kehle überaus wohl zu thun. Zu den Entbehrungen, die mir dieser Zustand auferlegt, kommt nun auch die größte, schwerste hinzu: in den nächsten Wochen nicht mit einem Manne Ihrer Art verkehren zu können. Meine gute Frau bekam einen ordentlichen Schreck, als ich ihr die auf ein Zusammentreffen zwischen Ihnen und mir hindeutende Briefstelle vorlas. Nicht viel sprechen: lautet die Losung für mich; nun winkt mir gerade jetzt die Möglichkeit, mit Ihnen beisammen sein zu können. Eine Situation wahrlich, welche dem Helden Ihres Romans angemessen wäre. Jedenfalls danke ich Ihnen für die freundliche Absicht, für die schöne Bereitwilligkeit. Wenn ich nicht allzu rasch hinunter gestoßen

[1]) Vom 28. Juli 1872. Vgl. Bächtold III. Nr. 154.

Digitized by Google

werde, so werde ich Sie in nicht ferner Zeit persönlich kennen lernen. Auch die Bitte um Ihre Photographie haben Sie mir erfüllt. Ihr Antlitz spricht sich allmählich in meine Vorstellung von Ihnen hinein. Hebbel sagte einmal zu mir, als ich noch ein junger Mensch war: Merken Sie sich, wer etwas ist, sieht niemals wie ein Schneider aus! Meine Frau schien von dem Anblick Ihrer Züge beinahe so unheimlich berührt, wie von Ihrem Grünen Heinrich; wie Sie denn überhaupt der einzige Dichter sind, den meine Frau fürchtet, indem sie zugleich mächtig von ihm ergriffen wird. Und meine Frau darf ich citieren, denn ihre Resonanz ist tief. Wenn ich Sie zu stark rühme, dann fängt sie augenblicklich an, das Diabolische zu betonen, den Eindruck des Unglücks zu betonen, den sie bei Lesung Ihres merkwürdigen Buches nicht hat los werden können. Keller kann Einen unglücklich machen! rief sie in Außee oft, wo wir ängstlicher den Wegen des Grünen Heinrich folgten als den Heereszügen der deutschen Truppen. Dagegen nimmt sie sofort Ihre Partei, wenn Jemand ohne den bestimmten Nachdruck der Bewunderung, der ihre Einwendungen begleitet, gegen dieses Buch Einsprache erhebt. Die Rahel bezeichnet die Wirkung ihrer Ausdrücke auf Andere, welche sie vollkommen verstehen, außerordentlich gut: alle Gründe müssen mit beleuchtet und bewegt werden, die ihn geschaffen haben. Dieß fällt mir häufig ein, wenn ich eine Einsprache höre, der ich in meinem Sinne beistimmen kann, aber der ich den Mangel der Motive anmerke, welche sie mit beleuchten und bewegen sollen.

Sehen Sie, verehrtester Herr, diese Kette von Lieb' und Haß, von Zustimmung und Abwehr, welche Ihre Dichtungen in mir und in wahlverwandten Gemüthern anzieht, diese Kette zieht Grillparzer's Dichtung nicht an, und deßhalb nannte ich ihn gegen Sie keinen completten Poeten. Sie stutzen gewiß nicht darüber, daß ich mich über den nämlichen Dichter so auslasse, dem ich eine

Digitized by Google

liebevolle Studie gewidmet habe. Vielleicht hat er Runderes geschaffen als Sie, vielleicht (ich selbst gebe es nicht zu), aber stärker als die seine ist Ihre Potenz. Sie haben den steilen Anstieg sozusagen, der zu Shakespeare oder von ihm herunter führt, ich kann mir ein Plus und Minus bei Ihnen denken, ein Hinzufügen und Hinwegnehmen, wodurch das Größte entsteht. Grillparzer's Poesie jedoch bannt mich in's Vorgebirge; er würde durch ein Mehr und Weniger nicht wesentlich gewinnen. Wie sich von selbst versteht, würde ich das Gesagte nicht auf die sogenannten Kraftgenies anwenden, nicht auf die Grabbe und Büchner, mit denen Sie wie Grillparzer nicht das Mindeste gemein haben.

Ich halte Sie beim Wort: daß Sie mir biographische Skizzen geben wollen. Ich bitte Sie, gönnen Sie ihnen dann einen reichlicheren Zufluß, fassen Sie sie nicht für Pierer-Zwecke an! Sie sollen gewiß nicht wörtlich als Actenstücke gebraucht werden. Dürfte ich noch im Spätherbst darauf rechnen können?

Wenn Ihnen das Schreiben nicht lästig ist, dann gönnen Sie bald wieder einem Blatte von Ihnen den Weg zu mir.

Ihr Sie hochverehrender

Emil Kuh.

5.

Neapel, 10. Februar 1873.
Riviera di Chiaja 171.

Hochverehrter Herr!

Schon der Aufgabeort auf dem Couvert dieses Briefes wird Sie in Verwunderung setzen. Sie glauben mich in Wien, den Gaul meiner Berufsarbeiten antreibend, am wenigsten vermuthen Sie mich in Süditalien. Mein Halsleiden war eben so hartnäckig und gab zu solchen Besorgnissen Anlaß, daß ich mich im Spätherbste genöthigt sah, um einen längeren Urlaub bei der

Digitized by Google

Handelsacademie zu bitten. Man rieth mir Neapel an, und so ging ich denn, nachdem ich September und Oktober unter der klimatischen Glasglocke Meran's umsonst auf eine Heilung meines Uebels gehofft hatte, hinunter an den schönsten Golf des Mittelmeers. Meine Familie nahm ich mit, da das Leben in Wien kostspieliger ist als in Italien und nur die Reiseauslagen in's Gewicht fielen. Seit dem 11. November bin ich hier und empfinde von Tag zu Tag stärker die heilende Wirkung der Seeluft, der südlichen Wärme und Lichtfülle. Von den Balkonen meiner Wohnung aus sehe ich über die Obstbäume, Eichen und Palmen des Gartens an der Riviera hinweg auf den Meeresspiegel und auf Capri. Wenn ich einige hundert Schritte mache, befinde ich mich auf dem Posilip mit seinen grotesken Tuffsteinschluchten, in denen Orangen, Citronen, Rosen und Lorbeer, Pinien und Cactusgestalten den Hügel hinan oder zum Meer hinab stehen, mit seinen anmuthigen Villen, Osterien und Vignen. Die nach innen sich verkriechende Seele des Deutschen meiner Artung gewöhnt sich nur allmählich an die taghelle, formenklare Landschaft und an die unbefangene Sinnlichkeit des süditalischen Lebens. Mit der Gewöhnung aber kommt die Freude, ja das Glück, das diese Sinnlichkeit einflößt, in unser Herz, eine Sinnlichkeit, welche, um ein Dichterwort zu variieren, ausgestoßen hat jeden Zeugen seelischer Bedürftigkeit. Der nicht verdorbene Mensch muß in Italien den letzten Rest der Ueberschwänglichkeit verlieren, die in ihm noch arbeitet, und jenes Behagen an dem Unaussprechlichen, das eigentlich ein leeres Spinnen in dem Unbestimmten ist. Man braucht nicht Kunstzwecke in Italien zu verfolgen, um einen Lebensgewinn aus dem Aufenthalte in diesem Lande zu ziehen. Die italienischen Reisen sind, seitdem Goethe einen inneren Umschwung durch die seinige erfahren hat, der obligate Wendepunkt in dem Dasein jedes Nippwaaren-Novellisten und jedes Vogelhausanstreichers

Digitized by Google

geworden. Italienische Reisen gehören nun in den Kreis der Künstlerstipendien und anderer Aufmunterungen vielversprechender Talente. Was sie fruchten, nehmen wir an den Werken der Aufgemunterten wahr. Wichtig ist es, daß man für Italien reif nach Italien komme. Das einfachste Individuum kann dafür reif sein, wie der hervorragende Geist unreif. Letzteres war z. B. bei Friedrich Hebbel der Fall, welcher ungeachtet einzelner reiner Eindrücke, die er in Rom und Neapel empfing, sich dann erst recht in die unerquicklichsten Prozesse versenkte, was nicht möglich gewesen wäre, wenn er zu guter Stunde den Weg nach dem Süden angetreten hätte.

Ich beschäftige mich jetzt beinahe ausschließlich mit der Biographie dieses Dichters, die schon lange eine Last ist, welche ich abschütteln muß. Sie werden der Darstellung seines Entwicklungsganges weder Ihren geistigen Antheil, noch Ihre Gemüthstheilnahme versagen können. Den typischen Merkzeichen Ihres Grünen Heinrich werden Sie häufig begegnen.

Gegen Ihre Bedenken in Betreff meines Wunsches, Sie sollten mir biographische Skizzen über Ihr Leben senden, habe ich nichts zu bemerken. Aber ein Mißverständniß, hervorgerufen durch meinen letzten Brief, möchte ich beseitigen. Sie irren vollständig, falls Sie meinen, ich stelle mir Ihre Vergangenheit als einen seltsamen oder schauerlich verschlungenen Knoten vor. „Schinder-Hannesartig" war Ihr Ausdruck [1]). Im Gegentheile. Ich bin überzeugt, daß sich Ihr Leben äußerlich ziemlich normal abgewickelt hat und meine Bezeichnung „criminalistisch" bezog sich auf Ihr keckes und kaltes Anfassen der verborgensten inneren Vorgänge. Auch „entern" will ich Ihr „treibendes Schifflein" nicht. Daß ich Ihre Dichtungen genieße, nicht als Recensent betrachte, dächte ich denn doch durch meine Artikel über Ihren

[1]) Vgl. Keller's Brief vom 29. Dez. 1872. Bächtold III, Nr. 159.

Digitized by Google

Roman und Ihre Legenden dargethan zu haben. Berechtigt ist Ihre Mißbilligung der norddeutschen Phrasen über Grillparzer's Werth. Den Leuten, die ehegestern in Robert Prutz und Karl Gutzkow bedeutende Dichter, gestern in Gustav Freytag eine große schöpferische Kraft und heute in Fritz Reuter, in Paul Heyse und Adolph Wilbrandt gottbegnadete Poeten erblickt haben, steht es wahrlich schlecht an, ästhetisch-zollamtliche Einwendungen gegen eine zu hohe Anerkennung, die dem todten Grillparzer wird, zu erheben. Gleichwohl weiche ich in der Werthschätzung Grillparzer's von Ihnen ab. An dramatischer Energie halte ich Kleist, Hebbel und Otto Ludwig für größer, an lyrischer Macht Mörike, Uhland und Heine ihm weitaus überlegen. Ich schrieb in einem der Artikel [1]), welche ich über die Schriften des Nachlasses Grillparzer's in der Wiener Zeitung veröffentlicht habe, er sei im Umriß der beste nach Schiller und Goethe, aber nicht in der Ausgestaltung. Die kritischen Arbeiten beurtheilte ich der Hauptsache nach ganz so wie Sie. Ich schickte diese Aufsätze einem Freunde in Meran und will ihn ersuchen, er möge sie an Sie weiter befördern. Laube ist ein Herausgeber und Kunstrichter, wie er ein Schriftsteller und Dichter — daß Gott erbarm' — ist. Er riecht überall nur den Leim und hat nur sein Augenmerk auf den Effect, den die geschnitzten Tische und Spiegelrahmen üben; vom Selbstzwecke der Kunst weiß er so viel wie der Hund, der den Geschlechtstrieb befriedigt, von der *generatio æquivoca*.

Die Aussicht, daß ein zweiter Band der Leute von Seldwyla kommt, erfüllt mich buchstäblich mit Frühlingserwartungen. Das wäre was, wenn ich auf Capri, wo ich die Wochen vom halben April bis Mitte Mai zubringen will, dieses Buch von

---

[1]) Grillparzer's „Bruderzwist im Hause Habsburg" und „Jüdin von Toledo", Wiener Zeitung. Jahrg. 1872. S. 2019 f.

Digitized by Google

Ihnen erhielte. Zu Ihren feinsten Lesern unter den Deutschen zähle ich sicherlich, dessen darf ich mich schon rühmen.

In den Sommermonaten werde ich die österreichischen oder bairischen Alpen aufsuchen. Da Sie nach Wien gehen wollen — ich fürchte, die Ausstellung wird eine neue Blamage Oesterreichs —, so könnten wir uns vielleicht irgendwo ein Stelldichein geben. Machen Sie, wenn ich bitten darf, keine zu lange Briefpause! Unter diejenigen, welche Ihre Muse lieben, zählt auch der jetzige Minister Dr. Glaser in Wien, einer meiner Jugendfreunde, an den ich Ihnen gerne ein warmes Brieflein schicken würde.

Mit bestem Gruße, Ihr Sie innig verehrender

Emil Kuh.

6.

Meran, 21. Oktober 1873.

Hochverehrter Herr!

Dieses Blatt will nichts Anderes als bei Ihnen anpochen, um zu erfahren, wie es Ihnen in diesem Jahre ergangen ist. Denn seit dem Dezember des vorigen Jahres sind Sie gegen mich stumm geblieben. Meinen Brief aus Neapel werden Sie wohl erhalten haben?

Anfangs April ging ich mit den Meinen nach Capri, verlebte dort drei einzig schöne Monate und kam Mitte Juli nach Oesterreich zurück. Wien berührte ich nicht. Mir ist abermals ein Jahresurlaub bewilligt worden, da meine Gesundheit noch immer nicht derart ist, daß ich meine Lehrthätigkeit wieder aufnehmen könnte. Wer weiß, ob ich sie nicht gänzlich abschüttle! Den nächsten Winter werde ich in Meran zubringen.

Digitized by Google

Wie sehr sehne ich mich nach dem in Aussicht gestellten zweiten Bande der Leute von Seldwyla! — Mögen Sie diese Zeilen freien, heiteren Gemüthes antreffen!

In alter Verehrung, Ihr ganz ergebener

Emil Kuh.

7.

Meran, 14. November 1873.

Hochverehrter Herr!

Ihren werthvollen Brief [1]) erhielt ich an einem Tage, an welchem ich unter einem Grippefieber sehr zu leiden hatte. Erst jetzt erhole ich mich davon. Aber so wüst auch mein Gehirn damals war, ich erfreute mich dennoch an Ihren Mittheilungen, als deren bedeutsamste ich die Nachricht begrüßte, daß ich die ersehnten neuen Seldwyler Geschichten demnächst empfangen werde. Dagegen traf es mich wie ein Schlag vor den Kopf, als ich erfuhr, Sie seien im September nahe daran gewesen, über Südtyrol von Ihrem Ausfluge in die Salzburger Alpen heimzukehren und daß Sie diese Route gewählt haben würden, wenn Sie mich in Meran vermuthet hätten. Hören Sie nun obendrein von mir, daß ich Mitte September mit einem meiner Brüder, der mich auf Josephsberg besucht hatte, auf einige Tage nach Berchtesgaden gegangen bin, wo er eine kleine Villa hat, daß ich von dort nach Ischl gefahren bin, um meine Eltern zu sehen, daß Sie und ich also an einander vorbeigekommen sind. Als ob es ein geheimnißvoller Rathschluß wäre, daß wir uns nicht persönlich kennen lernen sollen.

Mein Leiden ist nicht schmerzhaft, was ich nicht auch von dem dasselbe zuweilen begleitenden Uebel sagen kann, das Sie

[1]) Vom 23. Oktober 1873. Vgl. Bächtold III, Nr. 168.

Digitized by Google

vielleicht gleichfalls kennen, neuralgischem Kopfschmerze. Brustkrank bin ich nicht, aber ich hätte es werden können, wenn ich nicht im vorigen Herbste nach dem Süden gewandert wäre. Die Heiserkeit ist verschwunden, nur spüre ich sofort Trockenheit und Ermüdung der Kehle, wenn ich anhaltend und lebhaft gesprochen habe. Im Ganzen genommen muß ich alle krankhaften Zustände auf den überreizten Nervenkörper zurückführen; ich habe mich sicherlich überarbeitet. Oftmals sage ich mir: Naturen wie die Deine, welche von geistiger Arbeit so arg mitgenommen werden, sollen eigentlich etwas Anderes auf der Welt zu leisten suchen. Freilich wüßte ich nicht, welches Interesse ich an ihr hätte, wenn es nicht der Antheil an den geistigen Prozessen wäre. Wir sind Alle Gefangene unserer selbst und nur das Benehmen in der Gefangenschaft entscheidet über den Werth des Einzelnen, indem es den Grad seiner Kraft beurkundet.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, ob ich ein Wiener sei, und ob mich die litterargeselligen Zustände Wiens anmuthen? Das Erstere beantworte ich mit Ja, das Letztere mit Nein. Ich bin 1828 in Wien geboren, dort erzogen — nicht ausgebildet — worden, da ich meine innere Ausbildung zum Theile meinem Verkehr mit Hebbel, gleichsam auf einer norddeutschen Insel in Wien, sodann meinen eigenen mühseligen Robinson-Bemühungen verdanke. Ein paar Jahre lebte ich in Troppau, weil ich eine Zeitlang dem Drängen meiner Familie nachgab, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen; ich lebte in jener schlesischen Stadt als Beamter der Nordbahn, der einer meiner Onkel als Chef vorstand. Doch plötzlich riß ich mich von dieser Kette los, setzte meine Studien fort, spielte einen leidenschaftlichen Liebesroman, dessen Abschluß die Ehe ward, durch, einen Roman, den meine Eltern und Verwandten durchkreuzt zu haben glaubten, als sie auf meine Versetzung von Wien nach Troppau Einfluß nahmen. Den Winter 58—59 brachte ich in Berlin zu, wo es fast so

Digitized by Google

traurig in mir und um mich her aussah, wie mit Ihrem Heinrich Lee in München. Nach Wien zurückgekommen, begann ich kultur- und litterargeschichtliche Vorträge zu halten, um mir einen Weg zu einer Lehrkanzel zu bahnen, die ich bald nachher erlangte. Damals brach ich auch unbarmherzig meine poetischen Bestrebungen ab, die ich bis dahin als das mir Wichtigste festgehalten hatte.

Mit dem Wiener Leben konnte ich mich niemals innig befreunden. Der unzuverlässige, ja charakterlose Zug der Wiener stieß mich, seitdem ich ein wenig selbständig zu denken anfing, ab, wie mich der Anblick mangelnden oder doch sehr schwachen Rechtsgefühles in meiner Vaterstadt stets im Tiefsten empörte. Denn in mir waltet etwas von den Empfindungen des Kohlhaas. Der mir befreundete Romanist Jhering, der im Vorjahre von Wien nach Göttingen übersiedelt ist, hätte wahrscheinlich nie seine treffliche Schrift: „Der Kampf um's Recht" geschrieben, gewiß nicht so gefärbt, wie sie uns erscheint, wenn er nicht den oben berührten Eindruck Wiens empfangen hätte. Die Wiener haben eine rasche Apperception, aber dabei ein kurzes Gedärm, wie Schiller sagt; ihre Sinnlichkeit ist leicht erregbar, ist beweglich, aber ihr fehlt das Umklammernde und Zeugende. Die Wiener sind im Stande, sich für Ihre Legenden zu erwärmen, und gleich darauf auch für die klebrigen Machereien eines Herrn Busch; so heißt doch wohl der Schmieraz! Bogumil Goltz, der ethnographische Fuchs, bemerkte einmal im höchsten humoristischen Unmuthe über die Wiener: Sie haben liederliche Augen, liederliche Ohren, liederliche Sinne! Vor dem Revolutionsjahre waren die lotterigen Eigenschaften der Wiener in der weichen Umhüllung eines munteren, ergötzlichen Leichtsinns behaglich geborgen; die allgemeine Unwissenheit, das wohlfeile Leben und die aller Orten noch lebendige Tradition einer lustigen Stadt hatten sie traulich eingefriedigt. Mit dem Freiheitsrufe erscholl beinahe

Digitized by Google

gleichzeitig der Ruf nach Bildung. Nun wurde die Oberflächlichkeit maskiert und dressiert, das Drüberhinhuschen in das Gewand der Gründlichkeit gesteckt und damit der ursprüngliche Volksgeist, der genius loci zwar nicht in seinen Impulsen, aber in seinen Aeußerungen verändert. Namentlich gilt dieses von den sogenannten besseren Klassen Wiens. Stellen erwerbende Preußen, wie verpreußte Wiener führen der Gesellschaft ein fürnehmes, absprechendes und ein klügelndes Element zu; ja die Regierung selbst in ihren unablässig wechselnden Repräsentanten hatte eine Art Respekt vor den Feinden Oesterreichs. Leute, welche noch vor einem Vierteljahre öffentlich in Berliner oder Leipziger wissenschaftlichen Zeitschriften die gemüthlosesten, gehässigsten Angriffe und Schmähungen gegen Oesterreich losgelassen hatten, wurden ohne Weiteres zu Professoren an der Wiener Universität ernannt. Angesichts solcher Zustände und Vorgänge bildete sich in mir nach und nach eine unüberwindliche Abneigung gegen Wien aus und ich zog mich schließlich auf meine Häuslichkeit gänzlich zurück. Mit den Wiener Litteraten hatte ich so viel wie gar keinen Umgang. — Während des abgelaufenen Sommers wurde ich durch die zärtliche Güte zweier meiner Geschwister in den Stand gesetzt, meine Professur in Wien aufgeben zu können, falls dieses in Rücksicht auf meine Gesundheit erwünscht wäre. Ich werde kaum wieder meine Lehrthätigkeit in Wien aufnehmen; ohnehin ist mir das Klima dort äußerst schädlich. Ich denke mitunter daran, mich in der Schweiz anzusiedeln, ein Vorhaben, das in Beziehung zu Ihnen, verehrter Herr, steht. Wenn Sie einmal Gelegenheit finden, einen tüchtigen Arzt in Zürich zu sprechen, dann vergessen Sie nicht, worum ich Sie bitte, sich zu erkundigen, ob eine reizbare Kehle und eine nicht eben starke Brust in Zürich oder Genf keinen schlimmen Einflüssen ausgesetzt wären.

Digitized by Google

Ihr Urtheil über die vor Kurzem erschienenen Nachlaßschriften Otto Ludwig's fiel mit dem abwehrenden Gefühl zusammen, das mir die Lectüre der Skizzen und Fragmente dieses Dichters eben eingeflößt hatte. Da ich gerade an einem Aufsatze [1]) über dieselben für die „Wiener Zeitung" schrieb, so widerstand ich nicht der Versuchung, die betreffenden Sätze Ihres Briefes mitzutheilen. Dergleichen zu thun, liegt nicht in meiner Art, dießmal aber gestattete ich mir ein Abweichen von der Regel. Hoffentlich wird es Ihnen nicht unangenehm sein; Sie sprechen ja von zwei Todten. Die Shakespeare-Studien Ludwig's, die schon vor zwei Jahren veröffentlicht wurden, haben als autobiographische wie als decomponierende Zeugnisse einen nicht geringen Werth. Ihre Vergleichung mit der Produktionsweise Schiller's bleibt nichtsdestoweniger mit ihrer gegen Ludwig gerichteten Folgerung unanfechtbar. — Den Vorwurf, daß ich mit Grillparzer's Jüdin zu glimpflich umgegangen, muß ich gelten lassen. Der Grund jedoch, warum dieß geschehen, ist der: daß ich ein halbes Jahr vor jener Kritik das offenbar gedämpft gehaltene Buch über Grillparzer ediert hatte. Der achtzigjährige Dichter lebte noch, als ich ihn charakterisierte und ich war deßhalb nach meinem Gefühl gezwungen, den heftig schlagenden Hammer aus dem Uhrwerk herauszunehmen und einen andern einzulegen, der die Stunden leiser anzeigte. Eine rücksichtslose Abweisung des Bruderzwistes und der Jüdin aber hätte zu grell gegen die Tonart meines Buches abgestochen.

Wahrhaft grauenhaft ist die Verwilderung in der gegenwärtigen litterarischen Kritik Deutschlands und ekelerregend das unter den „modernen" Schriftstellern herrschende Cliquenthum. In der „Allgemeinen Zeitung" erklärte neulich der abgelebte Roué Gutz-

[1]) Otto Ludwig's Nachlaßschriften. „Wiener Abendpost", Jahrgang 1873, S. 2124.

Digitized by Google

kow, daß das Geständniß des greisen Goethe, er habe nicht mehr als vier glückliche Wochen in seinem Leben gehabt, aus dem Umstande abzuleiten sei, daß er die Hof- und Gesellschaftskreise Weimar's mit einer Macht auf sich habe wirken lassen, die seiner nicht würdig gewesen. Tiefsinnig dumm und gemein zugleich. Der Umgang mit Recensenten, Buchmachern und Redacteuren hätte Goethen, so meint vielleicht Gutzkow, ein optimistisches Bekenntniß bei seiner Rückschau abgerungen. — Herr Julius Rodenberg wieder versichert, daß auch auf dem Gebiete der Litteratur die Blüthe Deutschlands vor uns liege, nicht hinter uns, und zum Beweise dessen, daß wir die ausgezeichnetsten Poeten haben, citiert er Berthold Auerbach, der ein Weiser und ein Dichter zugleich sei. Die Prädikate Homer's, Firdusi's und Dante's werden jetzt bei uns durch die Gosse geschleift.

Ist Ihnen etwas über die Person des Professors Friedrich Nietzsche in Basel bekannt? Derselbe hat eine Schandbroschüre gegen Strauß [1]) geschnellt und ein wahnwitziges Buch über die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" zu Ehren Richard Wagner's, dieses ... Schulmeisters, geschrieben. Ich frage deßhalb, weil ich vier Wochen angestrengter Arbeit an eine Kritik über Nietzsche gewendet habe, welche ich selbständig herauszugeben gedenke. Ich bin gleichwohl kein Bewunderer des „Alten und des neuen Glaubens".

Ihre vier Bände: Leute von Seldwyla werden die schönste Weihnachtsgabe sein, die mir zukommen kann. — Möchten Sie künftig den Professor in Ihrer Ansprache fortlassen!

In alter Verehrung Ihr

Emil Kuh.

---

[1]) Der bekannte Theologe David Friedrich Strauß.

Digitized by Google

8.

Meran, 27. November 1873.

Freundlichen Dank, verehrter Keller, für Ihre rasche Antwort[1]). Ich glaube nicht, daß Ihnen das Citat aus Ihrem Briefe in dem ersten der zwei Artikel, welche ich diesem Blatte beischließe, als zu hart erscheinen werde. — Ihre Mittheilungen über den „Spekulierburschen" in Basel bestätigten die Ansicht und den Eindruck, welche ich nach der Lectüre seiner Schandschrift gegen Strauß sofort gewonnen hatte. Um zu erfahren, ob der freche Angreifer auch etwas Positives bieten kann, das er in dem Pamphlet nicht geboten hat, ließ ich mir seine Broschüre über die „Geburt der Tragödie u. s. w." kommen, die allerdings Positives leistet, aber in der Sphäre des Wahnsinns. Mir fiel dabei ein Wort Hebbel's ein, der einst über ein verrücktes Drama zu mir gesagt: „Sehen Sie, das ist der Wahnsinn eines Stuhl's, nicht eines Menschen! die Tollheit des Verstandes, nicht der Phantasie oder des Gemüths!" Leider gebe ich trotz meinen 45 Jahren zuweilen noch immer wilden Regungen des Aergers ohne Weiteres nach und so habe ich mich denn auch hinreißen lassen, meine wichtige biographische Arbeit zu unterbrechen und vier Wochen an das Zerstücken der Broschüren des Herrn Nietzsche zu wenden. 70 Seiten meiner engen Hand habe ich darüber geschrieben; vielleicht daß noch ein Auszug aus dem Manuscript in der „Deutschen Zeitung" in Wien veröffentlicht wird. Herr Nietzsche ist Schopenhauern nicht als „Jünger" gefolgt, er hat ihn vielmehr schamlos ausgeschrieben und des Philosophen hin und wieder unhaltbaren Strafcoder in Betreff der deutschen Sprache auf den Styl Straußen's angewendet. Appercu's über die Unterschiede zwischen Cultur und

[1]) Vom 18. November 1873. Vgl. Bächtold III, Nr. 170.

Digitized by Google

Bildung hat er ohne Angabe der Quelle einem Aufsatze des Schweizers Rochholz entlehnt.

Ihre Bemerkungen über den oftmals durchtönenden Schlegel-Tieck'schen Shakespeare in Ludwig's Fragmenten bezeugt eine erstaunliche Lesefeinheit, um die ich Sie beneide, wiewohl es doch eine meiner wenigen Fähigkeiten ist, sehr gut lesen zu können. Um Ihre großen Kräfte beneide ich Sie nicht, weil ich Sie liebe, und weil ferner kein Weg von den meinigen zu den Ihren führt. Ich bin den Göttern dafür dankbar, daß sie mir gerade so viel productives Vermögen verliehen haben, um ächte Poesie empfinden, verstehen zu können, und ich bin dem hingeschiedenen Dichter, dessen Leben ich beschreibe [1]), neben manchem Anderen auch dafür dankbar, daß er meine Begierde, zu produziren, nicht aufgemuntert, sondern theils unwillkürlich, theils mit Absicht eingeschüchtert und zerstört hat. Unser Einer, wenn er dichtet, wird nicht ein Märtyrer seiner selbst, wie Ludwig, er wird bloß ein Geschundener, den man dann noch vorwurfsvoll fragt, wieso er unter die Räder gerathen sei. Betrachte ich doch nicht selten traurig meine kritischen und charakterisierenden Arbeiten, denen jener letzte Hauch fehlt, der vor Verwesung schützt. Ihnen habe ich nicht nöthig zu versichern, daß diese Trauer nicht aus dem Ehrgeize entspringt.

In diesen Tagen las ich nach langer Zeit wieder im zweiten Theile des Faust. Was er künstlerisch als Ganzes bedeutet, darüber wird Jeder, der nicht Alexander Jung heißt und Formgefühl hat, ungefähr die nämliche Ansicht haben. Aber welch' eine Fülle schönen wie großartigen Details birgt die erste Hälfte! Die Erzählung von den Müttern, einzelne Worte darin: Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: Steige! 's ist einerlei!, die Neugierde des Mephistopheles: ob er wieder kommt!, die Schil-

[1]) Hebbel.

Digitized by Google

derung der Schwäne, der Ritt mit Chiron zur Sibylle Manto: dieß Alles hat wohl nur im Dante seinesgleichen und überbietet den florentinischen Dichter insofern, als Goethe den Goldglanz der Ferne und die persönliche Unabhängigkeit vom Erhabenen gegen ihn voraus hat. — Anstatt daß Leute von der Artung Gutzkow's sich wenigstens in ihren alten Tagen noch an Sonne und Mond und Sternenhimmel lauter freuten, manövrieren sie kurz vor Thorschluß albern komisch mit ihrem Fernrohr, das unreine Gläser hat, und unterhalten die Welt mit der Aufzählung der Schmutzflecken, die sie wahrgenommen. Der boshaft gutmüthige Auerbach betheuerte mir einmal, Gutzkow habe in einem seiner jüngsten Romane die liebliche Stelle: „Adele war reich, die Eltern waren todt, die Tante nicht minder." In der nämlichen Stunde, als mir Auerbach Gutzkow's Portrait entwarf, war auch von Ihrem Roman die Rede. Und ich erinnere mich der ergötzlichen Wirkung, welche das verbitterte Wohlgefallen Auerbach's an meinen preisenden Bemerkungen über den Grünen Heinrich auf mich übte. Er lobte mit, jedoch mit einem Kindergreinen, er stimmte zu, aber nicht ohne den wehmütigen, gleichfalls Kindern eigenen Zug, der zu sagen schien: Gib mir auch etwas!

Wann werden die Leute von Seldwyla einrücken? Ich bin schon ungeduldig.

Herzlichen Gruß. Ihr

Emil Kuh.

9.

Meran, 8. Januar 1874, Abends 6 Uhr.

Daß Sie das größte Dichtertalent sind, welches unsere gegenwärtige Litteratur besitzt: war schon nach Ihrem Grünen Heinrich meine Ueberzeugung. Die Sieben Legenden, die form-

Digitized by Google

klarsten Ihrer Produktionen, bestärkten mich darin und heute wieder und abermals die neuen Erzählungen im 3. Bande der Leute von Seldwyla. Ich habe nur die ersten zwei gelesen: „Kleider machen Leute“, und „der Schmied seines Glückes“, da ich mir die einzige Neue, die ich vorläufig noch habe, auf Morgen aufsparte. Ich empfing die drei Bände heute Vormittag durch die Buchhandlung Gerold aus Wien. Welch' eine Heiterkeit ruht auf diesen Bildern! welch' ein Fabelmund hat sich in Ihnen aufgethan! Die Geschichte von dem blassen Schneiderlein muthet mich als die jetzt erst ausgedichtete Erfindung vom Verwunschenen Prinzen an. Bisher war sie trotz ihrem Reiz äußerlich geblieben. Die Geschichte von dem müßiggängerischen Nachhelfer seines Glückes würde unter den Rubinen des Boccaccio noch immer einer der seltensten Steine sein.

Ich kenne noch einen Erzähler unserer Tage — in angemessener Entfernung von Ihnen — Theodor Storm, in welchem die Poesie erzählt — alle übrigen Novellisten und Romanschriftsteller, darunter ich einige je nach ihrer Begabung wohl zu schätzen weiß, rechne ich nicht zu den Dichtern. Storm ist ungemein enge auf sein poetisches Gütchen angewiesen, während Ihre Kraft zum Großgrundbesitze gehört, aber Storm hat Resonanz, die Cardinalbedingung tieferer Wirkung.

Warum kann ich nicht mit Ihnen persönlich sprechen, in Momenten der Erregung, wie jetzt! Wenn man im innersten Gemüthe bewegt ist, auch künstlerisch bewegt, dann vermag man gegen eine wahlverwandte Natur zu sprechen, aber nicht zu schreiben. — Ich werde Morgen die Verlagshandlung bitten, mir sofort den Schlußband senden zu wollen, wann er erschienen. In der „Wiener Abendpost“ gedenke ich ausführlich über die Leute von Seldwyla zu reden. Der „Neuen Presse“ könnte es abermals in den Sinn kommen, wenn ich Ihre neuesten Dichtungen dort anzeigen wollte, einen ordinären Pariser Brief, der

Digitized by Google

eine Hinrichtung „schildert", als erstes Feuilleton zu geben. Das hat Herr Etienne thatsächlich gethan; der Pariser Pöbel hörte zu johlen auf, nachdem der Henker sein Werk beendet hatte — und mein Artikel über die Fabulistik der Kirche fing an. Aber „Hammerschläge und Historien" [1]), eines der modernen Meisterstücke, die ich nicht lese, wenn ich nicht muß, ward an erster Stelle angezeigt.

Verzeihen Sie, daß ich von dem Ausdruck reiner Genußfreude zu solchen Dingen herabgeglitten bin. Wenn Sie mich näher kennten, würden Sie die sonderbare, nicht hübsche Eigenschaft an mir längst wahrgenommen haben, daß ich dicht an das Segenswort einen Fluch zu rücken pflege, weil ich, im Anblick des Gartenglücks schwelgend, sofort die Buben erblicke, welche Bäume beschädigen und Steine über die Mauer herüber werfen.

Ihr treu ergebener

Emil Kuh.

Eben fragt mich meine Frau, ob sie den Kindern die Erzählungen vorlesen dürfe, worauf ich erwiderte: die Erste allerdings. „Spiegel das Kätzchen" hatte ihnen meine Frau ungefähr heute vor einem Jahre in Neapel vorgelesen, und erst vor wenigen Tagen sagte mein Paul (elfjährig) vor sich hin: „Immer fleißig, Herr Pineiß, immer fleißig."

Ich habe überhaupt gefunden, daß halbwegs aufgeweckte Kinder Manches von den letzten Dingen der Poesie dumpf ahnungsvoll empfinden, etwa wie den Geschlechtstrieb, der in dem unschuldigsten Knaben der erste reift, wenn er die Mutter zärtlich umhalst. Das ist eines der merkwürdigen Kapitel.

---

[1]) Von Johannes Scherr, dem bekannten Litterarhistoriker.

Digitized by Google

Ihnen darf ich ja schreiben, was ich will. Sie können nichts mißverstehen.

Jetzt mache ich schon die Seite mit der zweiten Nachschrift voll. Ihre dichterische Heiterkeit ist deßhalb so wunderbar, weil sie der Farben- und Lichterschmelz ist auf der grauen Untermalung der Welt und des Menschenwehs. Und gar kein deutscher Dichter außer Ihnen hat diese Art Humors, die nur einzelnen Engländern, namentlich Sterne eigenthümlich.

10.

Meran, 14. März 1874.

Machen Sie sich heute auf abgerissene Tagebuchblätter gefaßt; einen zusammenhängenden Brief werde ich kaum zu Wege bringen.

Wie warm haben Sie mir das letzte Mal geschrieben und wie sehr war ich gerade in der Zeit, als ich diesen Brief[1]) empfing, der Wärme eines männlichen Gemüthes bedürftig! Mitten in meine ernsten Arbeiten, in meine Träumereien und in meinen häuslichen Frieden hinein war eine Neigung gefallen, die den ganzen innern Menschen zerstörungsluftig aufgerührt hat. Und weil sie dieß gethan, so war auch der Quell hervorgebrochen, den ich seltsamer Weise vor einigen Monaten als verschüttet gegen Sie bezeichnet habe und auf dessen Wiedererscheinen ich nicht im Mindesten gefaßt sein konnte. Im Januar und Februar habe ich buchstäblich nichts Anderes als Verse gemacht, einen kleinen Band Gedichte, wohl viel Besseres, wie ich glaube, als jemals in meiner Jugend[2]), ohne daß ich mir deßhalb einbilde, daß der Schriftsteller in mir an dem dichterischen

[1]) Vom 12. Februar 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 176.

[2]) E. Kuh hatte 1858 ein Bändchen Gedichte publiziert. (Braunschweig 1858. 16°.)

Digitized by Google

Talent einen zu fetten Biſſen bekommen habe. Warum ſoll ich Ihnen nicht ein paar Proben geben dürfen!:

Hier iſt kein Weg — wir ſind mit einem Male
Vom ſchönen Fußſteig abgekommen,
Dort läuft der Pfad, er führt hinab zu Thale,
Der uns beim Anſtieg aufgenommen.

Nun geh'n wir ſicher — denk' ich — zwar fünf Schritte
Wird's kraus — da heißt's in Acht genommen —
Sie kommen erſt — es geh'n durch's Moos die Tritte —
Bleib ſteh'n — wir ſind ſchon angekommen.

* * *

Wir waren laut,
Wir wurden leiſer,
Mit leichtem Athem
Schlief die Luft.
Der Mittag ſpielte
Um deine Glieder
Doch wie am Abend
Zuckte dein Mund.

Und neſtelnd am Leibe dir
Ging ſchmückend die Hand;
Und weil ich die gleitenden
Finger verfolgte
Mit glühendem Blick,
So ſchienſt du entliehen
Die eigene Hand.

Dann ging'ſt du hinüber
In's ſchattige Zimmer,
Es klirrte ein Spänglein,
Es lärmte der Schrank.

Wieder ſtandeſt du in der Sonne.
Sprachſt von Neuem eine Silbe,
Aber ſtiller als vorher.
Die ſeidenen Stühle,
Die Käſtchen und Briefe,
Die Bücher und Bilder,
Sie glänzten und gleißten
Im lächelnden Licht.

Digitized by Google

Und dein Auge und deine Stimme,
Was du wollteſt, was du ſchwiegſt
War die Heimlichkeit der Nacht.

* * *

Sind das Roſen?
O, ſie ſind kenntlich an Farb' und Duft,
Sie ſind das Geſicht der heißen Luft.
Waren das Roſen?
Es ſtreifte vorbei dem Auge dicht,
Mich glühte was an, ich ſah es nicht.
Wie Nelke[n] ſchien's?!
Mir däucht, wir haben die Roſen verſäumt
Und doch nur von der Nelke geträumt —
Schön ſind Roſen.

* * *

Schaurig ſüßes Geh'n im finſtern Garten,
Den man oft geſeh'n als lichten Garten.
Dieſe Vorſicht an den Beeten,
Daß die Schritte nichts zertreten,
Dieſes Streifen an den Zweigen,
Dieſes Beugen und Verneigen —
Und die Blumen alle dunkel,
Nur in Düften das Gefunkel —
Traurig ſüßes Geh'n im finſtern Garten,
Den man oft geſeh'n als lichten Garten.

* * *

Du ſpielſt Italien
Schönes Meran!

Magnolienbäume
Und Epheuſtämme,
Die Mauern umklammernd
Und ſelbſt in der Klemme.

In ſchlaffer Wärme
Senkt ſich die Weide,
Der Lorbeer pranget
In ſtarrem Kleide.

Digitized by Google

Es blauet tiefer
Ein Stückchen Aether,
Doch sagt der Himmel:
Schön werd' ich später.

Am Alpenrande
Weht noch ein Schauer,
Dem Meere näher,
Da werd' ich blauer.

O, du gefällst mir!
Rauscht das Gewässer,
Ich bin zufrieden,
Ich will's nicht besser.

* * *

Wer warf den Zweig hinein,
Der durch das Bächlein zielt?
Ein sanftes Bild der Pein,
Die nicht zerschellt, nur spielt.

Bald drängt's ihn an den Rand,
Bald gleitet er geschwind,
Es greift wie eine Hand,
So hülflos und gelind.

Nun schießt es fröhlich hin,
Bis ihn ein Grübchen fängt;
Die Wellen wirbeln drin,
Er tändelt, wo er hängt.

* * *

Schick dein Leiden
Auf einen Weg,
Und heiß' es warten,
Bis meines kommt.

Wenn die Beiden
Zusammen sind,
So zieh'n sie gewiß
Zusammen fort.

Digitized by Google

Unſere Freuden
Die eilen dann,
Um ſie zu ſuchen,
Den Flücht'gen nach.

* * *

Wer hat den Becher berührt?
Und wer hat eingeſchänkt?
Haſt du die Stunde geführt,
Oder hab' ich ſie gelenkt?

Ein Menſch, der führt mich nicht,
So ſpricht der Stunde Schlag;
Grau iſt mein Angeſicht,
Doch färb' ich euch den Tag.

* * *

Es ſteht an den Rändern der Wälder
Zuerſt, der Gewitterſturm,
Ihn ſpüren im Thale die Felder,
Ihn meldet der Meßner im Thurm.

Dann geht es hinein in die Bäume,
Dann kommt er tief in den Wald,
Dann ſtört er im Buſchwerk die Träume,
Und Vögeln und Blättern wird kalt.

* * *

Trockne Lippen,
Verdurſtet nicht,
Du Sommer der Lippen,
Welke nicht!

Schon verſchmachtet
Die Lippe wund,
Die Seele vernachtet
Um den Mund.

* * *

Aus Paßeier[1]) kommt der herbe Hauch,
Der das Land durchweht in Sitt' und Brauch;
Einmal kam der Sandwirth ſelbſt heraus,
Doch er ging in Mantua nach Haus.

[1]) Ein Thal in der Nähe von Meran, aus welchem Andreas Hofer ſtammt.

Digitized by Google

Alle Fenster zu auf Einen Schlag,
Weil kein Aug' Meran's ihn schauen mag,
Jede Faust ein Krampf und jedes Herz —
Um den Waffenlosen klirrt das Erz.

Ein Gesicht, wie's auf den Felsen liegt,
Und ein Blick, den nur ein Kind besiegt,
Und ein Sinn, frei wie des Vogels Flug,
Und ein Gang, als ob das Kreuz er trug.

Wohl, ich hör' ihn, diesen Todtenschritt,
Der die Hoffnung eines Volks zertritt,
Und in Scham zergeht der tiefe Gram,
Der den Weg in diese Thäler nahm.

* * *

Ein Kettenstrang von Rebenlauben,
Den zehnfach sich der Hügel umgethan
Erglänzt im üppigen Meran.
Das Schwalbenblau der warmen Trauben
Durchgleißt des Kürbis gelbes Angesicht,
Der hängend sagt: ich falle nicht.

Im Laubdach oben schläft die Sonne,
Vom Morgen bis zum Abend schläft der Pan,
Die Etsch nur wachet in Meran.
Ein Thorenbild der heißen Wonne,
Im Flickenkleid, von Federn überwallt,
Erscheint des Saltners Truggestalt.

Er zinst den Wandrer in den Gängen,
Und Lügen straft den bunten Kleiderwahn
Der ernste Hüter von Meran.
Geruhig an den Weingehängen
Geh'n Arzt und Mönch nur, geht das schwang're Weib,
Und trägt der Priester Christi Leib.

* * *

Zuweilen leg' ich Kleider an den Stunden,
Die mich beglückt, die mich gemartert haben,
Doch nie noch ward die rechte Tracht gefunden.

Digitized by Google

Der heißen Stunde geb' ich dunkle Nelken
In's falt'ge Kleid; sie aber scheint zu sagen:
Im Kelche glüht's, doch meine Ränder welken.

Der flauen Stunde leih' ich blasse Schleifen
Und Flittergold auf einen weißen Mantel;
Sie aber fragt: wo blieb mein Purpurstreifen?

Von Epheulaub ein Gürtel soll dich schmücken!
So sprach ich zu der zaghaft stillen Stunde:
Doch Rosen in der Hand hält sie am Rücken.

Ein härnes Kleid bot ich der bängsten Stunde,
Sie bittet sänftlich um die blaue Blume,
Denn trostreich war zuletzt doch die Sekunde.

Du finst're Stunde hast mir Tod beschieden;
Da nimm das weiße Leilich! sie doch murmelt:
Vergiß die Palme nicht, ich brachte Frieden.

* * *

Abends.

Wenn ich nicht wieder heil wäre; ich hätte Ihnen dann wahrscheinlich nicht Einblick in meine Zustände vergönnt, schon deßhalb nicht, um mich nicht dem Verdacht auszusetzen, als wollte ich den Heilkünstler in Ihnen anrufen, Sie sozusagen um moralischen Succurs angehen. Meine gute Frau, die viel viel mehr werth ist, als die Erweckerin der mitgetheilten Gedichte, hat öfters, wenn wir schwere, bittere, leidenschaftliche Gespräche mit einander hatten, das Wort variiert anhören müssen: „Meinst du, daß Keller in dem, was ich jetzt gesagt, mir Unrecht gäbe?" So haben Sie denn auch in eine meiner innern Krisen hineingespielt. — — — — — — — — — — — —

Ihre Erzählung: „Mißbrauchte Liebesbriefe" wirkte auf meine Frau sogar in jenen dunklen Tagen — und sie wirkte rein, in ihrer vollen Schönheit. In Parenthese bemerke ich, daß meine Frau sehr ungehalten wäre, wenn sie wüßte, daß ich gegen Sie in Rücksicht auf Ihre Dichtungen von ihr spreche.

Digitized by Google

Denn sie will eigentlich gar nicht besprochen werden, und sie ist außer in ihrem Verkehr mit mir verschlossen gegen Jedermann.

Die „Mißbrauchten Liebesbriefe“ sind in der That der Gipfel Ihrer darstellenden Kraft; die Gestalt des Gritli, nach meiner Ueberzeugung das anmuthigste Weib, das in der Poesie nach Goethe geschaffen worden. In mein Tagebuch notierte ich die nachstehenden Bemerkungen, die Sie corrigieren mögen, wenn Sie durch dieselben dazu veranlaßt werden sollten.

Was gehört für eine Sicherheit, für ein Zutrauen in sein eigenes Vermögen dazu, ein solches Programm in dem Eingang der Erzählung „Mißbrauchte Liebesbriefe“ zu geben, und dann mit der Dichtung selbst doch nicht den Eindruck des angewandten Beispiels zu machen. Gritli. Ein einziges Mal fehlt sie, wird sie zum Fehlen gedrängt, und nun bezahlt sie dafür mit ihrem scheinbar häuslichen Glück, um sich schließlich damit ihr wesentliches Glück zu erkaufen.

Die einfachsten Verhältnisse — und doch steht bei Keller Alles unter geheimer Aufsicht. —

Die Kühnheit der neueren Dichter, Alles anzurühren: vielleicht auch eine Folge des Einflusses der Naturwissenschaften. Alle physiologischen wie sittlichen Vorgänge sind vogelfrei geworden. Wir suchen hier gleichfalls tiefere Grundlagen; die bisherigen des Uebereinkommens reichen nicht mehr aus. Daher das Ueberhandnehmen der Darstellung des Intimsten in der Poesie. —

Seitdem der feudale Gutsherr aufgehört hat und mit ihm sein ausschließliches Jagdrecht, geht jeder Bauer mit der Flinte in's Feld und schießt den Hasen. So hat Jeder jetzt seine eigene geistige oder sittliche Gerichtsbarkeit. Das nenne ich das Moderne. — —

Sie aber, lieber Keller, haben dabei noch etwas von der klassischen Unbefangenheit und machen mit den Vorrechten und den Uebergriffen der Poesie der Gegenwart nicht Staat, wähnen nicht,

Digitized by Google

daß Homer mit uns „Modernen“ verglichen, einen Schusterhorizont hatte und jauchzen nicht über das grauenhafte Zuviel unserer Erkenntniß.

Eines ist mir nunmehr in Betreff Ihrer poetischen Eigenthümlichkeit aufgegangen: Sie sind der erste Humorist unter unsern Dichtern, der zugleich Dichter ist. Der siebenfarbig gespaltene Strahl des Humors hört bei Ihnen nicht auf, ein Regenbogen zu sein, der die Landschaft einrahmt, während bei den andern deutschen — Humoristen, die fälschlich so heißen, die sieben Farben zwar vorhanden sind, aber nicht mehr im künstlerisch einrahmenden Bogen.

Die Erzählung „Dietegen“, für deren Aushängebogen ich treulich danke, macht mir noch zu schaffen: ich kann noch nichts Bestimmtes darüber sagen. Die Symmetrie des Burlesk-Gräßlichen, welche in der Staffage herrscht, leitet glücklich wieder in die Sphäre des Humors hinüber. Ob aber das letzte Schicksal des Mädchens nicht zu symmetrisch mit dem Jugendschicksale Dietegen's ist? ist mir noch immer ein ungelöster Scrupel. Vortrefflich dagegen finde ich die innere Entwicklung Dietegen's vorgebildet und ausgeführt. Gewaltig ist der Schritt des Bösen oder Grausamen aus der Herbheit seines Wesens heraus gezeichnet. Auch die jungfräuliche Wildheit jener Burgunderkriege? spricht die Phantasie des Lesers lebhaft an. Wann kommt der vierte Band?

Wunderbar, daß Sie im vorigen Herbst dieses Gedicht zu Ende bringend, am Mondsee saßen. Freilich müssen wir uns im nächsten Sommer sehen. Ich habe nichts Anderes vor, als: entweder zu Ihnen zu reisen oder Sie in oder bei Meran zu erwarten oder an irgend einem tyrolischen oder schweizer- oder bayrischen See mit Ihnen zusammen zu treffen. Ich wage es, ein Wort der Rahel zu gebrauchen, welche einmal an ihre Freundin Pauline Wiesel schrieb: „Wie freue ich mich, Dich zu

Digitized by Google

sehen, mit Dir zusammen zu sein, weil wir einander gar nichts zu sagen haben!"

Schade, daß Sie mir die Stelle des Ludwig'schen Briefes[1]) verschwiegen haben? Könnte ich sie nicht nachträglich von Ihnen erfahren? Vielleicht würde sie sich hübsch meinen projektierten Aufsätzen über die Leute von Seldwyla einfügen lassen.

15. März.

Da Sie die Westermann'schen Hefte zu Gesicht bekommen, so werden Sie vielleicht die im Märzhefte erschienenen Erzählungen Theodor Storm's: Viola tricolor gelesen haben, mir hat sie der Dichter, wahrscheinlich im Aushängebogen, schon im Februar gesendet. Ein ergreifendes Fragment seelischen Lebens, kunstvoll isoliert, nicht künstlerisch hergerichtet — eigentlich müßte man sagen präpariert. Auf alle Fälle haben wir nicht nöthig, nach Amerika hinüber zu blicken und einen Bret-Harte anzustaunen, der Seelenzustände mit ethnographischen Streifen verwebt, in Fetzen darbietet, indessen ein Poet, wie Storm, sie uns in schönen Flecken gibt. Ich möchte im Uebrigen nicht voreilig über Bret-Harte geurtheilt haben, denn ich las nur Eine Erzählung von ihm, Carrie betitelt, im Dezemberheft der «Revue de deux mondes». Gustav Freytag allerdings, der diesen Autor, wie ich hörte, überaus angepriesen haben soll (im deutschen Reich), könnte mir von vornherein den Gepriesenen verleiden. Was weiß der Ingraban- und Soll- und Haben-Schriftsteller vom Mysterium der Poesie! Ueber Freytag ist gleichfalls noch nicht die Wahrheit gesagt worden. Ich fürchte, sie wird zu spät gesagt werden, nämlich erst dann, wenn Freytag schon wieder vergessen oder in die bibliographische Unsterblichkeit eingegangen ist.

[1]) Brief Otto Ludwig's an Berthold Auerbach von 1861. Vgl. Bächtold: G. Keller's Leben, Bd. II (1894), S. 73 f., wo die betreffende Stelle über Keller's „Leute von Seldwyla" (1856) abgedruckt ist.

Digitized by Google

Ich war zum Voraus überzeugt, daß Sie Rümelin über die Achsel ansehen müssen. Als die erste Auflage seiner realistischen Shakespeare-Studien erschien, da hatte ich vor, dieselbe in einer Artikelreihe zu zerpflücken; doch ließ ich die Arbeit liegen, weil sie zu viel Vorstudium in Anspruch genommen hätte. Rümelin ist ungleich widerwärtiger als ein Subjekt wie Benedix[1]), der bloß ein Cretin ist, der Musterknopf der Handwerkerdummheit und des Handwerkerneides. Rümelin's Geistreichigkeit aber macht mir seine rationalistische Auffassung des britischen Dichters erst recht verhaßt. Goltz's Vater sagte einmal zu dem Sohn: „Wenn Du Dreck bist, stink!" Rümelin's Buch überduftet den Gestank, den es ausströmt.

Neulich las ich das Buch von Prof. Brandstätter[2]): „die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache", einen pedantisch-philologischen Wegweiser, der manches Lehrreiche zum Besten gibt, aber vom Genius unserer Sprache nichts versteht. Er ist viel correcter als unser Einer, aber ich zähle nicht zu den Eseln, deren Farbe der Herr Professor trägt und deren sentimentale Ohrenbewegungen er sich angeeignet hat. Schillern mutzt er auf, daß er sich ausgedrückt: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen! Ein Gallicismus. Wenn Schiller ein lederner Professor in Danzig gewesen wäre, dann hätte er sicherlich geschrieben: Es pflegt die Welt u. s. w. Ferner schulmeistert B.... „Rechte der Völker" (droit des gens) statt Völkerrecht. Schiller, dreißigj. Krieg, d. 432: Er bemächtigte sich gegen alle Rechte der Völker der Person des Kurfürsten! (Dagegen 489: Er ließ ihn gegen alles Völkerrecht erhalten.) Als ob das Eine das Nämliche wäre wie das Andere! Bei „Sein von denen" anstatt Theilnehmen führt er den Galli-

[1]) Vgl. E. Kuh's Aufsätze gegen die „Shakespearomanie" von Benedix; Wiener Abendpost, Jahrg. 1873, S. 2292 ff.

[2]) F. A. Brandstätter in Danzig.

Digitized by Google

cismus Goethe's im Werther an: Das sind nun wieder von Deinen Grillen, sagte Albert. — Goethe hätte nach B. schreiben müssen: das gehört nun wieder zu Deinen Grillen. — Den meisten Raum des Buches nehmen Beispiele aus den Schriften Rodenberg's, Hesekiel's, Mundt's, Spielhagen's, Max Ring's u. drgl. ein. Das sind für Herrn Prof. B. Autoren! Daß Gott erbarme! „Ob aber diese billige Rücksicht auch angesehenen Schriftstellern, Th. Mundt, Hesekiel, Spielhagen, Brachvogel, F. Lewald, Hackländer, ja, Duller, Hebbel u. A. in ihren wohlüberlegten und zum Druck bestimmten Schriften zu gute kommen darf, das ist eine andere Frage." „Ja, Duller, Hebbel"; ist doch kostbar. Und Hackländer, Brachvogel, diese Schmierer, die vor das Tribunal des Kellners in Ihren „Mißbrauchten Liebesbriefen" gehören, schreiben „wohl überlegt!!" Die Gartenlaube, sage die Gartenlaube, wird häufig als Anwalt der Sprachenreinheit achtungsvoll citiert. Unter das freche Wort eines Herrn von Sallwörk, Stilistische Studien (nicht stylistische), Ztg. f. Gymn. „Wir thun Unrecht, Goethe's Prosa unter den Mustern unseres Styls zu nennen. Von Schiller kann in dieser Beziehung ebenfalls nicht die Rede sein ....." drückt der Danziger — — sein Siegel. Einen bornierten Menschen, wie Götzinger, der sich an Goethe's „wohlig" im Fischer gestoßen hat, um nur ein Beispiel zu nennen, ruft er als ehrenwerthen Belastungszeugen gegen Goethe heran! Solche Leute machen den wünschenswerthen Prozeß gegen die Verwälschung und Verhunzung unserer Sprache anhängig. Die verschiedensten deutschen Blätter rühmen das Buch Brandstätter's und veröffentlichen in diesem Augenblicke Riesenartikel über Victor Hugo's neuesten Roman. Es ist etwas Wahres an dem Ausrufe Grillparzer's: daß die Deutschen einen Zug des Treulosen haben.

Digitized by Google

Mir geht es ziemlich gut und ich freue mich auf den Frühling, der in Meran, wie die Ortskundigen versichern, Blüthenwolken über das Thal breitet. Vorläufig ringen die linden Lüfte noch mit den Stürmen des Nordost.

Ich lege dieser Epistel den Separatabdruck eines Aufsatzes über David Strauß bei; der Aufsatz bildete den letzten Abschnitt der unseligen anti-Nietzsche-Arbeit.

Treulich Ihr

Emil Kuh.

Wenn Sie nicht mühevoll kramen müssen, dann leihen Sie mir freundlichst meinen Artikel über Ihre Legenden.

11.

Meran, 16. März 1874.

Durch ein Versehen ist der gestern an Sie abgesendete doppelte oder dreifache Brief — um postalisch zu sprechen — rekommandiert, aber nicht frankiert worden. Sie werden also Strafgeld bezahlen für meine lyrischen Gedichte. Possierlich genug, ich möchte fast sagen symbolisch lächerlich.

Wäre es nicht möglich, einen Abdruck Ihrer in einem Auerbachischen Kalender vor vielen Jahren[1]) veröffentlichten Erzählung: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", von Ihnen zu erhalten? Sind sonst noch verstreute Produktionen aus Ihrer Jugendzeit an versteckten oder vergessenen Orten vorhanden, die mir die liebreiche Dichterhand zugänglich machen könnte? Nicht wahr, ich quäle Sie? In der Regel quäle ich nicht auf solche Weise Schriftsteller und Poeten. Dieß muß ich wiederholt betonen. Mir wird vielmehr Geringschätzung der „modernen

[1]) Die Erzählung erschien in Auerbach's Volkskalender auf das Jahr 1861.

Digitized by Google

Poesie" vorgeworfen, unzufriedener Geschmack, unbillig wählerischer Sinn.

Angesichts der meisten auf der litterarischen Schaubühne beklatschten „Dichterworte" fällt mir öfters das Wort des Mephistopheles ein:

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts,
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Leute pfeifen.

Herzlichen Gruß

Emil Kuh.

12.

Meran, 26. Mai 1874.

Lange schon habe ich nichts von Ihnen gehört. Es geht Ihnen, wie mir, der ich gleichfalls zuweilen durch Monate allem Briefschreiben feindlich gesinnt bin.

Heute will ich Ihnen nur anzeigen, daß ich Ende dieser Woche zum Besuch meiner Schwester auf einige Wochen nach Baden-Baden reisen werde. Gegen den 25. Juni will ich wieder in Meran sein, um dann die Hochsommerzeit mit meiner Familie im nahen Vintschgau zuzubringen. Sollten wir uns vielleicht im Juni sehen oder im Juli, im August in Tyrol? Sie können mir nach wie vor hierher antworten oder Baden-Baden poste-restante.

Gleichzeitig sende ich unter Kreuzband ein paar Aufsätze an Sie ab. Nicht weil sie so werthvoll sind, sondern weil mir erst neulich ein Büchlein, das mir unter Kreuzband geschickt ward, in Verlust gerieth, rekommandiere ich die Sendung.

Herzlich Ihr

Emil Kuh.

Digitized by Google

13.

Baden in Baden, Villa Karo,
10. Juni 1874.

Wiewohl mir Ihr Schweigen auf mein letztes Billet aus Meran vom 26. oder 27. Mai ein Bischen auffällt, kann ich doch dieses Blatt nicht zurückhalten. Meine Schwester, Helene Karo und deren Mann bitten mich nämlich, Sie in ihrem Namen zum Besuche nach Baden in ihrer Villa freundlich und verehrungsvoll einzuladen. Sie hätten hier volle [Freiheit][1]), zu thun und zu lassen, was Ihnen gefällt, ganz so, als ob Sie in Ihrem eigenen Hause wären. Bier und Wein sind vortrefflich, dieß setze ich hinzu, die Zimmer schattig, die Lage der Villa (die nämliche, wo Turgénjew einst mit seiner Freundin Viardot lebte) der Promenade und allem trouble entrückt. Schon Friedrich Vischer sollte Ihnen im vorigen Jahre den Gruß der Verehrung meiner Schwester und ihrer Stieftochter bringen, und Vischer versprach auch, dieß zu thun. Ich kenne Sie nicht persönlich, weiß also nicht, wie Sie diese Zeilen aufnehmen werden. Ich glaube aber, daß Ihnen bereits meine Briefe Bürgschaft dafür sein müssen, durch mich in kein Haus geladen zu werden, wo Sie in Ihrer Eigenart empfindlich gestört werden können.

Wie immer Ihr

Emil Kuh.

Ich begann neulich den ersten Artikel über die Leute von Seldwyla, es sollen drei werden. Wünschen Sie, daß ich mit der Veröffentlichung derselben warte, bis das vierte Bändchen erschienen ist? Dieß vergaß ich neulich zu fragen.

---

[1]) Fehlt ein Wort, wohl dieß oder ein ähnliches.

Digitized by Google

14.

Baden, 12. Juni 1874.
Villa Karo.

Freundlichen Dank für Ihre rasche Antwort. Sie hatten wahrlich nicht nöthig, meine Briefe und Beilagen als schweres Geschütz zu betrachten, das gebührend zu erwidern sei. Von den Männern, die mir besonders werth sind, habe ich noch nie in meinem Leben verlangt, daß sie mir sozusagen mit gleicher Münze bezahlen sollen.

So leid es meiner Schwester thut, daß Sie nicht kommen, so angenehm ist es mir selbst, aufrichtig gestanden, Sie zuerst nicht in Gemeinschaft mit Andern kennen zu lernen, um so mehr, als Sie eine Begegnung mit mir in Aussicht stellen. Ich ergreife Ihren Vorschlag mit lebhafter Freude. Ich denke, wir treffen uns in Freiburg. Sollten Sie geneigt sein, daß dieß schon nächsten Sonntag geschehe, dann senden Sie mir Morgen ein Telegramm. Ich komme dann Sonntag mit dem ersten Zug aus Baden dahin und würde Sie auf dem Bahnhof erwarten. Auf alle Fälle stecke ich dann ein grünes Blatt als Erkennungszeichen für Sie in's Knopfloch. Unwillkürlich schaut wieder einmal der Grüne Heinrich herüber. Wünschen Sie jedoch die Zusammenkunft auf den zweitnächsten Sonntag, nun dann schreiben Sie mir nach Bequemlichkeit. In diesem Falle könnten Sie mir vielleicht die famose Schrift des Unbewußten [1] unter Kreuzband, recommandiert, hierher schicken. Ich kenne dieses Monstrum nur aus einer Recension, worin die interessante Stelle über den Paragraphen des preußischen Strafgesetzbuches citiert wurde. Wir sind in der deutschen Litteratur bereits auf der Höhe des — — — — angelangt.

Herzlichen Gruß. Ihr

Emil Kuh.

[1] Hartmann's Buch: „Shakespeares Romeo und Julia", 1874.

Digitized by Google

Möchten Sie mir nicht Ihre Photographie für meine Schwester mitbringen?

15.

Baden, 28. Juni 1874.

Sicher baue ich nach den bisherigen Zwischenfällen und Zufällen, die eine Begegnung mit Ihnen vereitelt haben, nicht darauf, Sie in diesem Sommer zu sehen. Ich will aber meines Theils nichts versäumen, was eine solche möglich machen kann. Darum frage ich Sie, wohin ich Ihnen in der zweiten Hälfte des Monats Juli aus Stuttgart schreiben soll? Doch wohl nach Wien? etwa poste-restante? oder unter der Adresse des Prof. Exner? Bitte, geben Sie mir gefälligst eine Richtschnur. Vor dem 4. Juli werde ich nicht nach Meran zurückreisen. Und in Meran wieder angekommen, wird mir das Postamt alldort alle Briefe in's Hochgebirge nachsenden.

Ich war neulich auf einige Tage in Stuttgart, vorzüglich Vischer's wegen. Dieser ließ mich einen umfangreichen Essay, den er über Ihre Dichtungen eben vollendet und für die Beilage der Allgemeinen Zeitung [1]) bestimmt hat, lesen. Die Arbeit ist in glücklicher Stimmung gemacht und partienweise vortrefflich; die Darstellung leichter, flockiger, als dieß sonst in Vischer's Art liegt.

Die Schrift Hartmann's [2]) spricht den Superlativ des — — für sich an. Schopenhauer hat allerdings manchen Fehlschuß gethan und im Schimpfen das Maaß des Erlaubten überschritten; nie jedoch ist er in das Alberne und Bildungsschmierige hinein gerathen, wie dieser „Denker" neuesten Datums. Obendrein gehört er zu der Zunft der gegenseitig lobenden, der einander die Hand

[1]) G. Keller: Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1874, S. 3283, und Fr. Th. Vischer, Altes und Neues, 2 Heft, 1881.

[2]) Vgl. Anmerkung S. 234.

Digitized by Google

reichenden Litteraten. Weil Hieronymus Lorm einige Male für ihn die Lärmtrommel gerührt hat, so citiert er Lorm's „Philosophie eines Kusses", ein Machwerk blasser, metaphysisch angestrichener Novellistik, und weil von Hartmann dankbar citiert und quittiert hat, so springt Hieronymus in einem Artikel in der „Wiener Abendpost", wiewohl seine Ansichten über Romeo und Julia, was ich genau weiß, völlig entgegengesetzteste sind, zu den Berliner Exegeten des Shakespeare schon dermassen hinüber, indem er Grabbe's durch Auslassungen über das genannte Stück als prophetische Gesichte der vierzig Jahre später erscheinenden Shakespeare-Kritik rühmt. „Was ist Julia"? „Straßendirne in vornehmen Kleidern", so lautet ein Wort Grabbe's. Wohin soll es bei uns noch kommen? Sind dieß vielleicht die Vorboten des von Julius Rodenberg erwarteten zweiten Goethe Deutschlands? Der wird gut aussehen; ungefähr wie ein Vagabund, der über die Dächer der modernen Gesittung hinweg in einem Schornstein untertaucht, und dann ruhig beim Zimmerkamin heraus kommt.

Meine Schwester dankt Ihnen für die Photographie.

Frohe Fahrt, heiteres Reisewetter!

Noch Eins: Möchten Sie nicht in Wien den Justizminister Glaser kennen lernen? Er ist ein alter Jugendfreund von mir, ist ein einfacher, sehr anständiger Mann, von allgemeiner Bildung und schätzt Ihre Dichtungen besonders. Als ich ihn vor zwei Jahren das letzte Mal sprach, da sagte er zu mir, daß er Sie, wenn er nächstens nach Zürich gehe, aufsuchen wolle. Wenn Sie nichts gegen den Vorschlag einzuwenden haben, so theile ich ihm mit, daß Sie wahrscheinlich in seine Thür treten werden.

Besten Gruß. Ihr

Emil Kuh.

Digitized by Google

16.

Sanct Valentin auf der Haid im Vintschgau,
12. Juli 1874.

Gestern auf der Fahrt von Meran hierher empfing ich in dem Dörfchen Naturns, wo wir die erste Station machten, Ihren Brief aus Wien[1]) Das wäre mir eine Freude, wenn Sie schon im Juli auf länger kämen. Der Ort, wo ich mich mit meiner Familie angesiedelt habe, liegt südwestlich vom Ortler, an der Straße nach Nauders und Finstermünz, von wo aus man in's Engadin hinein geht. Sie hätten nicht nöthig, die Tour über Meran zu nehmen; Sie könnten, wie ich höre, rascher durch's Unterinnthal kommen, natürlich von Innsbruck aus per Axe. Herberge finden Sie hier, nach der Versicherung des Postmeisters, in dessen Hause wir wohnen, auf alle Fälle; es müßte denn wider jede Wahrscheinlichkeit in diesem Jahre plötzlich Alles besetzt sein — und sogar dann könnten Sie mein großes Zimmer mit mir theilen. Doch ist, wie gesagt, an eine Ueberfüllung des Hauses auf der Haid nicht zu denken. Nur wer gerne sehr einsam ist, läßt sich hier nieder. Der Strom der Wiener und der Touristen wendet sich nach dem Unterinnthale: nach Jenbach, Brixlegg! u. s. w. nach den Ortschaften im Pusterthale; und im Vintschgau nach den Sommerfrischen gegen Bormio zu. Die Atzung in St. Valentin ist leidlich gut, der Rothwein gut. Hohe Ansprüche dürfen Sie weder in Steiermark noch im Salzkammergute noch in Tyrol erheben. Dicht vor dem Hause breitet sich [zu] Füßen stattlicher Vorberge ein kleiner See aus — und den südwestlichen Horizont begrenzt die Ortlergruppe. Wir ge-

[1]) Vom 9. Juli 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 184.

Digitized by Google

denken hier bis Mitte August zu verweilen, vielleicht bis 20. 24. August, wenn kein kalter Herbst frühzeitig einfällt.

Aus meinen Briefen werden Sie mich wahrscheinlich schon insoweit kennen, nur nicht gène irgend welcher Art im Verkehr mit mir befürchten zu müssen. Ich selbst lasse mir im Uebrigen auch keine Unbequemlichkeit gefallen, die mir nicht eine harte Lebensforderung auferlegt. Wenn ich verstimmt oder versponnen bin, so quetsche ich nicht Gespräche aus mir heraus und maltraitire meinen Mund nicht zum Lächeln.

Ich weiß ungefähr, welchen Eindruck das Aeußerliche meiner Vaterstadt auf Sie machen muß; offenbar den Eindruck eines Menschen, der zu nahe und zu laut mit uns spricht. Im Sommerdunste hat Wien etwas Grelles und Betäubendes, welches wie eine mißglückte Landpartie die Nerven ermüdet.

Mein vor Monaten gegen Sie ausgesprochenes Urtheil über Bret-Harte war ein voreiliges. Ich lese jetzt seine „Argonautengeschichten“ und corrigiere dasselbe an ihnen. Er ist ein merkwürdiger Skizzist, dessen Dichterbegabung auf seine anderen stärkeren Facultäten stimulierend wirkt, wie heilsam angewendetes Gift auf den Organismus. Für ein[en] spezifischen Dichter halte ich ihn nicht. Aber ich kann ihn nun auch nicht mehr über die Achsel ansehen.

Herzliche Grüße.

Ihr

Emil Kuh.

Der Weg hierher, den ich kenne, ist von Bozen mittelst Eilwagen nach Meran und von Meran in 10 Stunden nach St. Valentin auf der Haid.

In Bozen kommt man mit dem Wiener Schnellzuge so müde an, daß das Nächtigen vortheilhaft ist. Um 5 Uhr Morgens geht der Postwagen von Bozen direct bis Valentin. Den Weg durch's Unterinnthal hierher kenne ich nicht. Bitte,

Digitized by Google

theilen Sie mir in einer Zeile mit, wann Sie zu kommen gedenken.

17.

Sanct Valentin auf der Haid,
31. Juli 1874. Nachts.

Auf den Fall hin, daß Sie sich entscheiden, zu mir den Ausflug zu machen, will ich dem vor wenigen Stunden an Sie gesendeten Vorschlage einen, wie mich dünkt, besseren folgen lassen. Wenn Sie mit dem Eilzuge Vormittags von Brixlegg abfahren, so treffen Sie vor 4 Uhr Nachmittags in Bozen ein. Ich würde dann an Ihrer Stelle sofort (per Axe) nach Meran weiter fahren, wo Sie gegen halb sieben des Abends ankämen. Sie nächtigen dann in der Post, genössen noch die letzten Abendstunden, tränken einige Glas frischen Bieres in dem vom Posthause fünfzig Schritte entfernten Forsterbräu — und setzten Morgens gegen 8¼ Uhr die Reise fort. Diese währt bis St. Valentin auf der Haid ungefähr 10 Stunden, das Etschthal hinauf, und kann, wie sich jetzt die Witterung anläßt, Ihnen nicht allzu beschwerlich sein.

Ich verhehle es nicht, daß es mir über die Maaßen leid thäte, wenn ich Sie abermals nicht sehen könnte, denn zu dem Menschen, wie zu dem Dichter in Ihnen fühle ich mich hingezogen, wie dies selten in meinem Leben der Fall gewesen. Dies soll nur ein Naturlaut, kein Ton einer Ueberredungssonate sein.

Glaser, den Sie wahrscheinlich nicht aufgesucht haben, schrieb mir vor acht Tagen Nachstehendes: „.... wenn Gottfried Keller kommt, wird er uns gewiß herzlich willkommen sein. Einen Theil seiner neuesten Sachen, fast Alles, was kürzlich im dritten Bande der Leute von Seldwyla erschien, insbesondere aber die Erzählung „Dietegen", die meines Wissens noch nicht gedruckt ist, habe ich schon im Manuskript durch Exner

Digitized by Google

kennen gelernt, der früher Professor der Rechte in Zürich war und dort sich mit Keller nahe befreundete. Dietegen namentlich ist in der wunderbaren Art, wie die Linie, noch so gewunden, in sich selbst zurück kehrt, allerliebst."

Das „allerliebst" an dieser Stelle zeigt Ihnen die Schranke Glaser's.

Nun haben Sie bereits die ersten Stücke des Vischer'schen Essay's[1]) gelesen. Auf meine Bemerkungen, die mir Vischer in Stuttgart selbst abverlangte, hat er leider keine Rücksicht genommen; weder auf diejenigen, welche formelle Bedenken enthielten, noch auf jene, welche die Essenz betrafen. Die Partie über den Grünen Heinrich ist schwach, ja ungerecht. Ein schlechter Roman aber ein hochbedeutendes Buch, für dessen Spaziergang in das 20ste Jahrhundert hinein ich bürgen möchte: dies hätte der Canon sein müssen. Der Grüne Heinrich stellt die Spielart des jungen Menschen, des unvollständigen Talentes dar, das zum Grünbleiben verurtheilt ist. Und weil diese Spielart in tausend und abertausend Exemplaren vorkommt und vorkommen wird, darum ist der Grüne Heinrich ein außerordentliches Buch.

Prächtig charakterisierten Sie in wenigen Zeilen Bret-Harte[2]). Nachdem Sie ihn vielleicht näher kennen gelernt haben, werden Sie nicht anders urtheilen.

Treuen Gruß Ihr

Emil Kuh.

18.

Berchtesgaden, 16. August 1874.

Die rauhe Luft und die Bauernkost haben mich aus dem Kreise meiner Familie in St. Valentin hierher getrieben, wo

[1]) Vgl. Anmerkung S. 234.

[2]) Im Briefe vom 28. Juli 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 186.

Digitized by Google

einer meiner Brüder ein Häuschen besitzt. Es ist das nämliche, das ich mit den Meinen vor drei Jahren bewohnt habe. Wenn Sie mir von Wien aus mitgetheilt hätten, daß Sie nicht gesonnen sind, meinetwegen eine Tour im Postwagen zu unternehmen, ja wenn Sie mir dieß in Brixlegg geschrieben hätten, ich wäre dann gerne nach Nordtyrol gekommen, um mit Ihnen einige Tage zusammen zu sein. Ihre Bemerkung, daß Sie kein kurzweiliger Mensch seien, machte keinen Strich durch meine Vorstellung von Ihnen. Die kurzweiligen Menschen sind nicht diejenigen, die mich sonderlich reizen, hingegen thun dieß die prozessierenden Naturen, wobei mir ein Zusatz von Widerborstigkeit oder mürrischem Wesen weder Furcht noch Abneigung einflößt. Ihre Persönlichkeit liegt wohl so zu sagen zwischen Ihren Schriften und Ihren Briefen entweder in der Mitte oder an die eine oder andere Seite gelehnt. Das Bedenkliche einer Begegnung mit Ihnen scheint mir dort den Schwerpunkt zu haben, wo meine Person in Frage kommt. Trotzdem spiele ich mit dem Gedanken, auf der Heimreise einen Seitenweg einzuschlagen, den Seitenweg nach Zürich. Erschrecken Sie nicht, ich spiele nur damit.

Den nächsten Winter werde ich abermals in Meran zubringen, weil mir das Klima dort zuträglich und die ganze Lokalität bereits anheimelnd vertraut ist, alsdann im Hinblick auf die begonnenen Gymnasialstudien meines Knaben, der einer Lehreranstalt, wo man streng und wohlwollend zugleich ein Auge auf ihn hat, [übergeben wurde][1]).

Kurz vor dem Eintreffen Ihres Absagebriefes in St. Valentin hatte ich den ersten Artikel über Ihre Erzählungen neu geschrieben und die ganze Arbeit dennoch wieder zurückgelegt, weil die Gruppierung noch nicht reif ist. Darin ist der

[1]) Der Satzschluß fehlte und war zu ergänzen.

Essay Vischer's höchst mangelhaft. Der starke Eindruck, den Vischer empfangen, zittert noch wie erhitzte Luft über einer Flamme, was im Gespräch Bewegung, in der schriftstellerischen Leistung jedoch keine Freude gewährt. Den Fabulisten und den Humoristen, welche in der Charakteristik Ihrer Dichtungen den bedeutsamsten Nachdruck erheischen, hat Vischer nicht zu packen verstanden. Wiewohl ich mich darnach sehne, das vierte Bändchen in meiner Hand zu haben, vergnügt mich doch die Thatsache: inmitten der rüstigen und rührigen und überaus gewandten Gilde, welche mit Kellnerpromptheit ihre sechs „Gänge" aufträgt, den Dichter zu gewahren, der sich zwar für einen Poeten gibt, aber dessen ungeachtet nicht zu jeder Stunde die Poesie kommandieren kann[1]). Ein höchst unersprießliches Vergnügen, wird Ihr Verleger sagen.

Gestern und vorgestern las ich in der „Neuen Freien Presse" eine Erzählung Bret-Harte's, welche meine anfängliche Ablehnung dieses Autors rechtfertigte. Der Eindruck, der von seinen Sachen ausgeht, ist dem Gefühl vergleichbar, das ein in der Tasche fortglimmender Zündschwamm erweckt, welchen man noch rechtzeitig in der Tasche löscht.

Könnte ich nicht einmal eines Ihrer Dramen, von denen Sie nur im Vorbeigehen sprachen, im Manuskript zu lesen bekommen?

Wir haben hier seit zwei Tagen gräßliches Regenwetter, im Freien zeigte heute Nachmittag das Thermometer 9 Grad. Ich habe die Absicht, bis in die ersten Tage des September hier zu verweilen.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Emil Kuh.

[1]) Anspielung auf Goethe's bekannte Zeilen:

„Gebt Ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie."

Digitized by Google

19.

Meran, 12. Dezember 1874.

Ihre Schriftzüge nach so langer Zeit wieder zu erblicken, war mir schon an sich etwas Angenehmes. Den reichen Inhalt Ihres letzten Briefes[1]) aber wird meine Antwort heute nicht bewältigen können, denn ich bin allzu sehr mit einem Aufsatz über die Leute von Seldwyla beschäftigt, der mir rasch von der Hand gehen muß, wenn die Stimmung desselben nicht entmischt werden soll. Für dießmal habe ich auf eine eingehende Studie verzichtet, weil eine solche mir viele Wochen fortnehmen würde, und meine große biographische Arbeit [das] nicht erlaubt. Ja, ein ausführlicher Essay über Ihre Dichtungen würde jener Arbeit sogar schaden, indem er mich in ein ganz anderes Fahrwasser brächte. Die kurze Charakteristik Ihrer Erzählungen sucht die einfachsten großen Linien festzuhalten. Ich sage dem Leser ungefähr dieses: „Tritt immerhin vertraulich an den Dichter heran! Auch wenn Du keine scharfen Augen hast, wirst Du hübsche und prächtige Dinge zu sehen bekommen; auch wenn Du das: Sesam thu' dich auf! nicht weißt, also in die Zauberhöhle nicht hinein kannst: schon vor derselben werden Deine Sinne ihren Schmaus empfangen". Nach den dichterisch ästhetischen Magierkünsten, welche die deutsche Kritik anzuwenden liebt (mitunter auch meine eigene), um für meine Dichter Freunde zu werben und Verständniß anzuzünden, scheint mir die bezeichnete simplere Methode doppelt angemessen und wünschenswerth. Sie sind freilich einer der wenigen Dichter, welcher die Magierkünste der Analyse durchaus nicht braucht. Sie haben [darin], wie in manchem Anderen noch, Aehnlichkeit mit Shakespeare. Der

[1]) Vom 9. November 1874. Vgl. Bächtold III, Nr. 189 (fortgesetzt und abgeschlossen am 6. Dezember).

Digitized by Google

geringe Mann, der plumpe Verstand, die rohe Einbildungskraft können dem Hamlet oder dem Lear so viel Reiz und Anregung abgewinnen, daß vergleichungsweise der feine Geist, der gebildete Verstand, die geläuterte Phantasie diesen Werken nicht mehr verdanken. Ich erfahre an mir selbst, so oft ich in Ihren Büchern lese, in welch' hohem Grade Sie fähig sind, neben den tiefen Bewegungen des Gemüthes und der Seele, die Sie hervorrufen, die harmlose Genußfreude, das leichtflügliche Ergötzen in mir zu erwecken. Dann und wann machen mir Ihre Geschichten den Eindruck, als würfe Jemand ein Steinchen in einen blühenden Kirschbaum, aus dem nun sofort eine Schaar Vögel auffliegt. Die Poesie ist zum Theil auch deßhalb in unsern Tagen so herabgekommen, weil das holde Spiel derart unter dem Ernst sich verkrochen hat, daß es gar nicht mehr fühlbar und sichtbar werden will. Hole der Teufel eure ganze Sippschaft! möchte ich zuweilen mit Mercutio, den Heinrich von Kleist, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Ivan Turgénjew zurufen, wiewohl ein Stück meines Wesens gerade diesen Dichtern leidenschaftlich zugeneigt ist.

Den vierten Band der Seldwyler erhielt ich vom Verleger gleich nachdem er fertig geworden. Dietegen hat sich schon längst meines vollen Antheils bemächtigt. Die Symmetrie des Grauenhaften stört nur noch leise mein Kunstgefühl, das gerne überall den schön gebundenen Kranz durch eine letzte Handbewegung in anmuthige Unordnung gebracht sieht, aber sie stört nicht mehr mein Behagen an der Komposition. Dietegen zählt auf jeden Fall zu Ihren Meisterstücken. — An der Erzählung: „das verlorene Lachen", hätte ich nur das Eine auszusetzen, daß die zweite Hälfte nicht in dem Maaße anekdotisch verkörpert ist, wie die erste. Dies rührt, wenn ich mich nicht täusche, daher, daß das spätere Verhältniß zwischen Jukundus und Justina zu wenig isoliert, zu wenig intim gefärbt worden ist. Der sich trübende

Digitized by Google

Verkehr der Beiden wird überwiegend durch die Darstellung der sie umgebenden Zustände motiviert. Das Sittenbildliche umschattet ein Bischen das Psychologische; ein paar Zweige des Nußbaum's hätten abgeschnitten oder gestutzt werden, mir das Wohnfenster freier machen sollen. Sie haben uns eben durch die Kraft der Aeußerlichkeiten, zu der es alles Innere bei Ihnen bringt, verwöhnt. Am Schlusse der Novelle bringen Sie das Anekdotische wieder ein. Diese Novelle ist zugleich die einzige der Sammlung, welche fragwürdig in die Zukunft hinausschaut. Doch nicht aus dem Grunde, weil die Verkürzungen der Novelle anstatt der Ausbreitung der Romanform eingetreten, sondern weil der Charakterstoff der zwei Menschen nicht gänzlich aufgebraucht worden ist. Warum aber müßte allezeit ein Knopf geschlungen werden! Auch eine locker zusammengelegte Schleife kann ein künstlerisches Ende vorstellen. Die edlen Umrisse der Gestalt des Jukundus möchte ich nie und nimmer gegen die Contour eines „Festlumpen" vertauscht wissen.

Vergessen Sie nicht, mir die „drollige Sache", welche die Auffassung des Grünen Heinrich betrifft, mitzutheilen; bitte, vergessen Sie nicht!

Ihre Bekenntnisse über das oft anhaltende Stocken und dann oft eilige Fließen des produktiven Stroms erinnert mich an Hebbel's Eigenart in dieser Beziehung. Auch er konnte zuweilen Monate, Jahre lang nicht vorwärts kommen mit einem Werke; wobei er einmal launig versicherte: „Aber Mosenthal's Poesie will ich jederzeit diktieren!" Hingegen war bei ihm die produktive Stimmung eine wahre Springfluth. Vor jeder Szene, die er dichtete, meistens im Spazierengehen, war er selbst auf das Nächste neugierig. Als er an den Nibelungen arbeitete, sagte er eines Nachmittags zu mir, ehe er mich verabschiedete: „Seit acht Tagen liegen Chriemhild und Brunhild einan-

Digitized by Google

der in den Haaren. Ich bin begierig, was heute die Beester sagen werden!"

Mit Ihrer Bemerkung über Freytag stimme ich insofern überein, als diesem Halbdichter denn doch das Tüchtige gelungen ist, während man dies von den Romanen der Auerbach, Spielhagen und von den Arbeiten der kleinen gespreizten Bursche nach dem Schlage Hanns Hopfen's nicht behaupten kann. Komisch berührte mich neulich das Wort Julian Schmidt's in dessen neuestem Buche, das ich leider für die „Wiener Abendpost" lesen und besprechen muß, das Wort: „Freytag pflege in seinen Romanen den hohen Styl des Epos". — In den fünfziger Jahren trieben Schmidt und Freytag die Gäule des Realismus an. Aus dem Gegenwartsfresser Freytag ist nun der Vergangenheitsnascher geworden.

Einzelne Stellen in meinem Artikel „Der neue Goethe" [1] sind auf Julius Rodenberg gemünzt, welcher von dem zukünftigen höchsten Aufschwunge unserer Dichtung gefaselt hat. — Der Schwachkopf Kreyssig, der den Shakespeare gerade so gut versteht, wie er Ihre Poesie versteht, rühmte vor einigen Tagen in der „Allgemeinen Zeitung" das elende Geschreibsel Rodenberg's über Wien. Ich las einige Artikel desselben über das „musikalische", „italische", „liebenswürdige", „träumerische" Wien und hatte dabei die Empfindung, als ob ich Lakritzensaft tränke — doch man sollte über — — — — — — — — des Tages eigentlich keine Silbe verlieren.

Wenn Sie mir das neueste Opus des Affen Schopenhauer's [2] senden wollen, so werde ich Ihnen dafür Dank wissen; Sie sollen es dann bald zurück erhalten.

[1] „Der neue Goethe", Wiener Zeitung Jahrg. 1874.

[2] Gemeint ist Hartmann's Buch: „Die Selbstzersetzung des Christenthums". Vgl. Keller's Brief vom 6. Dezember 1874.

Digitized by Google

Ich lege diesen Blättern eine Studie über Storm[1]) bei, die ich vor mehreren Wochen veröffentlicht habe. Der Dichter war aber nicht sehr zufrieden, weil ich in seiner Lyrik nicht auch das Mächtige, Erschütternde hervorgehoben. Es fehlen einige Striche, die ich in dieser Richtung hätte anbringen sollen, das räume ich willig ein. Aber daß Storm deßhalb verstimmt sich äußern würde, darauf war ich nicht gefaßt. Er spürte allerdings, daß ich ihn nicht so ansehe, wie etwa Sie oder Grillparzer; doch konnte ich aus seinen Briefen nie entnehmen, daß er jemals unberechtigte Ansprüche geltend mache. Menschlich hat mir diese Erfahrung wehe gethan; geistig hat sie mir bekräftigt, was ich längst über die Demuth der geringeren Talente gedacht. Lesen Sie die Aufsätze, wenn Sie einmal Lust dazu haben. Ferner schicke ich Ihnen ein Büchlein über den Dichter Lamb[2]) vom Hofrath Marschall, dem Schatulier der Großherzogin von Weimar, das Sie stofflich interessieren wird. Es ist nicht im Buchhandel. Senden Sie es mir bei Gelegenheit zurück.

Mir ist es während der letzten drei Monate sehr schlecht ergangen.

Ich litt unsäglich unter meinen überreizten Nerven. Kehle und Lunge machen mir nicht mehr zu schaffen.

Alles Uebrige verspare ich auf meinen nächsten Brief. Die Meinen erwidern Ihre freundlichen Grüße.

Ganz der Ihrige

Emil Kuh.

---

[1]) „Storm's Lyrik"; Wiener Abendpost, Jahrg. 1874, November, S. 2068 ff.

[2]) Der englische Dichter Charles Lamb (1775—1834), ein trefflicher Lyriker und Essayist.

Digitized by Google

20.

Meran, 30. Dezember 1874.

Hier ist die kleine Charakteristik der Leute von Seldwyla [1]). Wenn Ihnen nur der Gesammtton und ein paar Stellen Vergnügen bereiten, dann bin ich in Rücksicht auf diese Arbeit vollauf zufrieden. In den letzten Monaten habe ich mit einer freisinnigen Frau, der Prinzessin Marie Hohenlohe in Wien (der Tochter der Liszt-Enthusiastin Fürstin Wittgenstein) einige Briefe über Ihre Dichtungen gewechselt, namentlich über Ihre Sieben Legenden, welche dort auf Widerstand gestoßen sind. Sie vertheidigte sich gegen meine Einwürfe anmuthig und zwar so, daß Sie selber daran Ihre Freude haben könnten.

Merkwürdiger Weise ist mir schon öfters bei Lesung Ihrer epischen Werke der Gedanke gekommen, daß auch die dramatische Produktion Ihnen im Handgelenke liegen müsse. Sonst denke ich solches nicht, wenn mir das volle epische Talent entgegentritt. Wahrscheinlich hat die in meinem letzten Briefe erwähnte Aehnlichkeit, die mir zwischen Ihnen und Shakespeare auffiel, auf jenen Gedanken unbewußt Einfluß geübt. Das mir mitgetheilte, von Herrn Weilen schmählich verpfuschte Sujet [2]) hängt mit Fäden der Volksüberlieferung bei Romanen wie Germanen zusammen, was Sie wahrnehmen werden, wenn Sie Uhland's Abhandlungen über „die Todten von Lustnau" lesen, wo allerdings das Gemüthvolle gegen das Grauenhafte über-

[1]) „Die Leute von Seldwyla"; Wiener Abendpost, Jahrg. 1874, 28. Dezember, S. 2365.

[2]) Vgl. dazu Keller's Schema „Die Provenzalin" (Bächtold II, S. 509 f.) zur Behandlung des von Herrn Joseph Weilen in seiner „Dolores" bearbeiteten Stoffes und die Notiz im Briefe an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 171 f.), Nr. 189.

Digitized by Google

wiegt. Ihre Auffassung der Agnes-Bernauer-Fabel [1]) scheint mir die für das Drama allein angemessene. Melchior Meyr hat in die Behandlung dieses Stoffes seine eigene Armseligkeit hineingetragen; Hebbel hat sich künstlich für das allgemeine Staatspathos erhitzt und in der Agnes Bernauer, wie er glaubte, eine moderne Antigone hingestellt. Nun erfuhr ich aber durch den ausgezeichneten Philologen Lehrs, aus dessen populären Aufsätzen über griechische Poesie und Mythologie, daß es ganz und gar unhellenisch gedacht sei, wenn man sich einbilde, daß Sophokles in der Antigone das Recht des Staates habe verherrlichen wollen; er habe vielmehr dem Menschlichen darin die Ehre gegeben. Otto Ludwig endlich ist so lange klügelnd und nach Handhaben suchend um den Stoff herumgegangen, bis er selbst nicht mehr recht wußte, wo der tragische Hebel anzusetzen sei. Sie hätten das Richtige gethan: das Schwergewicht auf den Herzog Albrecht zu werfen.

Neulich erzählte mir der Direktor des Gymnasiums in Meran, ein sittenkundiger Benediktiner aus dem Vintschgau, einen Vorfall, der sich vor Jahren hier in der Nähe ereignet hat, und der Sie vielleicht zu einer Erzählung anregt, kurz vor dem epischen Thorschluß, den Sie mir angekündigt haben. Ein zwanzigjähriger armer Bursche heirathet ein hübsches, junges Mädchen von irgend einem Bauernhofe her. Nachdem das Paar getraut ist, reicht der Bursche der Dirn' die Hand und sagt: „Nun behüt' Dich Gott!" und geht nach Meran zurück an seine Handwerkerarbeit. So unschuldig ist er, daß er mit dem kirchlichen Akt Alles abgethan wähnt. Er bleibt wohnen, wo er gewohnt hat, während das betroffene Mädchen weinend

---

[1]) Vgl. Brief an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, Nr. 189), S. 172. Keller hatte selbst in Berlin in den fünfziger Jahren an eine dramatische Bearbeitung dieses Stoffes gedacht.

Digitized by Google

zu den Ihrigen heimgekehrt ist. Diese legen sich endlich in's Mittel, und desgleichen die Freunde und Bekannten des Burschen; die Kapuziner, welche allen Meranern die Beichte abnehmen und in alle Familienheimlichkeiten und Klatschereien des Städtchens eingeweiht sind, müssen das Menschenkind, an dem die Erbsünde glücklich vorbeigegangen ist, bearbeiten, auf daß er anfange, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen. Und so wird nun das matrimonium schließlich consumiert. Köstliche Situationen und so liebenswürdig schlüpfrig, daß man sofort davon naschen möchte.

Was sind das für lyrische, jetzt in Schwang gehende Umtriebe, worüber Sie zu schreiben versprachen?[1]) Was Sie gepeitscht wünschen, das verdient sicherlich Hiebe. — Haben Sie die ersten Artikel der Madame Betty Paoli in der „Allgemeinen Zeitung" über Grillparzer durchflogen? Dieses Frauenzimmer scheint die Genialität in dem Air der Kühnheit zu suchen, womit sie: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben!" sagt. Sechsmal Gedroschenes schüttet sie zum siebenten Mal auf die Tenne. Ich will der Allgemeinen Zeitung nächstens einen Aufsatz senden über Anklagen und Einbildungen der Oesterreicher.

Jüngst kam mir eine Charakteristik Ludwig Uhland's von dem Herrn August Silberstein, gleichfalls einem Oesterreicher, zu Gesicht, welche an unfreiwilliger Komik einzig zu nennen ist. Es wird Sie erlustigen, wenn ich Ihnen etliche Sätze daraus mittheile. — „Am 13. November 1862 verschied in Tübingen ein daselbst am 26. April 1787 geborener, also 75jähriger Mann, aus dem Reiche der Lebenden." — „Die spätere ungestüme Liederzeit der dreißiger und noch mehr der vierziger Jahre hat ihn eher zu den Todten als den „Lebendigen" gezählt, aber was über sogenannte oder wirkliche

[1]) Vgl. Brief an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 173).

Digitized by Google

„Tyrannen" gesungen wurde, des Längeren, ist kleinlich aufbäumend und bleibt verschwindend gegen die erhabenen und stetigen, schlagworthaften zwei Zeilen: „Und was er sinnt, ist Schrecken . . . . . u. s. w." Keine Strophe eines Andern erreicht die durch ihre stählerne und stahlblanke Festigkeit schwerthaft zu nennende seine, gegen Ungerechtigkeit, Härte, Willkür, Tyrannen aufprunkenden Höhen." — „Man fragt sich unwillkürlich . . . . worin die Wirkung bestehe? Und da man sich stets die Antwort geben muß, sie liege in der unmenschlich tiefen und wahren Poesie, muß man einem Poeten die vollste Huldigung gewähren, der in sich den Ausdruck des im Menschenherzen unausgesprochen Gelegenen verkörpert" . . . . . „er ist [in] dem Schloß am Meere und in der Gefängnißzelle, er schreitet neben der Mäherin in der Wiese, er sitzt und schabert bei Tisch, er lehrt die Muttersprache verwenden, er ist beim Hause, wenn es errichtet wird, bei Schmäusen, Hochzeiten und Geburten, bei Noth und Tod und Gedenken Seliger." — Dieses Subjekt, von welchem Gedichte, in mehreren Auflagen, Novellen, Romane herrühren, haben schon verschiedene unserer Litteraturzeitungen als ein vollwüchsiges Talent gepriesen. — Wer weiß, ob er nicht gar hinter dem Rücken des deutschen Volkes dessen „Liebling" geworden ist, neben dem bekannten Mützelburg.

Ich fange kein neues Blatt mehr an. Freundliche Grüße von mir und meiner Frau. Ihr

Emil Kuh.

Ein arbeitfrohes Jahr 1875.

Schreiben Sie nicht erst dann wieder, wenn Sie über meine Storm-Artikel[1]) und über meine Lyrik[2]) zu sprechen haben.

---

[1]) Vgl. Anmerkung S. 247.

[2]) Die Gedichtproben, welche Kuh in einem früheren Briefe (vgl.

Digitized by Google

Zu den Erstgenannten kommen Sie schon einmal. Die Zweitgenannten habe ich selber längst still beigesetzt.

Nr. 10 vom 14. März 1874) Keller mitgetheilt hatte. Vgl. auch Keller's Brief an Kuh vom 6. Dezember 1874 (Bächtold III, S. 173).

(Schluß folgt im nächsten Jahrgang.)

Digitized by Google

Johannes Fabricius Montanus.[1])
(1527—1566.)

Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

Leo Jud, der getreue Helfer und Mitarbeiter Zwingli's und Bullinger's, war von Geburt ein Elsäßer aus Gemar bei Rappoltsweiler. Dort wurde dem Priester Johannes Judä 1482 von seiner Köchin Elsa Hochsängin von Solothurn ein Knabe Leo geboren, den er studieren ließ; der wurde dann Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, später zu St. Theodor in Kleinbasel. Von dort kam er nach Einsiedeln und ward nach Zwingli's Weggang an seiner Stelle zum Leutpriester gewählt, folgte aber schon im Jahre 1523 dem Freunde nach Zürich als Pfarrer zu St. Peter. In der Heimath hatte Leo die Mutter und eine Schwester Namens Clara zurückgelassen; diese verheirathete sich nach dem Tode der Mutter mit dem Metzger und späteren Spitalmeister Jakob Schmid von Bergheim und gebar ihm drei Söhne, Jakob, Lorenz und Johannes, die je zwei Jahre im Alter von einander verschieden waren. Der mittlere von ihnen wurde wegen seines geweckten lebhaften Geistes für das Studium bestimmt, starb aber schon früh, worauf der ältere Bruder auf Wunsch des Oheims nach Zürich gesandt wurde. Er zeigte jedoch keine Be-

[1]) Außer den in Text und Anmerkungen gelegentlich genannten gedruckten und handschriftlichen Quellen konnte ich auch einen Vortrag benützen, den Prof. Constanz Jecklin in Chur vor etlichen Jahren gehalten und später mir zu freier Verwerthung übergeben hat.

Digitized by Google

gabung und Neigung zum Studieren, sondern wandte sich dem Steinmetzberufe zu und soll später darin Tüchtiges geleistet haben. An seiner Stelle kam nun der jüngste der drei Knaben, unser Johannes Fabricius Montanus, zum Oheim nach Zürich. Er war 1527 geboren. Wenige Wochen vor der Geburt noch hatte Clara Schmid ihrem Bruder Leo einen Besuch gemacht, und dieser hätte sie in Zürich zurückgehalten, aus Besorgniß, sie könnte unterwegs von ihrer schweren Stunde überrascht werden, wäre nicht der bevorstehenden Weinlese wegen ihre Rückkehr dringend nöthig gewesen. Hieraus schließt Fabricius, daß er im Herbst geboren worden sei; den Monat und Tag kannte er nicht. Daß er aber auf solche Weise schon im Mutterleibe nach Zürich gewandert war, schien ihm später für sein Schicksal bestimmend gewesen zu sein. Von einer Begebenheit aus seiner Kindheit, die noch vor die Zeit des Zürcher Aufenthaltes fällt und schon früh in ihm die Frömmigkeit weckte, erzählt Fabricius in seiner Schrift „Von der Vorsehung Gottes". Er wollte an einem Ziehbrunnen den Eimer fassen, war aber zu klein, um ihn zu erreichen, und stieg auf den Brunnenrand; als er dann wieder nach dem Eimer langte, wich dieser zurück, und der Knabe stürzte in die Tiefe. Nun war gerade Tags zuvor einer der Balken, die als Brunneneinfassung dienten, hinabgefallen; um so wunderbarer erschien es nachher den Leuten, daß Fabricius bei seinem Falle kopfüber in den Brunnen hinab nicht an dem Balken zerschmettert worden, sondern sich drehend gerade rittlings auf ihn zu sitzen gekommen war und so ohne Gefahr abwarten konnte, bis die Eltern und Nachbarn zu Hülfe eilten.

Mit sieben Jahren schon wurde der Knabe von seiner Mutter nach Zürich gebracht und besuchte da mit seinem etwas jüngeren Vetter Johannes Jud die Schule. Nach einiger Zeit aber wünschten die Eltern der größeren Nähe halber, ihren Johannes lieber in Basel zu haben, wo er im Hause Johann Heinrich Winckeli's

Digitized by Google

liebevolle Aufnahme fand. Dieser, ein geborner Solothurner, war durch seine Landsmännin Elsa Hochsängin mit Leo und Clara Jud verwandt; er hatte in der Schlacht bei Dornach sich als Fähnrich ausgezeichnet und war Mitglied des Rathes gewesen; aber weil er der Reformation anhing, hatte er später mit andern Glaubensgenossen die Stadt verlassen müssen, dabei einen großen Theil seines Besitzes eingebüßt und lebte nun in Basel mit seiner Frau, einer vermöglichen Luzernerin, die gleich ihm der evangelischen Lehre zugethan war[1]). Sein einziger für das Studium bestimmter Sohn hatte in Paris durch einen Unfall in der Seine den Tod gefunden, und nun wünschte Winckeli, um einen Trost und Ersatz für den Verlorenen zu haben, den jungen Verwandten zu sich zu nehmen. In Basel kam Fabricius zu Meister Hugwald in die Schule und wohnte in der Zeit seines dortigen Aufenthaltes im Juli 1536 dem Leichenbegängniß des Erasmus von Rotterdam bei. Nicht lange nachher vernahm Leo Jud von Butzer in Straßburg, daß man dort eine neue Schule mit bestimmten Klassen einrichten wolle, die einen wohlgeregelten Studiengang ermöglichen werde, und bewog darum seinen Vetter, den Knaben dorthin zu geben. Jedoch, als Johannes in Straßburg eintraf, war der Schulplan vom Rath noch nicht völlig festgesetzt und das Gymnasium noch nicht eröffnet; er besuchte deßhalb die Schule des Petrus Dasypodius (Hasenfuß), und daneben unterrichtete ihn Butzer in seinem eigenen Hause im Lateinischen. Damals ist wohl zum ersten Male der einfache deutsche Name Johannes Schmid nach der Sitte der Zeit in den besser klingenden Johannes Fabricius umgewandelt und ihm nach lateinischem Brauch als Cognomen noch Mon-

[1]) Auch Bullinger kannte Winckeli und scheint ihn sehr geschätzt zu haben; wenigstens widmete er im März 1537 ihm seine Schrift „Der alte Glaub".

Digitized by Google

tanus (von Bergheim) beigefügt worden; wenigstens berichtet Fabricius selbst, daß in Gegenwart Butzers ihm Capito diesen Zunamen beigelegt habe, dessen er fortan sich stets bediente.

Im Winter erkrankte unser Johannes und begab sich nach nur dreimonatlichem Aufenthalt in Straßburg nach der Heimath. Ohne eine Schule zu besuchen, blieb er mehr als ein Jahr dort. Zwar befand sich damals in Bergheim ein Lehrer, den Fabricius nach seinem eigenen Geständniß später als einen recht unterrichteten Mann kennen lernte; aber die Eltern hielten ihn vom Unterrichte fern, damit er nicht mit den anderen Schülern in der Kirche dem katholischen Gottesdienst beiwohnen und singen helfen müsse. Zum Ersatz für die Schule hielt ihn die Mutter an, täglich einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel in Vergleichung mit dem deutschen Texte einzuüben, und ließ sich dann den Abschnitt in's Deutsche übertragen, sodaß sie mit der Uebersetzung das Gelernte controllieren konnte; daneben half der Knabe den Eltern fleißig im Hauswesen.

Auf die Dauer jedoch schien dieser Zustand der Mutter, einer sehr einsichtigen Frau, nicht haltbar; sie berieth sich deßhalb gelegentlich mit ihrem Vetter Winckeli, wie Abhülfe geschaffen werden könnte, und dieser traf eine Verabredung mit Butzer und Capito, denen auch Leo Jud, von Allem in Kenntniß gesetzt, den Neffen empfahl. Winckeli, bei dem Fabricius sich inzwischen vorübergehend aufgehalten zu haben scheint, sandte ihn jetzt nach Straßburg in der besten Meinung, „er sölle etwas fruchtbars leeren, diewyl er doch so ein gschickten kopf hat". Gar bald aber erhielt er einen kläglichen Brief, worin der Knabe sich beschwerte, er werde „durch das hußvolck" gar übel am Studium gehindert. Um die Mutter nicht zu beunruhigen, machte Winckeli ihr davon keine Mittheilung, wohl aber dem Oheim, nun beauftragte, auf einen Weg zu sinnen, wie man s „mit eeren" und „one zorn" wieder wegbringen könne.

Digitized by Google

Darauf schrieb Winckeli seinem Schützling einen Trostbrief, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten; erst auf ein zweites Schreiben hin erfuhr er, der junge Fabricius sei gar nicht mehr in Straßburg, und wandte sich nun an die Mutter um Aufklärung. Gleichzeitig theilte er ihr mit, Leo wünsche, daß man den Knaben zu ihm schicke, „diewyl er so ein gschwinden kopff zu lernen hat; dann er vormal[1]) vil zu jung was zu lernen". Am liebsten freilich hätte Winckeli den jungen Verwandten wieder zu sich genommen. „Ich wölte inn", schreibt er, „üch zu beeden syten (d. h. den Eltern und Leo) nit lassen; dann er mir wolgfalt und gantz gehorsam ist gsyn"; aber die Solothurner brächten ihn durch Vorenthaltung des Seinigen in arge Noth, „das mir die weid gar kurtz wil werden". So ermahnte er denn die Eltern, sich wohl zu überlegen, was sie in der Sache thäten, und doch ja auf Leo's Vorschlag einzugehen; denn er würde sehr bedauern, wenn der junge Johannes um diese gute Gelegenheit zu seiner Ausbildung käme[2]).

Die Eltern befolgten den Rath und sandten Johannes wieder zum Oheim nach Zürich. Leo Jud ließ ihn nicht die

---

[1]) D. h. als Fabricius das erste Mal in Zürich und Basel gewesen war.

[2]) Joh. Heinr. Winckeli an Clara Schmid, Zinstag nach St. Martistag (12. Nov.) 1538, Simmlersammlung. — Fabricius erwähnt in den beiden von ihm selbst verfaßten Vitæ (einer prosaischen und einer poetischen Lebensbeschreibung, beide abgedruckt in den Miscellanea Tigurina, Bd. III, S. 373 ff.) nichts davon, daß er ein zweites Mal, wenn auch nur sehr kurz, in Straßburg gewesen sei; doch lassen die Andeutungen in dem Briefe Winckeli's nicht wohl eine andere Auslegung zu. Auch berichtet Johannes Jud in der Lebensbeschreibung seines Vaters (Miscellanea Tigurina, Bd. III, S. 1 ff., worin auch manche Notizen über Fabricius und Johannes Jud selbst zu finden sind): als sich zwischen Leo Jud und Butzer „ipan erhub von wegen des sacramentes, — hat Johannes, seiner schwöster sun, nit vil gunsts mee bey Bucero, darum in Leo zu ihm hinauf gen Zürich nam; zog in auf als sinen eignen sun".

Digitized by Google

Schule besuchen, sondern unterwies selbst den Neffen zusammen mit seinem fast gleichaltrigen Sohn Johannes daheim im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Etwa drei und einhalb Jahre erfreute sich Fabricius dieser väterlichen Leitung; da starb Leo Jud, der schon seit 1540 gekränkelt hatte, im Juni 1542, und nun wurden die Vettern getrennt. Johannes Jud kam in das Collegium zum Fraumünster, ein jüngerer, erst siebenjähriger Bruder, Dietrich, nach einem Jahre in die Schule zu Cappel. Den Neffen aber behielt Leo's Wittwe mit den beiden Töchtern Elisabeth und Susanna bei sich, „diewil sie sach, daß er nieman hat und aber ein herrlich ingenium und erlich gmüet". Noch auf dem Todbett hatte Leo Jud in einer Ansprache, die er vier Tage vor dem Ende an die um sein Lager versammelten Freunde und Amtsbrüder hielt, mit seiner Frau und seinen Kindern auch den Neffen ihnen dringend empfohlen, und sie nahmen sich auch seiner an. Er erhielt ein Stipendium von zehn Gulden, wovon er einen Theil seiner Beschützerin abgab; aus dem Rest mußte er seine Gewandung bestreiten; „dann sin vater hat im nüt zu gäben". Später wurde das Stipendium auf fünfzehn und zuletzt auf zwanzig Gulden erhöht, nachdem Fabricius schon auf Neujahr 1543 zum Lector in der zweiten Klasse der Großmünsterschule ernannt worden war; daraus darf auch geschlossen werden, daß er schon über recht tüchtige Kenntnisse verfügte.

Kurze Zeit, vielleicht im Winter 1543/44, scheint Fabricius in Basel studiert zu haben, wo er Hausgenosse des Myconius war. Als er darauf im Mai 1544 wieder nach Zürich zurückkehrte, um dort ein Examen abzulegen, stellte ihm Myconius ein Zeugniß über sein Wohlverhalten aus[1]) und empfahl, ihn Lehrer werden zu lassen. Im Juni kam Fabricius nochmals

[1]) «Bonus est, placidus et qui vivere possit cum quovis sine eius molestia».

Digitized by Google

nach Basel, um seine Schulden zu berichtigen, und klagte dabei, er habe im Examen schlecht geantwortet, weil er vor Furcht ganz befangen gewesen sei. Myconius hob deßhalb nochmals in einem Schreiben die gute Begabung des jungen Mannes hervor, allerdings mit dem Beifügen, er bedürfe steten Antriebes. Mit Letzterem stimmt überein, was Fabricius selbst bemerkt: er habe durch den Tod des Oheims die Leuchte seines Lebens verloren und nicht mehr mit gleichem Eifer studiert. In's Jahr 1544 fällt wahrscheinlich auch eine Reise durch das ganze Elsaß, die er mit seinem Vetter Johannes Jud von Basel aus unternommen haben dürfte [1]).

Im folgenden Jahre, 1545, sandte der Rath von Zürich den jungen, noch nicht achtzehnjährigen Studenten mit Rudolf Funck, Heinrich Hintermeister und Karl Schweninger „gen wandlen" nach Hessen, um in Marburg seine Studien abzuschließen. Die Ankunft der Zürcher fiel gerade in die Zeit des Braunschweigischen Krieges, und sie waren Zuschauer, als die beiden Herzoge, Vater und Sohn, vom Landgrafen gefangen eingebracht wurden. Im September gab Fabricius für sich und die Freunde Bullinger Nachricht von ihrer Reise und den begonnenen Studien. Sie hörten von den verschiedenen Vorlesungen, die gehalten wurden, Rhetorik bei Reinhard Hadamarius, Hebräisch bei Wigand Happelius, Erklärung des Hebräerbriefes bei Andreas

---

[1]) Fabricius selbst berichtet auffälliger Weise auch von diesem Aufenthalt in Basel gar nichts; ebenso nicht sein Vetter Johannes Jud, obwohl dieser von 1542—1544 sich in Basel aufhielt und 1544 mit ihm die Reise durch's Elsaß machte (Misc. Tig. III, S. 3.). Gleichwohl glaube ich, die Aeußerungen über einen Johannes Fabricius, die mir zufällig in zwei Briefen des Myconius an Bullinger, vom 21. Mai und 22. Juni 1544 (in Band E II 336 des Zürcher Staatsarchivs) in die Augen fielen, auf unsern Fabricius beziehen zu dürfen, da mir aus dieser Zeit kein anderer junger Zürcher dieses Namens bekannt ist und das Gesagte auf Johannes Fabricius Montanus wohl zu passen scheint.

Digitized by Google

Hyperius und Lektüre Heliodors bei Lonicerus. Kost hatten sie bei einem geachteten Stadtbürger, einem ehemaligen Propst, gefunden, zu vierundzwanzig Gulden per Jahr, und wohnten bei ihrem Lehrer Happelius, von dem zu erwarten stand, daß er es, wenn nöthig, an Ermahnungen nicht fehlen lassen werde. Fabricius fügt jedoch bei, falls sie in der bisherigen Weise weiterführen, bedürften sie deren nicht. Was ihn selbst betrifft, mag der Hausvater wirklich kaum in den Fall gekommen sein, mahnend einzuschreiten, da Fabricius die Zeit seines Marburger Aufenthaltes sehr eifrig für die Studien benützte. Denn hier ward er, wie sein Vetter von ihm schreibt, „erst inen, was studieren was und was gleert lüt warend; schämet sich (als er mir offt gseit) seiner ungschicklichkeit (wiewol er nit ungleert was), da er sach und hort so vil herrlicher geleerter studenten, magistros, professores, doctores ꝛc. Da saß er erst recht über und studiert häfftig; besonders begab er sich uf poesin und nam in zwei jahren hefftig zu". Fabricius selbst klagt in seinen Vitæ, er habe, als er nach Marburg kam, Hexameter und Pentameter nicht unterscheiden können, kaum gewußt, was ein Daktylus und ein Spondäus sei. Hier in Marburg aber fand er in Petrus Lotichius (eigentlich Lotz), zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim, Abt von Schlüchtern in Hessen, den Beinamen Secundus führend, und in Johannes Altus aus Frankenberg in Hessen zwei Freunde, die beide für die Poesie begeistert waren. Er schloß sich ihnen auf's engste an, und Lotichius, selbst ein sehr gewandter Dichter, führte den Studiengenossen in die Geheimnisse der Kunst ein und ruhte nicht, bis dieser, von guter natürlicher Anlage unterstützt, es dem Lehrer fast gleich that.

So eifrig aber die vier jungen Zürcher in Marburg den Studien obgelegen haben mögen, zuweilen gestatteten sie sich doch Unterbrechungen. So folgten sie 1546 beim Ausbruch des

Digitized by Google

schmalkaldischen Krieges, als der Landgraf von Hessen mit seinen Truppen auszog, mehrere Tage dem Heere, gelangten so bis Nürnberg und lernten bei dieser Gelegenheit das ganze Frankenland kennen. Im Spätherbst aber leisteten Fabricius und Funck, durch den Ruhm Melanchthon's angelockt, einer Aufforderung der schon seit einiger Zeit nach Wittenberg übergesiedelten Freunde Lotichius und Altus Folge und zogen mitten in den Kriegswirren, während Moritz von Sachsen das Land seines Vetters besetzt hielt, nach Wittenberg. Merkwürdiger Weise erreichten sie ihr Ziel ohne alle schlimmen Abenteuer und wurden in die zur Verteidigung gerüstete Stadt eingelassen, ohne auch nur mit einer Frage belästigt zu werden von der Wache, während sonst Fremde nur gegen Bürgschaft Einheimischer Zutritt fanden. Sie hatten die Genugthuung, die Gesuchten noch in Wittenberg anzutreffen, sowohl die beiden Freunde als Melanchthon, während die übrigen Professoren fast alle geflohen waren. Der berühmte Gelehrte unterhielt sich längere Zeit freundlich mit den beiden Zürcher Studenten, beklagte die traurigen Zeitverhältnisse und erkundigte sich nach Bullinger und Pellican. Nur zwei Tage hielten sich Fabricius und Funck in Wittenberg auf; dann gaben sie den Freunden, die mit Melanchthon nach Magdeburg zogen, noch eine Strecke weit das Geleit, um endlich nach thränenreichem Abschied sich auf den Heimweg zu machen. Diesmal war ihre Reise nicht so ganz ungefährlich; denn sie gerieten mitten in das Kriegsgetümmel. In Leipzig machten sie nochmals einige Tage Halt, besuchten die Vorlesungen des Joachim Camerarius und anderer Professoren und erfuhren von Wolfgang Sybotus, dem Professor der griechischen Sprache, besondere Freundlichkeit, worauf sie schließlich wieder in Marburg anlangten.

Im März des folgenden Jahres (1547) mußten die Commilitonen, sehr gegen den Wunsch des Fabricius, nach andert-

Digitized by Google

halbjähriger Abwesenheit, dem Rufe in die Heimath Folge leisten. Schon im folgenden Sommer wurde Fabricius zum Provisor am Großmünster ernannt und hatte da seinen ehemaligen Lehrer Johannes Fries zu vertreten; außerdem mußte er in Schwamendingen predigen. Es war nicht das erste Mal, daß er die Kanzel betrat; sondern schon 1544 hatte er für Johannes Pontisella, den damaligen Provisor am Großmünster und Pfarrer von Schwamendingen, gepredigt, als dieser sich rüstete zur Uebersiedlung nach Chur, wohin er berufen war als Rektor der vor wenigen Jahren erst errichteten Lateinschule des Gotteshausbundes. Später, als Fabricius und Pontisella sich in Chur wieder fanden, erinnerten sie sich oftmals jener ersten Bekanntschaft und sahen eine göttliche Fügung darin, daß gerade sie in solcher Weise zusammengeführt worden waren.

Im Herbst 1547 heirathete Fabricius Katharina Stutz, die jüngere Tochter des Kaplans am Großmünster, Ulrich Stutz. Bei der Hochzeit war auch sein Marburger Freund, Johannes Altus, zugegen, der diese Feier und ihre Vorgeschichte in einem langen Gedichte sehr hübsch geschildert hat. Aus demselben ist zu entnehmen, daß Bullinger selbst für seinen jungen Freund den Freiwerber machte und bei der Hochzeit nicht nur Vaterstelle vertrat, sondern auch das junge Paar einsegnete[1]). Wenn wir der poetischen Schilderung Glauben schenken dürfen, war es ein stattlicher Zug, der sich durch die Straßen Zürich's bewegte. Voran schritten die beiden Bürgermeister in festlichem Gewande

[1]) Letzteres ist nicht mit aller Sicherheit zu sagen; Altus spricht einerseits vom „greisen Priester" (Bullinger war erst 43 Jahre alt), anderseits läßt er den „Vater" die Hände der Brautleute vereinigen. Beides würde man vielleicht lieber auf den Vater der Braut deuten; da aber auf die Werbung Bullinger's im Namen der Familie nicht Ulrich Stutz, sondern Nicolaus Wyß, der Gatte der ältern Schwester der Braut antwortet, ist doch wohl anzunehmen, daß ihr Vater nicht mehr lebte, in welchem Fall die Bezeichnung „Vater" einzig auf Bullinger paßt.

Digitized by Google

und hinter ihnen Rathsherren und andere hochgeachtete Männer; mitten im Zug folgte der Bräutigam, geleitet von dem verehrten Reformator. Hinter ihnen kam die Schaar der Jungfrauen mit der Braut, der als nächste Verwandte die beiden Töchter Leo Jud's das Geleite gaben, und den Schluß machten die verheiratheten Frauen. Die Schönheit und Züchtigkeit der Braut und ihrer Gespielinnen wie der Frauen von Zürich weiß der Dichter nicht genug zu preisen. Schon nach einem Jahr starb die junge Frau im ersten Kindbett, und das kaum geborene Töchterchen folgte ihr nach. Seinem tiefen Schmerze gab der Wittwer Ausdruck in einem Gedichte: „Am Grabe der Tochter Katharina", und auch ein zweites, „Orion" betitelt, eine Klage des mythischen Jägers um den Verlust seiner Threne, ist wohl in dieser Zeit entstanden, ebenso vielleicht ein an Wigand Happelius gerichtetes Gedicht, in dem Fabricius seine Theilnahme beim Tod der Gattin seines früheren Lehrers bezeugt.

Fabricius wurde jetzt für einige Zeit der Hausgenosse Conrad Pellican's; er hielt sich, wie sein Vetter von ihm schreibt, „gar still und einzezogen, studiert flyßig früe und spaat". Den Dank für die Gastfreundschaft, die ihm in diesen traurigen Tagen der berühmte Gelehrte, ohne Zweifel vordem sein Lehrer, erwies, hat Fabricius bei dessen Tod im Jahr 1556 bezeugt durch Abfassung einer freilich erst viel später zum Druck gelangten Lebensbeschreibung in Form einer Rede; sie hat namentlich deßhalb besondern Werth, weil der Verfasser sich für seine Angaben auf persönliche Mittheilungen Pellican's stützen konnte[1]). Nach etwa zweijährigem Wittwerthum verheirathete sich Fabricius

[1]) Sie wurde erst 1608 unter dem Titel: «Historica Johannis Fabricii Montani oratio, qua et vita reverendi in Christo patris Conradi Pellicani et brevis temporis illius res continentur» in Marburg publiziert von Raphael Egli, dem Sohn Tobias Egli's, des Nachfolgers unseres Fabricius, in dessen Hände das Manuscript gelangt war.

Digitized by Google

zum zweiten Male, und zwar mit Agathe, einer Tochter des Professors der griechischen Sprache, Rudolf Collin. Die Ehe dauerte bis zum Tode beider Gatten und war mit Kindern reich gesegnet; jedoch von zwölfen waren 1565 nur drei Söhne am Leben.

Dreiundeinhalb Jahre hatte Fabricius in seiner Stellung als Provisor am Großmünster der Schule gedient und gleichzeitig die Kirche in Schwamendingen versehen, da wurde er auf Neujahr 1551 vom Rathe zum Pädagogus oder Zuchtmeister an der Fraumünsterschule, d. h. zum Vorsteher des mit ihr verbundenen Alumnates, auch der Zuchthof genannt, befördert, ein Amt, das er mehr als sechs Jahre getreulich versah[1]). Er nahm in dieser Zeit seinen Vater zu sich; die Mutter war schon um 1540 gestorben, worauf der hochbetagte Mann — er stand bei der Uebersiedlung nach Zürich im hundertsten Lebensjahre — nochmals geheirathet hatte; es scheint aber, daß die zweite Frau inzwischen auch gestorben war. Johannes Jud meldet von dem Vater seines Vetters, daß er schon völlig zu einem Kinde geworden war; „dann er zittert und klopfet mit den Händen"; dem Sohne aber stellt er das Zeugniß aus, daß er seine Sohnespflicht getreulich erfüllt und den Vater „on underlaas erlich und wol" gehalten habe. Noch ein Jahr etwa war dem Greise vergönnt, sich des aufblühenden Familienglückes des Sohnes und lieber Enkel zu erfreuen; dann starb er und fand beim Fraumünster die letzte Ruhe. Ein poetisches Denkmal setzte ihm in seinen Gedichten der treue Sohn.

Von der Wirksamkeit des Pädagogus an der Fraumünsterschule berichtet wieder Johannes Jud, dessen Worte wir hier

[1]) Ulr. Ernst, Geschichte des Zürch. Schulwesens, S. 187, führt als Zuchtmeister für 1547—54 Künysen an und erst von 1554—57 Fabricius, was aber der eigenen Angabe des Letztern widerspricht.

Digitized by Google

ohne Kürzung mittheilen, weil sie das ganze Wesen des Fabricius trefflich charakterisieren. Er schreibt: „Hernach ward er aus der schul und von der provisorey genommen und zu einem paedagogo verordnet den knaben zu dem Frauwen-Münster; da bleib er by 6 jaaren, hielt sich gar eerlich, ernsthafft und wol. Er war von natur ernsthafft, tapfer, still, nam sich nit viler Lüten an, sondern hat sines beruffs und amts ein acht, ließ jeden das sin schaffen. Das ward im von vilen für ein hochfart gerächnet; man hat in für hochfertig und eergytig, so es doch nit was. Dann diewyl er frömbd was und keine fründ und nothälffer oder patronen hat, mußt er sich auch bas lyden und stiller halten dann andere. Die studiosi hielten sich also, daß man von im vergut mußt haben; denn er hielt gut ordinantz unter seinen discipulis. Sy forchtend in übel und studiertend wol under im. Syne besten fründ und gesellen warend D. Sebastianus Guldibeck, D. Rod. Funckius, Samuel Pellicanus, D. Huldricus Zuinglius; item seine schwäger, die Collini, und ich." Die guten Dienste, welche Fabricius in der früheren und seiner jetzigen Stellung der Schule leistete, wurden auch von der Behörde anerkannt und durch Verleihung des Bürgerrechtes belohnt; außerdem machte man ihm Zusicherungen, daß er noch zu höheren Aemtern berufen werden solle.

Ueber die Einrichtung der zürcherischen Schulen, die er ja aus eigener Praxis von Grund aus kannte, gab im Jahr 1554 Fabricius seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Andreas Hyperius in Marburg, in einem ausführlichen Schreiben Auskunft. Darin berichtet er auch von der ihm selbst obliegenden Aufgabe; er hatte danach sowohl Schüler, welche noch die Lateinschulen, als solche, die schon die Vorlesungen besuchten, unter sich — wie wir aus andern Quellen wissen, waren in der Regel fünfzehn Stipendiaten im Alumnat — und mußte ihre Studien beaufsichtigen, ihnen nachhelfen. Er erklärt deßhalb, die Arbeit,

Digitized by Google

welche die Professoren in ihren Vorlesungen hätten, habe er vielfach und mit Jedem von ihnen gemeinsam. Ganz speziell aber war ihm die Aufgabe überwiesen, die hebräische Sprache, von der Pellican in seiner Vorlesung nur einen kurzen Abriß gab, ausführlicher und eingehender mit den Schülern zu behandeln. Ferner mußte er Aufsicht darüber führen, ob sie auch in den Predigten gut aufgemerkt und sich die Grundzüge eingeprägt hatten. Am Sonntag vor dem Gottesdienst pflegte er eine Epistel des Paulus auszulegen, worauf er große Sorgfalt verwendete; doch konnte er in Folge der zahlreichen Vorlesungen und Predigten, die gehört werden mußten, sich in der Hauptsache auf kurze Andeutungen beschränken.

Als Freunde des Fabricius sind außer denen, die Johannes Jud an der oben mitgetheilten Stelle namhaft macht, noch zwei zu nennen, die Jener wohl nur darum nicht anführt, weil er bloß gleichaltrige Männer im Auge hat, nämlich der Reformator Heinrich Bullinger und der berühmte Zürcher Naturforscher Conrad Gesner. Wie nahe Fabricius dem erstern gestanden haben muß, dafür konnte bis jetzt freilich erst ein Zeugniß angeführt werden, daß nämlich Bullinger bei der erstmaligen Verheiratung des jungen Mannes geradezu Vaterstelle vertrat; aber selbst wenn auch dieser Anhalt uns fehlte, ließe doch das innige Verhältniß zwischen Beiden, das später in ihrem Briefwechsel zu Tage tritt, keinen Zweifel, daß schon vorher sie mit einander sehr vertraut gewesen sein müssen. Schon als Neffe Leo Jud's, bei dessen Tod Bullinger an Vadian schrieb: „Mit diesem theuren Bruder ist ein guter Theil meines Lebens dahingeschieden," mußte Fabricius ihm theuer sein, und wie dieser später im Hause des Reformators gleich einem Familienglied verkehrte, so war er jedenfalls schon in der Zeit der Wirksamkeit in Zürich im Familien- und Freundeskreise völlig heimisch; Bullinger selbst aber

Digitized by Google

scheint er um seiner Charaktereigenschaften und geistigen Anlagen willen besonders lieb geworden zu sein.

Etwas anders geartet war das Verhältniß zu Conrad Gesner. Fabricius war, wie übrigens eine ganze Reihe unter den Zöglingen der Zürcher Schule jener Zeit, keineswegs nur einseitiger Theologe, sondern besaß auch große poetische Begabung und legte außerdem ein ganz besonderes Interesse für die Naturwissenschaften an den Tag. Wie sein Freund Lotichius das in ihm schlummernde Dichtertalent zu wecken gewußt hat, so scheint er es auch gewesen zu sein, der ihm die Naturwissenschaften lieb machte oder doch die schon vorhandene Neigung noch verstärkte. Lotichius, der nachmals ein berühmter Arzt und Professor in Heidelberg wurde, pflegte vor Allem die Botanik mit großer Vorliebe und führte auch Fabricius in ihr Studium ein. Noch in einem Gedichte, das dieser etwa fünf Jahre nach ihrer Trennung an den Freund richtete, betheuert er, seine Liebe zu den Pflanzen und Gräsern sei nicht erloschen, und seine Freude sei es, in den Wäldern zu weilen und auf schattigen Höhen dem fernen Falle der Quellen zu lauschen, wie einst sie zusammen sich an diesen Genüssen ergötzt hätten.

Diese Vorliebe für die Pflanzenwelt und sinnige Naturbetrachtung führte ohne Zweifel Fabricius und Gesner, die beide dem Bullinger'schen Freundeskreise angehörten, näher zusammen. Noch waren der Leute, die für Naturbeobachtung Sinn hatten, nicht allzu viele; erst Gesner hat ja dazu den Anstoß gegeben, wie er auch als einer der Ersten Bergbesteigungen unternahm und Andere aneiferte, seinem Beispiel zu folgen. In der Widmungsepistel zu seinem Büchlein „Von der Milch und den Milchprodukten", das 1541 erschienen ist, handelte er von der Bewunderung der Gebirgswelt und pries da seinem Freunde Jakob Vogel von Glarus gegenüber in ganz modern anmuthender Auffassung die Vorzüge solcher Bergbesteigungen für Leib und Seele.

Digitized by Google

Gerade diese Neigung aber theilte Fabricius mit Gesner, vielleicht eben durch ihn dafür gewonnen, und wie uns ein Gedicht seines Schwagers Theodor Collin zeigt, machte er auch mit seinen Schülern Ausflüge dieser Art, z. B. auf den Uetliberg, leitete sie zur Naturbetrachtung an und lehrte sie die Pflanzen kennen. Auch später, als er in Chur Pfarrer war, benutzte er im Sommer und Herbst häufig schöne Tage zu Ausflügen in's Gebirge und größeren Alpenwanderungen. Allerdings verbanden sowohl Gesner wie sein jüngerer Freund mit ihren Bergbesteigungen vor Allem den Zweck, seltene Pflanzen zu sammeln oder Samen von solchen zu gewinnen; doch übte auch die Schönheit der Natur an sich und die wilde Großartigkeit der Gebirgswelt auf Beide mächtigen Eindruck.

Aber nicht nur botanische Studien bildeten ein Band zwischen Fabricius und Gesner; auch für die Zoologie ließ sich Jener gewinnen und verfaßte sogar unter der Anleitung und auf den Wunsch seines Lehrers ein Büchlein mit dem Titel: „Die Verschiedenheiten der Vierfüßler", das gewißermaßen als Einführung auf diesem Gebiet dienen sollte für Leute, die noch völlig Neulinge waren oder nicht Zeit fanden, die ausführlichen Werke Anderer, besonders Gesner's gewaltigen Foliband zu studieren. Die Anordnung ist nach bestimmten, rein äußerlichen Gesichtspunkten in schematischer Weise getroffen; von selbständiger Naturbeobachtung zeugt die Schrift nicht, sondern bietet nur eine äußerst gedrängte Zusammenstellung dessen, was aus älteren und neueren Schriftstellern über die einzelnen Thiere mit Rücksicht auf diesen oder jenen Gesichtspunkt bekannt war. Immerhin steht das Werk an Brauchbarkeit noch weit über den mit ihm zu einem Band vereinigten „Sechs Büchern Aehnlichkeiten aus dem gesammten Thierreich" Otto Werdmüller's, die eigentlich nichts mit der Naturwissenschaft zu thun haben, sondern eher zu bezeichnen sind als eine Anweisung, wie die ver-

Digitized by Google

schiedenen Thiere nach der Bibel und andern Schriften in Gleichnissen sich verwenden lassen. Die beiden Werke erschienen im Februar 1555 bei den Brüdern Andreas und Jakob Gesner in Zürich. Die vom 13. Februar datierte Widmung der Schrift des Fabricius ist an Jakob Meyß, gewesenen Bürgermeister, damals Landvogt in Eglisau, gerichtet; der Autor stattet durch sie seinen Dank ab für die freundliche Bewirthung, die er selbst mit seinen Gefährten im vorangehenden Jahr in Eglisau Seitens des Vogtes gefunden hatte, als sie gelegentlich einer Fußreise durch die zürcherische Landschaft auch einen dort wohnenden Freund besuchten.

Auch in die Geheimnisse der medizinischen Wissenschaft wurde Fabricius durch Gesner eingeführt. Näher aber als diese seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen liegt uns, was er auf dem Gebiete der Poesie geleistet hat. Im Jahr 1556 erschien im Verlag der Gebrüder Gesner in Zürich ein bescheidenes Bändchen: „Joannis Fabricii Montani poemata". Darin sind enthalten: ein Buch kleinerer Dichtungen (Sylvæ, d. h. „Wälder" betitelt), das erste Buch eines Epos „Von den zürcherischen Bürgermeistern" und die „Elegie von Wilhelm Tell". Verschiedene der kleineren Gedichte sind gelegentlich schon erwähnt worden; sie sind theils religiösen Inhaltes, so zwei „An Jesus Christus", theils didaktischen, wie die Gedichte „Vom glücklichen Leben" und „Von der Armuth", dem Preis des Landlebens und der Einfachheit gewidmet. Die andern aber sind eigentliche Gelegenheitsgedichte; zwei von ihnen sind an Petrus Lotichius gerichtet, ein anderes an Josias Simler (Glückwunsch zu seiner Heirath mit Bullinger's Tochter) und verschiedene an andere Freunde; sodann finden wir ein Gedicht auf Ulrich Hutten, das wohl gelegentlich eines Ausflugs nach der Ufenau entstanden ist. Zu den meisten dieser Dichtungen aber hat die Trauer um Verstorbene den Anlaß gegeben; nicht nur der Tod der nächsten

Digitized by Google

Angehörigen, der ersten Gattin und Tochter, sowie später des Vaters und eines jungen Schwagers Johannes Collin, auch der ferner stehender Personen aus dem Freundeskreise läßt Fabricius seinem Schmerze in Versen Ausdruck leihen. In all' diesen Gedichten aber, die zum Theil antiken Strophenbau aufweisen, bekundet sich eine nicht alltägliche poetische Begabung und sichere Beherrschung der Form[1]). Den Schluß der kleineren Dichtungen bilden die schon genannte poetische Beschreibung einer Besteigung des Uetliberges durch Fabricius und seine Schüler, die nicht ihn selbst, sondern seinen Schwager und Schüler Theodor Collin zum Verfasser hat (1551 gedichtet), und eine Grabschrift auf den theuren Oheim Leo Jud. Das anschließende epische Bruchstück „De consulibus Tigurinis" („Von den Zürcher Bürgermeistern") ist nur bis zum Ende des ersten Buches gediehen; es behandelt die Geschichte Rudolf Brun's bis zum Treffen bei Tätwil (1351) in etwas mehr als dreihundert Hexametern. Eine Fortsetzung mag geplant gewesen sein, ist aber wohl nie zur Ausführung gekommen. Die letzte Stelle in dem Bändchen nimmt die Elegie von Wilhelm Tell („De Wilhelmo Thellio elegia") ein. Nach einem ihr vorausgeschickten Vorwort in Form eines Schreibens an Pellican, vom 1. März 1556, hatte Fabricius schon mehrere Jahre vorher (wahrscheinlich 1548) das Gedicht dem verehrten Mann, als dieser die Heilquellen in Baden aufsuchte, als ein kleines Badegeschenk, wie sie damals allgemein üblich waren, gewidmet, und gab jetzt diese Jugendarbeit, obschon sie ihn nicht mehr befriedigte, mit seinen andern Dichtungen zum Druck, um Andere zur Behandlung des gleichen Gegenstandes anzuspornen. Das aus 67 Distichen bestehende Gedicht, wohl im Anschluß an

[1]) Einige dieser Gedichte sind zusammen mit der prosaischen und der poetischen Autobiographie des Fabricius von Theodor Vulpius in Uebersetzung herausgegeben worden in Heft XVIII der Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen (Straßburg 1894).

Digitized by Google

das alte Tellenlied bearbeitet, gibt noch nicht die Ueberlieferung von der Tödtung Geßler's durch Tell wieder. Es scheint mit Beifall aufgenommen worden zu sein, da in Bern vor der Veröffentlichung durch den Autor selbst ein Druck erschienen ist.

Unter diese Sammlung der eigenen Dichtungen hat Fabricius an vorletzter Stelle auch das umfangreiche Gedicht (269 Distichen) aufgenommen, in welchem Johannes Altus die Hochzeit des Freundes mit Katharina Stutz verherrlicht hatte. Er that dies, wie er in einem Schreiben an die Brüder des Verstorbenen vom 1. März 1556 auseinandersetzt, obwohl er wußte, daß Jener Verbesserungen daran hätte anbringen wollen, in der Absicht, dem früh verlorenen Freunde wie der ersten Gattin ein Andenken bei der Nachwelt zu sichern, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese Probe von der poetischen Begabung des Johannes Altus bei längerem Leben zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte.

* * *

Im Jahr 1557 erging an Fabricius der ehrenvolle Ruf, an die Spitze der bündnerischen reformierten Kirche zu treten. Johannes Comander, der als Prediger an der Martinskirche zu Chur fast ein Vierteljahrhundert für die Reformation gewirkt hatte, war mehr als siebzig Jahre alt gestorben, und es handelte sich darum, einen tüchtigen Nachfolger zu gewinnen, was keineswegs leicht war. Denn es paßte, wie später beim Tode des Fabricius Altlandammann Joachim Bäldi von Glarus in einem Brief an Bullinger treffend auseinandersetzte, nicht Jeder auf diesen Posten, mochte er noch so gelehrt sein; sondern die Stelle erforderte wegen der religiösen und politischen Spaltung im Lande einen Mann, der auch in den Welthändeln sich leicht zurechtzufinden wußte und nach Bäldi's Ausdruck „uff alle sättel und pferd" sich verstand.

Digitized by Google

Auffällig erscheint es unter diesen Umständen, daß nicht Comander's nächster Amtsbruder, Philipp Gallicius, 1504 geboren und seit 1551 Prediger an der Regulakirche in Chur, der als ein geborner Bündner mit allen Verhältnissen auf's Beste vertraut war, an die als erste im Lande geltende Pfarrstelle berufen wurde, sondern der Churer Rath sich an die Zürcher wandte mit dem Ansuchen, ihnen einen tüchtigen Mann zu überlassen. Die Gründe, weßhalb Gallicius trotz der großen Verdienste, die er sich um die Reformation, besonders im Engadin, erworben hatte, bei diesem Anlaß übergangen wurde, sind uns nicht bekannt; wir können sie nur ahnen. Jedenfalls geschah es nicht ohne Absicht und nicht mit seinem Willen; vielmehr deuten Aeußerungen in den Briefen aus dieser Zeit darauf hin, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimaß, und zwar, wie es scheint, mit Recht. Der Zürcher Reformator kannte den mit ihm fast im gleichen Alter stehenden Bündner zwar nicht persönlich, jedoch aus etwa zwanzigjährigem Briefwechsel, und wenn er auch seine Verdienste willig anerkannte und die Schwierigkeiten nicht unterschätzte, mit denen jener zu kämpfen hatte, war ihm doch so manches bekannt, was ihm Gallicius nicht als den charakterfesten Mann erscheinen ließ, der für den verantwortungsreichen Posten gefordert werden mußte.

Auch für den Rath von Zürich war es keine leichte Aufgabe, den Mann zu finden, der mit guter Zuversicht den Churern empfohlen werden durfte. Daß die Verhältnisse in Bünden weit weniger einfach lagen als in ihrem eigenen Gebiet, war den Rathsherren nicht verborgen; denn Manche unter ihnen hatten schon Gelegenheit gehabt, einen Einblick in das dortige Parteigetriebe zu gewinnen, wenn sie in's Land gekommen waren, um in Zwistigkeiten oder Unruhen zu vermitteln. Sie wußten daher recht wohl, daß es galt, eine Persönlichkeit zu finden, die mit großer Einsicht und Thatkraft ein vorsichtiges, nicht durch

Digitized by Google

Schroffheit verletzendes Auftreten verband. Wenn trotzdem die Wahl des Rathes auf den erst im dreißigsten Jahre stehenden Zuchtmeister am Fraumünster fiel, so ist dieß das beste Zeugniß für die große Anerkennung, die Fabricius für sein bisheriges Wirken in Kirche und Schule von der Behörde gezollt wurde, und ebenso für die günstige Meinung, die Bullinger von dem Neffen seines verstorbenen Freundes hegte. Denn unzweifelhaft war sein Rath für die Wahl bestimmend gewesen. Bei seiner Entscheidung ließ sich der Reformator aber nicht blindlings von seiner Vorliebe leiten, sondern hatte sicher reiflich erwogen, ob der bis dahin fast nur den gelehrten Studien ergebene, dem Getriebe der Welt fernstehende junge Freund sich werde behaupten können in einer Stellung, deren Schwierigkeiten er selbst in Folge langjähriger Verbindung mit den bündnerischen Reformatoren wohl zu beurtheilen wußte. Das feste Vertrauen auf den lauteren, frommen Charakter seines Schützlings mag für Bullinger den Ausschlag gegeben haben; zugleich aber hegte er offenbar die Zuversicht, daß jener die mangelnde Weltkenntniß sich rasch aneignen werde, und wie die Folge zeigte, hatte er sich hierin nicht getäuscht.

Ende Februar 1557 kam Fabricius, von einem zürcherischen „Ueberreiter" geleitet, nach Chur, um die Probepredigt zu halten. Gallicius bemerkte über sie in einem Brief an Bullinger, er habe aus ihr ersehen, daß der Bewerber für das Predigtamt außerordentlich befähigt sei, und ähnlich lautete offenbar das allgemeine Urtheil. Fabricius kehrte nach Zürich zurück mit einem Schreiben des Rathes, das außer der Bitte um seine Ueberlassung auch die Anstellungsbedingungen enthalten haben mag, und wurde jetzt den Churern zunächst auf drei Jahre zugesagt. Sein Vetter berichtet darüber: „Er nam disen eerlichen bruff mit fröuden an; doch begärt er an unser gnädige herren, daß man im brief und sigel gäben wölte, daß er sinen regressum

Digitized by Google

wider zu inen haben sölte und möchte; auch daß man inn des diensts, der ghorsamme und arbeit hernach wölte lassen genießen und siner kinden in gnaden indänk sin. Dise brief wardend im bester form."

In der zweiten Woche April erfolgte die Uebersiedlung. Damals und noch lange nachher benützte man für die Reise nach dem Bündnerland von Zürich aus bis Walenstadt allgemein die Wasserstraße. Allwöchentlich fuhren an bestimmten Tagen die Schiffe, auf welche die Bündner Kornhändler das auf dem Markt in Zürich gekaufte Getreide verladen hatten, den See aufwärts und durch die Limmat (und Maag) dem Walensee zu, und auch die Reisenden pflegten diese Kornschiffe zu benützen. Erst in Walenstadt, wo sich eine große Sust befand, wurden die Waaren ausgeladen und von da auf Wagen weiter geführt, während die Reisenden, wenn ihre Mittel es erlaubten, Pferde oder Wagen bestiegen, andernfalls zu Fuß weiter zogen. Fabricius hatte mit seiner Familie bis Walenstadt eine günstige Fahrt; er schreibt, sie seien über den See förmlich dahin geflogen. Ein vom Churer Rath entgegen geschickter Reisewagen erwartete den neuen Pfarrherrn, und auch Frachtgelegenheit für den Hausrath war vorgesehen. Die Kosten aber durfte nachträglich, was ihn offenbar keineswegs angenehm berührte, der Einziehende selbst bestreiten. Die Ankunft in Chur mag um den 9. April erfolgt sein. Von dem Empfang, der Fabricius zu Theil wurde, wird in seinen Briefen leider nichts berichtet. Dagegen ist anderwärts [1]) überliefert, eine Abordnung, die aus den angesehensten Angehörigen seiner Kirchgemeinde bestand, sei ihm mehrere Meilen weit bis nach Sargans entgegen gezogen, und die ganze Bevölkerung habe ihn mit lautem Jubel aufgenommen.

[1]) A. Porta, Historia reformationis ecclesiarum Ræticarum I, 2. S. 279.

Digitized by Google

Sozusagen mit der Ankunft des Fabricius in Chur beginnt ein Briefwechsel zwischen ihm und Bullinger, der durch mehr als neun Jahre von beiden Seiten mit solchem Eifer unterhalten wurde, daß die noch erhaltenen Briefe Bullinger's zu einem Band von mehr als sechshundert Seiten vereinigt werden konnten und die in vielen Bänden verstreuten Briefe seines Schülers zusammen einen Band von ähnlichem Umfang füllen würden. In dieser Correspondenz können wir nicht nur Schritt für Schritt verfolgen, wie Fabricius sich mit großer Energie in die ungewohnte Thätigkeit einlebte und darauf unter schwierigen Verhältnissen den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden wußte, freilich stets berathen und aufgerichtet durch den treuen Freund, sondern es tritt uns daraus auch ein durch keinen Mißton getrübtes, inniges Verhältniß zwischen dem Meister und seinem Schüler entgegen, wie es zwischen Vater und Sohn nicht schöner bestehen kann. Schon rein äußerlich ist der Umfang der Correspondenz ein sprechendes Zeugniß dafür, wie nahe die beiden Männer einander gestanden haben müssen. Ein so unermüdlicher Briefschreiber Bullinger auch war, zu einem so regen Verkehr hätte ihn die bloße Rücksicht auf die besondere Bedeutung, die er dem engen Anschluß der bündnerischen reformierten Kirche an die zürcherische beimaß, doch kaum bestimmen können; es muß vielmehr persönliche Zuneigung ihn dazu veranlaßt haben.

Die vielseitige Thätigkeit des Fabricius in Chur und sein Verhältniß zu Bullinger an Hand dieses Briefwechsels im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht möglich; wir können nur den Versuch machen, das Wichtigste herauszuheben, um wenigstens andeutungsweise ein Bild davon zu geben.

Schon von Walenstadt aus hatte Fabricius seinem Schwiegervater Bericht von der bis dahin glücklichen Reise gesandt, und Collin hatte am 9. April mit einem poetischen Gruß erwidert, worin er, wie Bullinger in einem Briefe vom gleichen

Digitized by Google

Tag, seiner Freude darüber Ausdruck lieh und glückliche Ankunft in Chur wünschte. Darauf mag Fabricius den Angehörigen in den ersten Wochen über die weitere Reise und den Empfang in Chur Mittheilung gemacht haben; doch ist uns davon nichts bekannt, da die Familienbriefe verloren gegangen sind. An Bullinger zu schreiben, fand er erst am 19. April die nöthige Muße, und dieser Brief blieb erst noch eine Woche liegen, ehe er, um ein Postscriptum erweitert, befördert werden konnte, offenbar, weil sich der Feiertage wegen kein Bote fand. Fabricius war nämlich gerade auf die Osterzeit in das neue Amt eingetreten und hatte so gleich Gelegenheit, den Umfang der übernommenen Aufgabe kennen zu lernen. Die große Zahl der Predigten fiel ihm sehr schwer; er klagte, erst jetzt erkenne er, welch' gewaltige Last ihm aufgelegt sei; kaum bleibe ihm Zeit, sich zu sammeln und aufzuatmen. Wäre nicht in der ganz unerwarteten Berufung so sichtlich Gottes Fügung zu gewahren, so müßte er fürchten, von innerer Unruhe aufgerieben zu werden. Was ihn so bedrückte, war aber keineswegs nur die Arbeitslast, auch nicht der Umstand, daß er das Leben in Chur sehr theuer fand, — es koste Alles doppelt so viel wie in Zürich, schreibt er, — sondern ihn beunruhigte vor Allem die Sorge, wie wohl das Verhältniß zu seinem Amtsbruder sich gestalten und ob er im Stande sein werde, in der bündnerischen reformierten Kirche, an deren Spitze er jetzt stehen sollte, bessere Zustände zu schaffen. Denn in der kurzen Zeit seit der Uebersiedlung nach Chur hatte er schon mancherlei erlebt und noch mehr vernommen, was geeignet war, seine frohe Zuversicht herabzustimmen. Daß Gallicius in Folge der erfahrenen Zurücksetzung den ihm vorgezogenen, noch dazu weit jüngeren neuen Prediger mit kühler Reserve aufnahm, hatte dieser wohl selbst kaum anders erwartet; doch mochte er gehofft haben, es werde bald gelingen, ein freundschaftliches Verhältniß herzustellen. Aber es hatte gar nicht

Digitized by Google

den Anschein, als ob das so leicht möglich sein werde; vielmehr sah Fabricius schon in den ersten Wochen sich genöthigt, seinem Collegen recht scharf entgegen zu treten, und was er sonst über diesen vernahm, mußte ihn mit banger Sorge für die Zukunft erfüllen.

Jener Johannes Pontisella, der Anfangs der Vierziger Jahre als Provisor am Großmünster und Pfarrer von Schwamendingen die gleiche Stelle wie später Fabricius bekleidet und dessen Uebersiedlung nach Chur dem Letztern Gelegenheit zu seinen ersten Versuchen im Predigen geboten hatte, war jetzt in seiner Stellung als Rektor der Nikolaischule in Chur, d. h. des Gymnasiums des Gotteshausbundes, gefährdet und zwar hauptsächlich deßhalb, weil er sich mit Gallicius nicht recht zu vertragen wußte. Woraus die beidseitige Abneigung entstanden war, ist nicht bekannt; jedenfalls trugen Beide Schuld an den Mißhelligkeiten. Pontisella mag sich verletzt gefühlt haben, weil Gallicius, auch als er aus dem Engadin nach Chur übergesiedelt war, seine Söhne selbst unterrichtete, statt sie in die öffentliche Schule zu schicken. Umgekehrt aber trachtete dieser, der kurz vor Pontisella etwa ein Jahr lang an der gleichen Schule gelehrt hatte, offenbar danach, Einfluß auf sie zu gewinnen, und da er nicht wie sein Vorgänger Blasius zum Schulherrn ernannt worden war, wußte er es dahin zu bringen, daß die Wahl eines besondern Schulinspektors beschlossen und er selbst hiefür in Aussicht genommen wurde. Dagegen aber sträubte sich Pontisella, wollte ihn nicht zum Vorgesetzten haben und hatte durch allerlei ungeschickte Reden es schließlich so weit gebracht, daß ihm schon auf den Herbst 1556 die Stelle gekündigt worden war. Gleichwohl war die Angelegenheit noch nicht erledigt, sollte aber jetzt entschieden werden.

Nun war es sehr natürlich, daß Fabricius in Chur vor Allem zu Pontisella sich hingezogen fühlte; denn dieser war

Digitized by Google

gleich ihm ein Zögling der Zürcher Schule, hatte zürcherische Stipendien genossen, war in den Dienst der dortigen Kirche getreten und dann von der Behörde auf das Gesuch der Schulherren in Chur den Bündnern als Rektor ihrer Lateinschule überlassen worden. Er konnte also dem neuen Pfarrherrn so recht als ein Schicksalsgenosse gelten, und es war fast selbstverständlich, daß dieser gerade bei ihm Rath und Belehrung über die neuen Verhältnisse suchte. Für die Beziehungen zu Gallicius aber war das nicht sehr förderlich. Schon daß Fabricius, als gegen Ende des Monats Pontisella's Sache vom Churer Rath behandelt wurde, sich des Freundes energisch annahm und dabei dem Amtsbruder kräftig entgegentrat, mußte diesen erbittern. Da Gallicius aber gleichwohl Verweisung der Angelegenheit an die erst nach Pfingsten zusammentretenden Commissarien des Gotteshausbundes durchsetzte, während Fabricius beantragt hatte, der Rath solle sich sofort schriftlich bei ihnen für Pontisella verwenden, konnte er glauben, seinen Zweck doch erreicht zu haben; wenigstens fürchtete Fabricius, Pontisella werde „armut halb" sich nicht mehr so lange halten können, und bat deßhalb Bullinger dringend, zu seinen Gunsten an den Bürgermeister Ambrosius Marti zu schreiben; wolle dieser „sich dahinder legen", so glaube er, „Philipus müste abstan".

Schlimmer aber als diese Differenz in einer Sache, über die ja Fabricius in guten Treuen anderer Meinung sein konnte, war der Umstand, daß er, offenbar aus Pontisella's Mittheilungen, von dem Kollegen eine äußerst ungünstige Meinung gewonnen hatte. Wenn schon er keinen Namen nennt, kann doch nur Gallicius gemeint sein, wenn er schreibt, es bedrücke ihn, daß er es mit einem hinterlistigen Menschen zu thun habe: „Wollte ich Dir seine Umtriebe schildern, das Papier ginge mir aus." Und nur auf Jenen kann es gehen, wenn Fabricius, auf die kirchlichen Zustände übergehend, bemerkt: Genaueres

Digitized by Google

könne er noch nicht berichten; jedenfalls seien viele Gemeinden ohne Pfarrer. Aber es hänge Alles ab vom Gutdünken eines Einzigen, und der sei, so viel er merke, den Zürchern nicht hold. „Er wurdi ee kämifäger anstellen.“ Wollte er sich nicht Mäßigung auferlegen, so wäre über die unwürdigen Zustände gar Viel zu schreiben ꝛc.

Wie sollte bei solchen Aussichten Fabricius frohen Muthes der Zukunft entgegensehen? Das daraus entspringende Gefühl der Unsicherheit mußte aber noch erhöht werden durch den inzwischen gewonnenen Einblick in die sonstigen Verhältnisse, deren gänzliche Verschiedenheit von allem bisher Gewohnten ihm erst in diesen Wochen so recht zum Bewußtsein gekommen sein mag. Denn nicht nur die staatlichen Zustände Graubündens, diese bis zum Uebermaß ausgebildete Demokratie, mußten ihn, mit der aristokratischen Regierungsart von Zürich verglichen, höchst fremdartig anmuthen, sondern es waren da auch noch andere, ganz ungewohnte Verhältnisse, in denen sich zurechtzufinden er erst lernen sollte. Es galt, sich klar zu werden, welche Stellung er dem Bischof und seinen Domherren gegenüber einzunehmen und ebenso, wie er sich dem französischen Gesandten gegenüber zu verhalten habe. Von Ersterem zwar glaubte Fabricius sich Gutes versprechen zu dürfen, da zuverlässige Leute versicherten, er habe früher Bullinger's erklärende Schriften eifrig gelesen; auch war ein Canonicus dem neuen Pfarrherrn unerwartet freundlich entgegengekommen, und der Bischof selbst, mit dem Fabricius, ehe er seinem Briefe die Nachschrift beifügte, zusammengetroffen war, hatte sich ebenfalls sehr freundlich zu ihm gestellt und sich zu allem Guten erboten. Vom französischen Gesandten sodann war Fabricius schon mehrmals mit Einladungen beehrt worden; doch war er entschlossen, zunächst sowohl ihm wie dem Bischof gegenüber sich zurückhaltend zu zeigen, bis er einen besseren Einblick in alle Verhältnisse gewonnen habe.

Digitized by Google

Bullinger, der mit Spannung den ersten Berichten des jungen Freundes entgegengesehen haben mag, ließ es nicht an ermuthigendem Zuspruch fehlen, so daß Fabricius in seinem nächsten Briefe (vom 17. Mai) ihm seinen Dank aussprach dafür, daß er so häufig schreibe und ihn hierin ganz gleich einem Sohne halte; noch kein Bote sei von Zürich ohne einen Brief gekommen (uns freilich sind gerade diese ersten Schreiben nicht alle erhalten). Die Belehrung und Aufrichtung, die er daraus schöpfen könne, thue ihm sehr Noth; denn bis dahin habe er wohl längere Zeit sich auf dem Felde der Musen eifrig getummelt und vielleicht sich einige Gelehrsamkeit angeeignet, dagegen keine oder nur geringe Lebenserfahrung. Von Natur der Einsamkeit zugethan, die ja auch von den Musen bevorzugt werde, habe er am liebsten sie aufgesucht; jetzt aber dürfe er nicht mehr der stillen Naturbetrachtung sich hingeben, sondern müsse sich den Menschen, den seiner Obhut anvertrauten Christen widmen und könne gar nicht sagen, wie sehr ihm da der väterliche Rath und Zuspruch zu Gute komme. Was Bullinger von der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit des französischen Gesandten, Matthias Coignet, ihm geschrieben, sei ihm sehr lieb zu vernehmen; wenn Jener nur die Geschäfte seines Königs führen könne, ohne daß die Sache der Kirche dadurch Schaden nehme. Im Uebrigen habe er selbst inzwischen dem Gesandten erklärt, daß er mit seinem Amtsgenossen darnach trachten werde, dem Bündnervolke seine Freiheit ungeschmälert zu erhalten. Und auf den Einwand des Gesandten, daß man doch sein Wort selbst einem Feinde halten müsse, habe er entgegnet: in Kriegsgeschäfte mische er sich nicht; jedoch als Diener des göttlichen Wortes werde er, so viel an ihm liege, Alles aufwenden, um die Bürger vom Solddienst abzubringen, und diesen Vorsatz habe der Gesandte selbst nicht mißbilligen können, dem er im Uebrigen sich zu allen Diensten erboten habe, die einem rechten Mann und Christen

Digitized by Google

anstünden. Ueber die herrschende Stimmung im Land berichtet Fabricius, es bestehe im Obern Bund, wie es heiße, in Folge der Umtriebe kaiserlicher Gesandter, die sich in den letzten Wochen im Lande aufgehalten hätten, Neigung, das französische Bündniß zu kündigen. Er selbst aber hatte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Chur schon die Ueberzeugung gewonnen, daß kaum daran zu denken sei, daß das Bündnervolk je von der Hinneigung zu dem fremden Kriegsdienst abgebracht werden könnte; denn da jede Gemeinde ihr eigener Herr sei, bestehe weit größere Gefahr zwiespältigen Handelns als in einem Lande, wo eine Oberbehörde über Wohl und Wehe der Unterthanen zu entscheiden habe, und gesetzt auch, daß man heute das Bündniß mit Frankreich aufgeben wollte, so würde man vielleicht bei erster Gelegenheit sich selbst darum bewerben oder gar ein Bündniß mit dem Kaiser eingehen, was noch schlimmer wäre und einen Bürgerkrieg erzeugen könnte.

Bullinger antwortete auf den Brief schon nach wenigen Tagen (am 21. Mai) in durchaus zustimmendem Sinne. Selbstverständlich trete Fabricius, der aus der stillen Studierstube plötzlich mitten in's Weltgetriebe hineingestellt sei, manches Ungeahnte entgegen, und es gebe für ihn gar Viel zu lernen; doch solle er nur guten Muthes sein; mit Gottes Beistand werde es wohl gelingen, und ein Tag lehre den andern. Er solle stets an den Spruch denken: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben," und möge darnach trachten, die Reinheit des Glaubens und der Lehre zu erhalten. Die Freundschaft Friedrich's von Salis (dem Fabricius durch ihn empfohlen war) werde sich gewiß als nützlich erweisen, und auch zum französischen Gesandten könnten ohne Schaden für das Land gute Beziehungen unterhalten werden. Bullinger legte darauf deßhalb Gewicht, weil er hoffte, durch Coignet auf den französischen Hof im Interesse der Glaubensgenossen in Frankreich einwirken

Digitized by Google

zu können. Im Uebrigen billigte er durchaus das Verhalten des Fabricius in Hinsicht auf das französische Bündniß und die Ansicht, daß es einem Bündniß mit dem Kaiser doch noch weit vorzuziehen sei.

Allmählich gewöhnte sich Fabricius an die bündnerischen Verhältnisse und verlor jenes bange Gefühl, das in den ersten Wochen auf ihm gelastet hatte. Zwar kosteten ihn die häufigen Predigen noch immer viel Arbeit, und er klagte, daß er in Folge der Ueberlastung keine Lust zur Aufnahme der früheren Studien mehr fühle; jedoch hatte er die Befriedigung, seine Predigten eifrig besucht zu sehen, und durfte sich großen Entgegenkommens von Seiten der Bürgermeister und des Rathes wie der Bürgerschaft rühmen. Auch das Verhältniß zu Gallicius gestaltete sich leidlicher. Fabricius schreibt darüber zu Ende des Jahres, sie seien einander jetzt etwas näher gekommen; er gibt zu, in der ersten Zeit einen Fehler begangen zu haben, dadurch, daß er zu hitzig für Pontisella eintrat, weil er sah, daß mit Zurückhaltung nichts auszurichten sei; doch glaubt er immerhin, nicht anmaßend gewesen zu sein. Pontisella's Sache hatte inzwischen doch noch einen für diesen günstigen Ausgang genommen; er war wieder als Rektor bestätigt worden und bekleidete, ohne daß weiterhin etwas von Klagen und Zerwürfnissen verlautet, das Amt bis zu seinem Tod.

Im November des Jahres hatte ein Landgeistlicher um Rath gebeten, wie er es zu halten habe mit einem Knaben, der von einem Laien getauft war. Die beiden Pfarrer in Chur waren nicht der gleichen Ansicht; Fabricius wollte die Taufe, vorausgesetzt, daß sie in gehöriger Weise, d. h. im Namen des Vaters, Sohnes und h. Geistes vorgenommen sei, gelten lassen, den Laien aber, der sie vorgenommen, der Civilbehörde überweisen; denn seine Handlung sei keinesfalls zu billigen. Gallicius dagegen glaubte, das Kind müsse unter allen Umständen nochmals

Digitized by Google

getauft werden, damit nicht das Ansehen der Geistlichkeit Schaden leide; schließlich erklärte er sich jedoch einverstanden, Bullinger's Urtheil einzuholen. Dieser theilte die Auffassung des Fabricius. In seiner Antwort beklagte er sich, daß Gallicius ihm nicht mehr schreibe (vom 10. April bis 13. Dezember 1557 liegt kein Brief von ihm vor), worauf dieser erwiderte, da Bullinger seit Ankunft des Fabricius nie mehr an ihn geschrieben habe, sei er der Ansicht gewesen, seine Briefe seien nicht willkommen, und er habe, da ja doch der Amtsbruder regelmäßig berichte, nicht lästig fallen wollen. In der Tauffrage wagt er Bullinger's Ansicht nicht entgegen zu treten, rechtfertigt aber seinen Standpunkt durch den Hinweis auf den bisher in Bünden beobachteten Brauch, der seinen Grund darin habe, daß manche Gemeinden begonnen hatten, allgemein die Laientaufe zu üben und nun überhaupt keine Geistlichen mehr nöthig zu haben meinten.

Die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage hinderte jedoch nicht, daß zwischen den beiden Pfarrern im Uebrigen sich ein leidlich gutes Einvernehmen anbahnte, und zu Anfang des folgenden Jahres brachte gemeinsame Bemühung um die Sache der Reformation sie einander noch näher [1]). Der Abt von Pfäfers, dem vor der Reformation in Chur gewisse Zehnten zugestanden waren, hatte schon in den Vierziger Jahren Anstrengungen gemacht, sie wieder zu erlangen, jedoch vergeblich. Jetzt wurde die Angelegenheit neuerdings betrieben, und auf einem Tag, der am 10. Januar 1558 in Walenstadt von Boten der VII alten Orte und der III Bünde wegen anderer Anstände gehalten wurde, sollte auch die Beschwerde des Abtes behandelt werden. Die Beklagten waren aber nicht erschienen, sondern hatten verlangt, vor ihrem ordentlichen Richter, d. h. vor dem Gericht in Chur belangt zu werden. Deßhalb legten die Boten der VII Orte

[1]) Vgl. zum Folgenden Ferd. Meyer, Mißlungener Versuch ꝛc. im Schweizer. Museum 1838.

Digitized by Google

den Bündnerischen auf, dafür zu sorgen, daß die Zehntpflichtigen angehalten würden, den Zehnten zu entrichten oder das Recht in Walenstadt zu suchen. Bei diesem Anlaß hatte namentlich der zürcherische Abgeordnete, Rathsherr Sproß, eine recht kräftige Sprache geführt, was man in Chur gar nicht gern hörte, weil die Entscheidung des Streites ganz bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Schon ließen nämlich auch die Domherren öffentlich verlauten, wenn der Abt den Zehnten behaupte, so hätten sie eine Handhabe, mit Hülfe der Eidgenossen oder der katholischen Partei in Bünden, die ihnen vorenthaltenen Zehnten wieder an sich zu ziehen, wodurch das arg gesunkene Ansehen des Bisthums und sein Einfluß wieder sehr gehoben worden wäre zum Nachtheil der Reformation; außerdem war zu befürchten, daß eine solche gewaltsame Aenderung der Besitzverhältnisse, die sich seit der Reformation herausgebildet hatten, auch sonst gefährliche Erregung im Lande hervorrufen könnte.

Es ersuchte deßhalb der Churer Bürgermeister Tscharner Fabricius, er möge Bullinger genauer von der Sachlage unterrichten und ihn bitten, auch den Rath in Zürich darüber aufzuklären. Fabricius legte in seinem Schreiben außerdem dar, wie das beste Mittel, das Bisthum zu stürzen, in der Hinterhaltung der Einkünfte bestehe; sollten dagegen die Domherrenstellen wieder einträglicher werden, so würden wie vor Zeiten die adeligen Geschlechter darnach trachten, sie mit ihren Angehörigen zu besetzen, und würden deßhalb das Bisthum zu erhalten suchen. Andernfalls, wenn das Bisthum gestürzt werden könnte, sei freilich nur geringe Aussicht, für die Kirchen und Schulen viel zu retten; das Meiste würde unter die elf Gerichte des Gotteshausbundes vertheilt werden. Aber gleichwohl müsse man jetzt einzig darnach trachten, den Sturz herbeizuführen, und das Uebrige der Zukunft überlassen. Fabricius nahm damit ein Unternehmen, das schon einige Jahre vorher Galli-

Digitized by Google

cius durchzuführen gesucht hatte, wieder auf; er meinte, der Bischof selbst würde in einen Auskauf willigen, und ebenso würden die Domherren sich zufrieden geben, wenn man sie auf Lebenszeit im Genusse ihrer Pfründen ließe. Bullinger, der 1554 Gallicius seinen Rath für die geplante Reformation des Bisthums zugesagt hatte, hegte dieß Mal schwere Bedenken. Sowohl dem Abt von Pfäfers wie dem Bisthum gegenüber konnte man nämlich für ein Vorgehen in der beabsichtigten Weise sich einzig auf eine Bestimmung in den Ilanzer Artikeln berufen, wonach Niemand schuldig sein sollte, Zehnten zu entrichten, über die nicht Brief und Siegel vorgewiesen werden könne. Diese Bestimmung aber erschien dem Reformator und vielen andern Leuten unbillig; sie meinten, nicht derjenige, der einen Zins bezogen habe, müßte in einem solchen Fall sein Recht erweisen, sondern der Andere, der den Zins verweigern wolle, und dagegen helfe auch der Einwand, daß die Zinsen nicht richtig verwendet worden seien, nicht viel. So seien im zürcherischen Gebiet noch immer der Bischof und die Domherren von Konstanz im Genuß von Zehnten, die ihnen die Regierung nicht genommen habe; nur soweit, als sie selbst Herren seien und ihr Stift und Klostergut gehe, hätten sie reformiert, und auch die Unterthanen würden angehalten, den Aebten von Petershausen, Kreuzlingen, Fischingen, Rheinau, Wettingen, Muri, Einsiedeln und St. Gallen ihre Einkünfte zu entrichten. Deßhalb sei gar nicht zu erwarten, daß die Regierung ihre Hülfe und ihren Schutz Leuten angedeihen lassen werde, die ein gegentheiliges Vorgehen beabsichtigen. Als um diese Zeit Friedrich von Salis sich nach Zürich begab, besprach Bullinger, den Fabricius darum gebeten hatte, sich auch mit diesem eingehend, und sagte trotz der von ihm auseinandergesetzten Schwierigkeiten seine Hülfe für Ausarbeitung eines Reformationsplanes zu. Doch warnte er ausdrücklich davor, sich in irgend welche Gewaltthätigkeiten

Digitized by Google

einzulassen oder solchen beizustimmen, worauf Fabricius beschwichtigend erwiderte, er denke nicht an Gewalt, sondern sei gesonnen, auf gesetzlichem Wege vorzugehen. Der Streit mit dem Abt von Pfäfers wurde, wie auch Bullinger wiederholt gerathen hatte, nach einigen Monaten beigelegt durch gütliches Uebereinkommen, wonach sich der Abt mit einer mäßigen Loskaufssumme abfinden ließ. Den Plan einer Säcularisation des Bisthums aber, den dieser Streit angeregt hatte, mußten die Churer Pfarrherren, da sie nirgends rechte Unterstützung fanden, fallen lassen, um ihn bei günstigerer Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Um so mehr wandte Fabricius jetzt seine Aufmerksamkeit den kirchlichen Angelegenheiten zu, in denen ihm vermöge seiner Stellung die Führung zukam und die ihm viel Sorge und Mühe verursachten. Nicht nur daß die laue Haltung einflußreicher Männer der Sache der Reformation großen Abbruch that, so in Chur selbst die Heirath einer Tochter des Bürgermeisters Ambrosius Marti mit dem Bruder des Dompropstes, einem Herrn von Salis, bei welchem Anlaß sich Fabricius auch über den zweiten Bürgermeister Tscharner weniger günstig als sonst äußert, sondern es herrschten fast im ganzen Lande Zustände, die einer Besserung dringend bedurften. Wohl war (wenigstens im Gotteshausbunde) die Mehrheit der Gemeinden der Reformation zugethan; aber kaum die Hälfte war mit Pfarrern versehen, und unter diesen gab es noch manche, die „verloffene", von der Synode längst excommunicierte Prediger angestellt hatten, weil diese sich um geringes Geld dingen ließen. Zwar bestand ein Verbot der drei Bünde, keinen Geistlichen anzustellen, der nicht von der Synode oder wenigstens von den Churer Pfarrern examiniert und admittiert war; aber das Verbot wurde nicht beachtet: „Denn wer will die straffen, die selbs herren sind und syn wöllend". Es stand so schlimm, daß

Digitized by Google

Fabricius erklärt, man könne einem redlichen Mann nicht einmal rathen, sich nach Bünden zu begeben und da eine Pfarrstelle anzunehmen, noch auch seine Kinder zum Kirchendienst heranzuziehen; denn selbst, wenn man noch Pfarrer hätte, so würde es am Gelde fehlen, um sie zu besolden. Es komme vor, daß vier Pfarreien in einem Thal kaum ein Einkommen von 70—90 Gulden aufbrächten; nehme dann einer eine solche Stelle an, so habe er den einen Sonntag da, den andern dort zu predigen, und die Besoldung müsse er selbst bei den Bauern einziehen, die ihm statt des Geldes meist nur Naturalien gäben. Dazu werde keiner für länger als ein Jahr angestellt; melde sich inzwischen ein anderer, der mit fünf Gulden weniger vorlieb nehme, so wähle man den. In einer Gemeinde im Bergell müsse man sogar jedes Mal erst das französische Jahrgeld abwarten, um den Pfarrer bezahlen zu können. Komme ferner einmal zur Seltenheit ein Prediger an einen Ort, wo man keinen eigenen habe, so höre man ihn an und lache, und wenn acht Tage später ein Priester sich einfinde, so mache man es dem ebenso. Eine weitere Schwierigkeit bestand sodann in der doppelten Landessprache; da sollte oft der Gleiche an einem Sonntag in der einen Gemeinde deutsch und am folgenden in einer andern romanisch predigen. Aber gerade an solchen Geistlichen, die des Romanischen kundig waren, bestand arger Mangel, und die Italiener, die in großer Zahl aus Italien nach den bündnerischen Unterthanenlanden flüchteten, konnten auch nicht herangezogen werden, weil sie von den Romanen nicht recht verstanden wurden und des Deutschen unkundig waren. Das einzige Mittel, diesen Mißständen abzuhelfen, wäre nach der Ansicht des Fabricius gewesen, „so gott sovyl gnaad gäbe, das man möchte uß dem gestifft, id est episcopatu, den kilchen zu hilff kommen; wenn man aber anhebt ze reden, wie man's nützlich möchte anwenden, so ist niemand daheym".

Digitized by Google

Wie sehr solche Uebelstände Fabricius bedrücken und mit quälenden Sorgen erfüllen mußten, ist leicht zu ermessen; er schließt einen längern Brief, in dem diese Verhältnisse auseinandergesetzt sind, mit der Erklärung, ihm bleibe nichts übrig, als möglichst getreu seine Pflicht zu erfüllen und das Uebrige dem Herrn anheimzustellen. Bullinger konnte ihm darin nur beistimmen und sein Bedauern aussprechen, daß bei Einführung der Reformation an so vielen Orten die Kirchengüter ganz der Habgier zur Beute überlassen worden seien. Wo es möglich war, stand er seinem Schüler auch nach Kräften bei und verhalf wiederholt den Bündnern zu tüchtigen Pfarrern für erledigte Stellen, so namentlich wiederholt für Davos; andere Male aber erwiesen auch Leute, die er den Churern zusandte, sich weniger geeignet. Dazu hatte Fabricius in solchen Fällen immer noch mit dem geheimen Widerstand seines Collegen zu rechnen, der sich schon verletzt fühlte, wenn Bullinger in solchen Angelegenheiten seine Briefe an Fabricius allein richtete, und noch immer den Predigern, die von auswärts kamen, wenig günstig gesinnt war.

Sodann gaben auch die Verhältnisse im Veltlin mancherlei Anlaß zu Sorgen. Zwar hatte ein Bundstag in Davos Ende Oktober 1557 freie Religionsübung in den Unterthanenlanden zugesichert, und ein Jahr später bestimmte ein anderer Bundstag, daß die dortigen Geistlichen eine Besoldung von 40 Goldkronen (d. h. 64 Gulden) erhalten sollten. Aber so günstig diese Beschlüsse der Ausbreitung der neuen Lehre waren, die Führer der Reformation in jenen Landesteilen wollten sich damit noch nicht begnügen, sondern meinten, schon auf Abschaffung der Messe dringen zu sollen, obwohl noch bei weitem nicht die Mehrheit der Bevölkerung ihnen anhing, und die reformierten Gemeinden großentheils noch nicht einmal im Stand waren, ihre Geistlichen aus eigenen Mitteln zu besolden, sondern Pri-

Digitized by Google

vate sie unterhalten mußten. Dabei waren auch die Altgläubigen, dieser Förderung der Reformation gegenüber keineswegs unthätig, sondern machten den Versuch, in Ponte eine Jesuitenschule aufzurichten. Ein reicher Veltliner, der Ritter Antonio Quadrio, Leibarzt Ferdinand's I., hatte das Geld dazu gegeben. Als Bullinger davon hörte, warnte er die Churer eindringlich, sandte auch eine Schrift, woraus sie über den Jesuitenorden sich genauer informieren sollten, um der Absicht mit größerem Erfolg entgegentreten zu können. Trotz der Befürwortung durch mächtige Herren wurde 1560 durch wiederholte Beschlüsse des Bundstages die Schule aufgehoben und der Orden des Landes verwiesen. Eine andere Gefahr drohte der Reformation im Veltlin 1561, als ein päpstlicher und ein kaiserlicher Gesandter Beschwerde erhoben wegen Duldung der italienischen Religionsflüchtlinge in jenen Gebieten, sowie wegen der Beschlüsse und Maaßregeln, die zu Gunsten der Reformation getroffen worden waren. Fabricius wandte alles auf, um ihre Bemühungen durch die Einwirkung der reformierten Orte und Frankreichs zu vereiteln, worin er von Bullinger unterstützt wurde; außerdem vertheidigte er auch selbst, von der Synode und vier andern Predigern abgeordnet an den Bundstag, der im Oktober 1561 über die Begehren der Gesandten zu entscheiden hatte, die vom päpstlichen Gesandten als häretisch bezeichnete Lehre der bündnerischen reformierten Kirche in zwei Predigten, die er nachträglich zu einem Büchlein vereinigte und unter dem Titel „Der Christen Gloub" herausgab. Größere Schwierigkeit noch machte es, auch im Obern Bund die Gegenreformation erfolgreich zurückzuweisen. Eine Engelerscheinung, die 1559 ein Bauer Namens Wantzut in Panix wiederholt gesehen haben wollte, wurde mit Erfolg gegen die Neugläubigen ausgebeutet, und wenn schon der Bundstag Anfangs den auch von den Innern Orten unterstützten Bemühungen, den Reformator des Misox,

Digitized by Google

Johannes Beccaria und seinen Genossen Viscardi zu vertreiben, sich widersetzte, so mußte doch Beccaria schließlich den Anfeindungen weichen.

Zu mancherlei langwierigen und ärgerlichen Auseinandersetzungen gab ferner die kirchliche Lehre mehrmals Anlaß. Nicht nur über die Taufe holte Fabricius Bullinger's Meinung ein, auch für die Ehegesetzgebung und verbotene Verwandschaftsgrade galt es, Normen aufzustellen nach dem Muster der zürcherischen vor allem aber kam es wiederholt vor, daß da und dort Prediger sich nicht an die Bekenntnißschriften der bündnerischen und zürcherischen Kirche halten wollten, sondern in ihrer Lehre mehr oder weniger zu den verabscheuten Ansichten der Anabaptisten und Antitrinitarier hinneigten. So mußte Fabricius zu Anfang des Jahres 1560 vor dem Churer Rath mit einem Anabaptisten disputieren; ganz besonders aber wurden diese Lehren von manchen der italienischen Religionsflüchtlinge in den Unterthanenlanden vertreten, und die Synode hatte sich wiederholt mit Leuten dieser Art zu befassen. Wegen Zwistigkeiten in der Gemeinde von Chiavenna, die sich aus solchem Anlaß erhoben hatten, wurde 1561 von der Synode eine Confession aufgestellt, an welche alle sich halten sollten; doch kam der Streit deßhalb nicht zur Ruhe, vielmehr erregte noch lange ein gewisser Leo das größte Aergerniß. Sogar Vergerio, der auch nach seiner Uebersiedlung nach Württemberg fast alljährlich Bünden und besonders die italienischen Gebiete aufsuchte, gab Anstoß dadurch, daß er Schriften verbreitete, die nicht im Einklang standen mit der von ihm selbst früher in diesen Gegenden verkündeten zürcherischen Lehre, sondern sich der lutherischen Auffassung näherten. Später (1566) nahm auch die bündnerische Kirche die helvetische Confession an.

Zu all' der Arbeit, welche die Aufrechthaltung der reinen Lehre Fabricius machte, kam dann gelegentlich noch eine Auf-

Digitized by Google

forderung an Orten, die bis dahin der alten Kirche treu geblieben waren, die reformierte Lehre zu predigen. Schon Ende 1557 hatte Fabricius eine Aufforderung dieser Art von einer großen Gemeinde im Prättigau erhalten, und man knüpfte daran die Hoffnung, daß mit diesem Ort das ganze Thal sich der Reformation zuwenden werde. Bullinger schrieb ihm damals: „Wenn Du an einen Ort gerufen wirst, um dort dem Volk die noch fremde evangelische Lehre zu verkünden, so bitte Gott um seinen Beistand; im Uebrigen sei gläubig und voll Inbrunst. Betone das, was vor Allem zum Heile nothwendig ist; predige Christus und wehre den Antichrist ab, nicht durch Schmähungen, sondern durch Gründe und durch die Schrift. Alles kleinliche und rechthaberische Wesen aber lasse bei Seite." Wenn schon bei dieser Nachricht an Schiers zu denken ist, so gingen die Hoffnungen, die man gehegt hatte, sehr langsam in Erfüllung; denn erst 1563 konnte Fabricius dem Freunde berichten, daß dort in der Abstimmung endlich die Anhänger der Reformation gesiegt hätten.

Den Gedanken, der Reformation aufzuhelfen durch Beseitigung des Bisthums, um dessen Mittel möglichst der Hebung der kirchlichen Zustände dienstbar zu machen, gaben Fabricius und sein College trotz des Mißlingens ihrer Anstrengungen im Jahre 1558 nicht auf. Schon zwei Jahre später bot sich wieder eine Gelegenheit, den Versuch zu erneuern, da der Bischof durch sein Verhalten großen Unwillen gegen sich erregt hatte.[1]) Es wurden den Gemeinden Anträge unterbreitet, die nicht nur darauf abzielten, durch Wiederherstellung der Ilanzer Artikel von 1526 und der Bestimmungen, die 1541 bei der Bischofswahl aufgestellt worden waren, die seither mißbräuchlich wieder angemaaßten landesherrlichen Rechte dem Bischof neuerdings zu entziehen und ihn zur Rechnungsablage vor dem Gotteshausbunde zu verpflichten,

[1]) Vgl. Ferd. Meyer, a. a. O.

Digitized by Google

sondern er sollte danach auch die Verfügung über den Theil der Einkünfte des Bisthums, der zu ziemlichem Unterhalt seiner Person und seines Hofes nicht erforderlich war, verlieren zu Gunsten der Gemeinden des Gotteshausbundes. Die Geistlichen förderten diese Bestrebungen nach Kräften, in der Hoffnung, es könnte dießmal gelingen, die völlige Säcularisation des Bisthums zu erreichen. Aber wieder zeigte sich, daß sie sich auf Niemand verlassen konnten. Die Gegenpartei wandte all' ihren Einfluß auf, und wenn sie auch nicht verhindern konnte, daß die älteren Bestimmungen in der Hauptsache erneuert wurden, erreichte sie doch soviel, daß Alles, was darüber hinausging, abgelehnt ward und dem Bischof sogar die weltliche Gerichtsbarkeit blieb, die ihm schon 1526 abgesprochen worden war, die er aber seither wieder an sich gebracht hatte. Vergeblich hatte Fabricius ein auch von Bullinger gebilligtes Gutachten ausgearbeitet über die Frage, ob ein christliches Volk einem Bischof die weltliche Macht entziehen dürfe; wir wissen nicht, ob die Schrift, wie er beabsichtigte, gedruckt und verbreitet worden ist; jedenfalls that sie ihre Wirkung nicht. Trotz des abermaligen Mißerfolges ließ aber Fabricius die Hoffnung noch immer nicht fahren. Er kam nach einiger Zeit wieder in ein ganz leidliches Verhältniß zum Bischof und glaubte, durch dessen Gebahren getäuscht, er werde selbst sich für diese Pläne gewinnen lassen; sogar Bullinger neigte zu dieser Ansicht hin. Als dann freilich beim Tode des Bischofs 1565 seine Briefschaften Fabricius in die Hände kamen, erkannte er, daß er sich gründlich geirrt hatte. Nochmals schien der entstehende Streit um die Wahl des Nachfolgers eine günstige Gelegenheit zur Aufhebung des Bisthums zu bieten; aber es war zu spät; nicht einmal die Churer ließen sich mehr für den Plan gewinnen, ganz abgesehen davon, daß an weitere Ausbreitung der Reformation auf solche Weise um

Digitized by Google

diese Zeit gar nicht mehr zu denken war, vielmehr es jetzt galt, das Errungene der Gegenreformation gegenüber zu wahren.

An diesem Kampf gegen die vom tridentinischen Concil ausgehende Gegenreformation hat Fabricius ebenfalls theilgenommen, nicht nur dadurch, daß er auf seinem Posten treu über die ihm untergebene bündnerische Kirche wachte, sondern auch durch zwei Schriften, die er in den sechziger Jahren erscheinen ließ. Die erste, im Juni 1562 publiziert, war in Form einer Rede abgefaßt und verfolgte den Zweck, vor aller Welt den Nachweis zu führen, daß die Vertreter der reformierten Lehre der Aufforderung zum Besuch des Concils, das zu Anfang des Jahres wieder zusammengetreten war, nicht Folge leisten könnten, ohne dadurch allein schon die gute Sache preiszugeben. Die Schrift trug ihrem Verfasser nicht nur die Ehre ein, in dem 1564 herausgekommenen Index Pius IV., dem sogenannten Tridentiner-Index, verewigt zu werden, wie schon seine Gedichtsammlung 1559 von Paul IV. auf den Index gesetzt worden war, sondern sie fand auch 1563 Erwiderung von Seiten zweier Vertheidiger des Concils, der Spanier Cardillus und Fontidonius. Fabricius verfaßte eine Entgegnung, ohne Anfangs an Veröffentlichung zu denken, da inzwischen, Ende 1563, das Concil sich aufgelöst hatte und gegen seine Beschlüsse von mehreren Seiten, so auch von den deutschen Fürsten, Protest erhoben worden war; von andern dazu aufgefordert und veranlaßt durch das Erscheinen einer neuen Schmähschrift des Cardillus, in welcher mit anderen berühmteren Reformatoren auch er selbst angegriffen wurde, entschloß er sich aber doch zur Publikation seiner „Vertheidigungsschrift für die Kirche Christi". Die Vorrede ist vom 1. August 1564 datiert und enthält die Widmung des Buches an den zur reformierten Kirche übergetretenen Kurfürst Friedrich von der Pfalz; dagegen erfolgte die Herausgabe, durch verschiedene Umstände verzögert, erst im folgenden Jahre.

Digitized by Google

Daß neben den kirchlichen Angelegenheiten auch die Politik der drei Bünde, vornehmlich das Bundesverhältniß zu Frankreich und der fremde Solddienst Fabricius lebhaft beschäftigte, haben uns schon seine ersten Briefe gezeigt. Ganz in den Anschauungen der Zürcher Reformatoren erzogen, war er gewohnt die Reisläuferei und das Pensionenunwesen als verwerfliche Mißbräuche zu betrachten, die unter keinen Umständen zu dulden, seien. Um so schwerer wurde es ihm, in seiner neuen Stellung sich plötzlich mit der Duldung dieser Uebelstände befreunden zu sollen, und doch hatte schon ein kurzer Aufenthalt in Chur genügt, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Abschaffung nach dem Vorbild Zürichs sich als unmöglich erweisen dürfte und Aufhebung des Bündnisses mit Frankreich vielleicht gar die Eingehung eines solchen mit Spanien zur Folge haben könnte. Er glaubte darum, das kleinere Uebel dem größeren vorziehen zu müssen, und wagte auch aus dem Grunde das französische Bündniß nicht ernstlich zu bekämpfen, weil gerade die Anhänger Frankreichs in der Mehrzahl zu den eifrigsten Freunden der Reformation gehörten. Auch waren bis dahin alle Versuche dieser Art an der Unbeständigkeit des Volkes gescheitert. Fünfmal hatte man, wie Fabricius schreibt, innerhalb zehn Jahren die Pensionen und das Reislaufen abgeschworen und war jedesmal wieder zu ihnen zurückgekehrt, hatte auch die Uebertretung des Verbotes nie ernstlich gestraft. Was sollte da jetzt Besseres zu erwarten sein? An dieser Auffassung des Verhältnisses, die er in den ersten Monaten sich gebildet hatte, änderten die Erfahrungen der folgenden Jahre nicht viel, so eifrig auch Fabricius immer wieder die Frage erwog. Im Dezember 1559 schon schrieb er an Bullinger, er sammle Stoff zu einer Schrift über diesen Gegenstand; ganz besonders aber gab die Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1564 ihm Anlaß zu sorgfältigster Erwägung der Gründe, die für Beibehaltung wie für Aufhebung der Ver-

Digitized by Google

bindung angeführt werden konnten. Er bat damals Bullinger, sich ebenfalls über die Frage auszusprechen. Aber auch dieser kam zu dem nämlichen Ergebniß wie Fabricius, der in wiederholten Predigten über den Gegenstand dazu rieth, das Bündniß mit Frankreich zu erneuern, aber gewisse Bedingungen daran zu knüpfen, durch welche den Geboten der Religion Rechnung getragen würde. Er hegte die Absicht, diese Predigten zu einem Buche zusammenzufassen und herauszugeben; letzteres unterblieb nun freilich, jedoch haben wir ohne Zweifel die Zusammenfassung der in den Predigten vorgetragenen Grundsätze zu sehen in drei handschriftlich erhaltenen Reden, die von Fabricius einem Krieger, einem Theologen und einem Politiker in den Mund gelegt sind. Während der Erstere den Bündnern gerade mit Rücksicht auf die Freiheit ihres Landes das Bündniß mit dem mächtigen König als äußerst nützlich und ehrenvoll dringend anräth, der Theologe dagegen behauptet, es bedeute eine schwere Schädigung für den Freistaat und gereiche ihm weder zum Nutzen noch zur Ehre, bekennt der Politiker, er sehe nicht ein, was gegen eine solche Verbindung einzuwenden sei, falls sie sich abschließen lasse auf Bedingungen, die den Forderungen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit nicht zuwiderliefen.

In solcher Weise also schloß Fabricius, dem doch an sich der Standpunkt des Theologen allein als der richtige gelten konnte, einen Compromiß mit den Verhältnissen, die zu ändern außer seiner Macht stand, trotz der religiösen Bedenken und trotz des Unheils, das er wie Bullinger für die Zukunft des Landes davon befürchtete. Dabei suchte er aber wenigstens, wo sich eine Gelegenheit bot, aus dem Bundesverhältniß Vortheil für die unterdrückten Glaubensgenossen in Frankreich zu ziehen. So benutzte er schon Ende August 1557 die Durchreise des Herzogs von Guise, von der ihm der französische Gesandte Matthieu Coignet vorher Kenntniß gegeben hatte, um dem Herzog eine

Digitized by Google

Bittschrift der evangelischen Prediger Graubündens überreichen zu lassen. Eindruck dürfte sie freilich ebenso wenig gemacht haben wie die Gesandtschaft der IV evangelischen Orte, deren Absendung nach Bullinger's Mittheilung schon im Mai beabsichtigt war, und die vom König im November abgefertigt wurde mit dem Bescheide, die Eidgenossen möchten sich um die innere Verwaltung Frankreichs nicht bekümmern. Dennoch machte Fabricius im folgenden Jahr, als er im März durch Bullinger Bericht erhalten hatte von neuen Verfolgungen der Glaubensbrüder in Frankreich, einen zweiten Versuch dieser Art. Er besprach sich mit seinem Collegen darüber, und sie beschlossen, an den französischen Gesandten zu schreiben, er möge bei seinem König auf Abstellung der Grausamkeiten dringen; sollte der König dieß verweigern, so sähen sie sich durch ihr Gewissen gezwungen, das Volk zur Aufhebung des Bündnisses zu veranlassen. Auch Herkules von Salis, der Führer der französischen Partei, wurde durch sie bewogen, im gleichen Sinne beim Gesandten Vorstellungen zu erheben. Der Gesandte war darüber sehr bestürzt; denn er wußte wohl und erklärte es auch unumwunden, nicht am Bündniß liege dem König soviel, wohl aber daran, daß ihm der Durchpaß durch Graubünden nicht verschlossen werde; er erklärte sich deßhalb bereit, selbst mit Eilpost sich an den Hof zu begeben und das Anliegen vorzubringen. Die Pfarrer aber brachten jetzt die Sache vor den Rath und bewirkten, daß fünf Rathsherrn zum Botschafter abgeordnet wurden, um ihn auf die drohende Gefahr hinzuweisen. Jedoch wurde den Geistlichen von der Behörde auferlegt, bis zum Eintreffen einer Antwort des Königs sich ruhig zu verhalten; sollte dann freilich diese keine Milderung in Aussicht stellen, so meinte der Rath, die Prediger nicht hindern zu dürfen, nach ihrem Gewissen zu handeln. Welchen Erfolg diese Schritte weiter gehabt haben, entzieht sich leider unserer Kenntniß; Coignet scheint

Digitized by Google

nicht lange nachher abberufen worden zu sein und erhielt erst im Mai einen Nachfolger. Fabricius gab Bullinger gegenüber selbst zu, daß man nicht allzuviel hoffen dürfe, weil es im Interesse der französischen Partei liege, dem Gesandten alles als ein bloßes Pfaffenwerk hinzustellen. Er glaubte zwar bestimmt, wenn die Geistlichen wirklich gegen das Bündnis predigen wollten, so könnte die angedrohte Aufhebung durchgesetzt werden; aber er schreckte vor dem Schritte zurück, weil er wußte, daß das ganze Land dadurch in schwere Unruhen, ja vielleicht geradezu in Bürgerkrieg versetzt worden wäre, und weil er sich selbst sagte, daß man den Zeitumständen und dem innern Frieden Zugeständnisse machen müsse; immerhin erblickte er in dem eingeschlagenen Vorgehen ein Mittel, dem allzu ungebundenen Gebahren der französischen Partei und der Ueberhandnahme des Reislaufens entgegenzuwirken.

Mit den französischen Gesandten, die in den Jahren 1557 bis 1566 in Graubünden weilten, — sie pflegten nicht in der Stadt selbst, sondern im Schloß Haldenstein zu residieren — unterhielt Fabricius im Uebrigen fast stets einen freundschaftlichen Verkehr; sie waren fast alle der Reformation keineswegs abgeneigt. Matthias Coignet und Pomponius de Bellièvre, der in den sechziger Jahren Gesandter bei den drei Bünden war, standen auch mit Bullinger in Briefwechsel, und die Söhne des ersteren fanden längere Zeit im Hause des Reformators Aufnahme; dazu waren die Botschafter auch feingebildete Männer, die schon darum an Fabricius Gefallen finden mußten, wie z. B. Bellièvre gelegentlich lateinische Gedichte mit ihm wechselte. Bullinger selbst riet seinem Schüler, diese Beziehungen zu pflegen, um die einflußreichen Männer der Reformation geneigt zu erhalten oder ganz für sie zu gewinnen, und Fabricius empfing durch sie nicht nur stets die neuesten Nachrichten, sondern erfuhr auch viel Freundlichkeit und Ehre von ihrer Seite. Jedoch in

Digitized by Google

der Annahme von Geschenken zeigte er sich sehr bedenklich, einmal weil sie ihm als einem Zürcher verboten sei, besonders aber, um sich ja nicht dem Vorwurf der Bestechlichkeit auszusetzen. Er legte Bullinger die Frage vor, ob er einen ihm als Andenken zugedachten Augustin annehmen solle, was Jener seinem eigenen Gutfinden überließ mit dem Beifügen, er selbst pflege solche Geschenke durch entsprechende zu vergelten. Einen Ring nahm Fabricius nach anfänglicher Weigerung zuletzt an, weil er sah, daß die Zurückweisung als Kränkung aufgefaßt worden wäre; dagegen gab er nach dem Berichte seines Vetters wiederholt prächtige Becher, die ihm in's Haus gesandt worden waren, mit Dank wieder zurück unter Berufung auf die zürcherische Vorschrift.

Zu seiner Haltung dem französischen Bündniß gegenüber war Fabricius, wie wir wissen, veranlaßt durch die ganz eigenthümlichen Verhältnisse Graubündens, welche völlige Enthaltung von solchen Bündnissen als ganz unmöglich erscheinen ließen. Namentlich muß eine außerordentliche Bestechlichkeit allgemein zu Tage getreten sein. Am 4. September 1559 fährt Fabricius nach Erzählung einer im Bergell angeblich beobachteten Drachenerscheinung, die ihm Unheil zu bedeuten schien, fort: „Doch was braucht es Wunder und Zeichen, da unsre Sünden schon lange uns den Untergang anzeigen? Alles ist feil! selbst Aemter werden nicht nach Verdienst, sondern nach dem Preis vergeben, und sogar unter denen, die sich zum Evangelium bekennen, herrscht die schlimmste Habgier. Wenn nicht Gott in wunderbarer Weise die Kirche in diesen Landen schützte, wäre es schon längst um sie geschehen" u. s. w. Im August 1560 schreibt er, nie hätte er geglaubt, in zwanzig oder auch dreißig Jahren zu erfahren, was er in dieser Stellung in zwei Jahren von der allbezwingenden Macht des Goldes kennen gelernt habe; und ein anderes Mal wieder heißt es: „Alles ist bei uns käuflich,

Digitized by Google

und die Geldspenden haben einen Umfang angenommen, wie es in einem Freistaate als ganz unglaublich erscheinen könnte." Ueber die Erneuerung des französischen Bündnisses sodann theilte er im August 1564 Bullinger als ein in Bünden freilich öffentliches Geheimniß mit: nie hätte man den Spanier abgewiesen, noch würde man in Zukunft ihn abweisen, wenn nicht der Franzose mit seinem Geld und seinen Versprechungen ihn durch seine Pensionäre aus dem Feld geschlagen hätte. Bullinger könne sich also denken, von welcher Seite, wenn der Franzose nicht gäbe, Geld angenommen würde. „Dieser krieg (er meint den Wetteifer zwischen Spanien und Frankreich) ist den pensioneren ein guter krieg gesyn; dan der Gallus hatt ettlichen großen capitänieren (und deren der meertheil) ir pension müssen meeren, hatt er ächter sy im gewiß behalten wöllen, die dem legato heyter ußhar geseit, so er das nit gäbe, so sye des Philippi bott ze gäben guttwillig; aber umb der alten Diensten willen wöllind sy lieber den Franzosen hulden."

Der Aerger, den solche Zustände Fabricius verursachten, war nicht nur, wie im letzten Fall von ihm beigefügt wird, seiner Gesundheit sehr nachtheilig, sondern ließ im Verein mit der großen Arbeitslast und all den andern Widrigkeiten, denen er ausgesetzt war, den Wunsch, diese Stelle mit einer ruhigeren im zürcherischen Gebiet zu vertauschen, immer wieder rege werden. Schon 1559 schrieb er an Bullinger: „Oft wünsche ich mir einen Winkel, wo ich ungestört in Verborgenheit leben könnte". Aber im folgenden Jahre wurde dem Gesuch der Churer, ihn behalten zu dürfen, von Seite der Zürcher Behörde nochmals auf drei Jahre entsprochen. Doch scheint die Zürcher Behörde sich für Aufbesserung des Gehaltes verwendet zu haben. Anfangs September erkrankte Fabricius unter heftigen Schmerzen, so daß er meinte, sterben zu müssen, und schrieb in dieser Ueberzeugung an Bullinger: „Wenn Gott mich aus diesem

Digitized by Google

kummervollen Leben abrufen sollte, so veranlasse nicht, daß wieder ein Zürcher geschickt werde; denn zu den zahlreichen Schwierigkeiten, die mit dieser meiner Stellung verbunden sind, kommt noch der höchste Undank aller Leute." Und als er sich nach einigen Tagen etwas besser fühlte, rechtfertigte er sich, erst halb genesen, wegen dieser Aeußerung in einem ausführlichen Briefe. Er habe so geschrieben, weil er wohl gewußt, daß man einen Greis nicht schicken würde; daß aber ein junger Mann so viel Anfechtungen gleichzeitig ausgesetzt werde, habe er auch nicht wünschen können. Dazu seien jetzt mehrere einheimische junge Leute vorhanden, die an die Verhältnisse besser gewohnt wären. Im Weitern bittet Fabricius den Reformator, er solle die Zürcher nicht mehr veranlassen, bei den Churern auf Erhöhung seines Gehaltes zu dringen. Denn das diene, wie er inzwischen gelernt, nicht zum Vortheil der Kirche. Selbst die Gutgesinnten seien überzeugt, daß sein Gehalt etwas ganz Außerordentliches sei, und hielten ihm vor, so viel habe man noch Keinem gegeben und werde man Keinem mehr geben; die Böswilligen aber nähmen die Gelegenheit wahr, den Pfarrer beim Volk verhaßt zu machen, weil der Gehalt ja nicht aus dem Gemeindesäckel, sondern aus Beiträgen der Bürger bestritten werde; so käme nicht nur er, sondern die Reformation in schlechten Ruf. „Ich wurde mir sälbs", schreibt er, „ein gewüssen machen, wen um myner pfrund willen ein arme weschery oder taglöhner in irer stür sölte gesteigeret werden". Freilich stünden die Verhältnisse für ihn anders wie für Comander; denn dieser sei reich gewesen und habe nach bündnerischer Art gelebt; was das aber heißen wolle, danach möge Bullinger sich bei Andern erkundigen.

Als sodann im Frühjahr 1562 Bullinger aus ähnlichen Aeußerungen Anlaß nahm, den jungen Freund aufzurichten durch den Hinweis auf die Last, die er selbst zu tragen habe,

Digitized by Google

da rechtfertigte sich Fabricius: nicht aus Kleinmuth habe er so geschrieben, sondern sei der Meinung gewesen, gerechte und triftige Gründe dafür zu haben, daß man ihn endlich erlösen solle von einem Ort, an den er nur unter bestimmten Bedingungen geschickt worden sei und zwar unter solchen, die ihn jetzt nicht mehr binden könnten. Er sei bereit, sich zu ergeben in den Willen des Herrn, dem allein er sein Leben gewidmet habe; jedoch wenn es mit Gottes Willen geschehen könnte, wünschte er sehr, endlich aus den Mühsalen befreit zu werden. „Nicht nach Ehren strebe ich, und kein leichtfertiger Ehrgeiz treibt mich, sondern etwas Anderes ist es, was ich suche, ein Winkel, der den Studien und der Ruhe dienlich wäre; den Lärm der Stadt überlasse ich denen, die alles der Einsamkeit vorziehen, an welcher ich gerade allein Gefallen finde. Doch, wie gesagt, der Wille des Herrn geschehe. Unterdeß sehe ich, wie meine Gesundheit und meine geistige Kraft geschwächt und allmählich gebrochen werden. Das Pfäferserbad ist in der Nähe und wäre mir sehr zuträglich; jedoch, ich bin so ausgesogen, daß ich, selbst wenn ich wollte, es nicht aufsuchen könnte, und wäre auch das Geld da, so könnte ich kaum mich von der Kirche losreißen." Acht Tage später erklärt er auf einen dazwischen erhaltenen Brief des Freundes, er wolle gern sich seinen Mahnungen unterwerfen, wisse auch wohl, was für Zeiten seien und wie wenig es gerathen erscheine, jetzt die Stelle zu wechseln; der Arbeit wolle er sich ja nicht entziehen, nur sollte auch ein Erfolg derselben zu gewahren sein —, und noch mehrere Wochen nachher bedeutet er, wenn er bisweilen über sein Loos klage, so habe das nicht den Sinn, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimessen wollte.

Im März des folgenden Jahres gab die Nachricht vom Tod des Winterthurer Pfarrers Mathias Hirsgarter Anlaß, unter Hinweis auf die mißlichen Verhältnisse in Chur und auf

Digitized by Google

die Versprechungen, die Fabricius früher von den Behörden gemacht worden waren, anzudeuten, daß er es nur billig fände, wenn man ihn dem Verstorbenen zum Nachfolger gäbe. „Wenn Gott mich von hier erlöst, wirst Du erst vernehmen, ob ich mit Recht begehrt habe, erlöst zu werden. Jetzt sehe ich über Vieles hinweg, da ich danach trachte, einmal in gutem Ansehen fortgehen zu können." Obwohl gerade um diese Zeit die drei Jahre, für welche Fabricius den Churern zum zweiten Male überlassen worden war, zu Ende gingen, kam die Zürcher Behörde seinem Wunsche nicht nach, sondern hieß ihn abermals drei Jahre ausharren. Auch dießmal ergab sich Fabricius in die Entscheidung im Gedanken, daß es so Gottes Wille sei; „denn ich gehöre nicht zu denen", schreibt er, „die dem blinden Geschicke etwas beimessen." Bullinger hatte sich bei dieser Gelegenheit seiner sehr angenommen, — Genaueres ist uns leider nicht bekannt, da ein ausführlicher Bericht Rudolf Collin's nicht erhalten ist — und dankerfüllt versprach jener: „Wenn ich das Leben habe, so will ich mir fürwahr Mühe geben, daß die Deinen einst erkennen, daß ich nicht undankbar gewesen bin. Seit der Zeit, wo Du angefangen, mich zu den Deinen zu zählen, hast Du alle Pflichten eines treuen Vaters sorgfältig erfüllt; möge nur auch ich nicht weniger eifrig meine Sohnesschuld abtragen!"

So schickte er sich, nicht ohne manchen Seufzer, in die Aufgabe, die ihm einmal übertragen war, auch als im Jahr 1566 noch immer nicht die gewünschte Erlösung erfolgte. Um so mehr sehnte er sich aber danach, wenigstens vorübergehend mit den lieben Angehörigen persönlichen Verkehr pflegen und mit dem verehrten Meister Zwiesprache halten zu können. Aus den Briefen ersehen wir auch, daß er, wie seine Frau, wiederholt Besuche in Zürich machten. In der übrigen Zeit aber war es ihm Bedürfniß, in ununterbrochenem, brieflichem Verkehr Alles, was ihn bewegte, Leid und Freud, seinem väterlichen Berather

vorzutragen, der denn auch nicht versäumte, auf Alles liebevoll einzugehen, und umgekehrt ihn theilnehmen ließ an seinen Sorgen und Mühen. Eine Freude war es sodann für Fabricius, wenn er Besuch erhielt von den Lieben aus Zürich oder gar Gelegenheit fand, für Bullinger's Söhne etwas zu thun, so als 1558 der älteste Sohn Heinrich auf der Rückkehr von einer Reise nach Italien einige Tage bei ihm verweilte, und ebenso zu Anfang des Jahres 1560 der jüngere Sohn Christoph. Dieser hatte sich auf der Wanderschaft — er war ein gelernter Bäcker — ohne Wissen und Willen des Vaters nach Venedig begeben, war dort vom Fieber erfaßt worden und konnte sich nicht recht erholen. Mitten im Winter machte er sich auf die Heimreise, traf in arg erschöpftem Zustande in Chiavenna ein bei Friedrich von Salis, der damals Commissar der Grafschaft war, und langte nach einigen Tagen bei Fabricius an. Dieser nahm ihn liebevoll auf und ließ ihn erst, als er durch die genossene Pflege wieder einigermaaßen zu Kräften gekommen war, die Reise fortsetzen. Daß Bullinger, dem Fabricius doch Alles zu schulden meinte, darauf bestand, ihn für seine Auslagen zu entschädigen, kränkte ihn sehr; doch fügte er sich schließlich dem entschiedenen Wunsch des Freundes und nahm das Goldstück, das dieser seiner Frau überreichen ließ, mit Dank an.

Wie einige früher mitgetheilten Aeußerungen zeigen, war die Stellung des Pfarrers bei St. Martin auch äußerlich keineswegs glänzend. Es ist uns aus einem Briefe vom Jahr 1560 bekannt, daß Fabricius mit dem Gehalt nicht auskam, sondern in den ersten drei Jahren zweihundert Gulden, eine für jene Zeit recht beträchtliche Summe, von seinem eigenen Vermögen zusetzte. Ein Vermächtniß der Frau seines einstigen Gönners Hans Heinrich Winckeli gewährte ihm die Möglichkeit. Wie Johannes Jud erzählt, hatte sie „ein sonder hertz und liebe zu Fabritio“ und bot ihm deßhalb ihr Vermögen im Betrag von

Digitized by Google

etwa tausend Gulden an gegen die Verpflichtung, ihr, so lange sie lebe, ein Leibding auszurichten. Als sie nach zwei Jahren starb, hatte Fabricius noch der Magd den halben Theil auszurichten; auch diese starb aber bald, so daß er nun in den vollen Genuß der Summe kam. „Das half im", berichtet sein Vetter, „daß er deſt bas in Chur bliben möcht, und half im, daß er noch mehr überkam und sinen kinden ein zimlich gütli verließ an gülten, hausraat und silbergschirr." Daraus mag Fabricius auch 1563 jenen Acker erworben haben, zu dessen Kauf ihm der Schwiegervater in zierlichen Versen gratulierte, die ebenso erwidert wurden. Wie hoch der Gehalt war und ob er 1560 erhöht wurde, oder ob die Verwendung des Zürcher Rathes ihre Wirkung verfehlte, ist nicht bekannt. Jedenfalls kam es Fabricius sehr zu statten, daß die gnädigen Herren von Zürich ihm, so berichtet wenigstens Johannes Jud, jährlich ein bestimmtes Quantum Korn um eine mäßige Summe zukommen ließen. Ob er wie sein Nachfolger Egli gelegentlich selbst in Zürich Getreide einkaufte, wissen wir nicht, wohl aber, daß sein Schwiegervater ihm solches besorgte.

In einem seiner früher citierten Briefe und sonst noch öfter klagt Fabricius über geschwächte Gesundheit. Dieß berechtigt uns, eine Aeußerung in der Einleitung zu seiner Schrift „Von der Vorsehung", die dem Sprecher Theokrit in den Mund gelegt ist, auf ihn selbst zu beziehen. Jener sagt, die Aerzte hätten ihm ganz offen erklärt, daß er durch fortwährende, unausgesetzte Anspannung des Geistes seine Körper- und Geisteskräfte schwäche und allmählich zerstören werde, und hätten ihn deßhalb zu fleißigem Spazierengehen veranlaßt. Fabricius mag der Mahnung, die ja seiner Neigung zur Naturbetrachtung entsprach, nicht ungern nachgekommen sein. Jedenfalls benützte er im Sommer fleißig die Gelegenheit zu größeren Bergwanderungen; ein Loblied auf sie ist auch am Schluß der Schrift „Von der Vor-

Digitized by Google

sehung“ eingefügt. Fabricius fand sowohl an Johannes Pontisella wie an dem Arzt Zacharias Beli, andere Male auch an Verwandten, die auf Besuch bei ihm weilten, willkommene Begleiter auf diesen Ausflügen. Jene beiden Männer hatten wie er selbst große Freude an der Pflanzenwelt und sammelten mit ihm wetteifernd seltene Blumen und Kräuter, sowie Samen für Konrad Gesner. Sie bestiegen mit ihm wohl als die Ersten Ende Juni 1559 den Calanda, worüber ein Bericht des Fabricius noch erhalten ist. In seinem Pfarrgarten hatte dieser auch ein Versuchsgärtchen für Alpenpflanzen eingerichtet, akklimatisierte sie hier, ehe sie nach Zürich geschickt wurden, oder gewann von ihnen Samen, mit dem er Gesner beschenkte. Auch die Hinneigung zur Medizin scheint in Chur in Fabricius wieder rege geworden zu sein; denn in den Briefen an Gesner sind neben den die erste Stelle einnehmenden Nachrichten über botanische Seltenheiten gelegentlich auch solche über Volksheilmittel, die ihm bekannt geworden waren, eingestreut; ferner finden sich da Angaben über Mineralquellen, die er in der Umgebung von Chur gefunden hatte.

Im Sommer 1561 bot sich Fabricius Gelegenheit, mit Gesner zusammen eine Reise nach Bormio zu machen. Sein Arzt hatte ihm angerathen, die dortigen Bäder aufzusuchen und Gesner, der an Ischias litt, schloß sich an. Genaueres ist uns über den Weg, den sie auf der Hin- und Rückreise einschlugen, nicht bekannt; wir wissen nur, daß sowohl das Unterengadin und die berühmten Quellen von Schuls von ihnen aufgesucht, als auch das Bad Alveneu berührt wurde, wohl mit Rücksicht auf Gesner's Werk über die Heilquellen, von dem eine neue Ausgabe geplant war. Die Schulser Quellen besang Fabricius nach der Rückkehr in einem hübschen Gedicht, und übersandte es zur Erinnerung dem Freunde, der es in sein Werk aufzunehmen versprach.

Digitized by Google

Bei aller Ueberhäufung mit Amtsgeschäften entsagte Fabricius der litterarischen Thätigkeit, wie gelegentlich schon wiederholt angedeutet worden ist, nicht völlig. Er bedauerte sehr, vom eigentlichen Studium sich fast ganz abgezogen zu sehen. Aber wenn er auch nicht Muße fand zur Fortbildung in theologischer Gelehrsamkeit, so daß verschiedene noch in Zürich begonnene größere Werke, so eines über die „Pflichten der Christen", und erklärende Schriften zu den Episteln der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes, unvollendet blieben, wenn ferner nur selten mehr die Stimmung für poetische Versuche sich einstellen wollte, so entstanden dafür verschiedene kleinere und größere Werke, die mehr ein praktisches Ziel verfolgten. Dahin gehören die beiden Schriften, die Bezug nehmen auf das tridentinische Concil und das Büchlein „Der Christen Glaub", sowie die drei Reden, welche das französische Bündniß zum Gegenstand haben. Ferner ist dahin zu rechnen eine kleine unbedeutende Streitschrift, „Echo" betitelt, die wahrscheinlich 1559 entstand, als die Gedichte des Fabricius von Papst Paul IV. auf den Index gesetzt worden waren, und vor Allem das Büchlein «De providentia divina» („Von der göttlichen Vorsehung"), das 1563 abgefaßt und dem Schwiegervater Rudolf Collin gewidmet ist. Aergerliche Streitigkeiten, die über diesen Gegenstand im Engadin sich erhoben und auch die Synode beschäftigt hatten, gaben Anlaß zur Abfassung der Schrift. Fabricius verfolgte darin die Absicht, durch einfache Darstellung des schwierigen Themas zu zeigen, daß diese Lehre nichts Erschreckendes, sondern im Gegentheil sehr viel Erfreuliches und Tröstliches in sich berge. In der Schrift, die in Dialogform gehalten ist, sind Fragmente eines Gedichtes «Hexaemeron» eingestreut; nach den Proben war offenbar die Absicht, die sechs Schöpfungstage zu besingen, doch dürfte kaum mehr als diese Proben vollendet worden sein. Endlich ist noch eine zweite ziemlich umfangreiche deutsche Schrift, „Trostbüchle"

Digitized by Google

betitelt, zu erwähnen, die 1560 im Anschluß an Predigten über den Propheten Habakuk entstand und von Fabricius den aus Richenwiler im Elsaß vertriebenen Predigern Mathias Erb, Niklaus König und Jakob Rietmüller gewidmet wurde, „darumb daß üwer not und anligen mich behertziget und disem minem schriben ursach und anlaß geben hat. Derhalben ich mich ouch nit vil klüger und geblümbter worten beflissen, sonder einfalt und schlächt von dem handel, wie er an im selbs ist, geredt hab. Dann mir wol bewüßt, daß bekümmerten und betrübten menschen nit als vil umb die wort als umb den trost und verstand der worten zu thun ist". Im März 1565 endlich verfaßte Fabricius auf Bitten Wolfgang Haller's eine kleine Autobiographie in lateinischer Prosa, der er im November des Jahres noch eine poetische Bearbeitung in elegischem Versmaß folgen ließ, und auf dem Todbett noch mühte er sich ab, für seine Söhne die Methode, die er bei Abfassung seiner Predigten zu befolgen pflegte, aufzuzeichnen; doch konnte er diese Anweisung nicht mehr vollenden.

Die Erlösung aus all' den Wirren und Mühseligkeiten, nach der Fabricius so oft geseufzt, und die er von der Versetzung an eine Pfarrei im zürcherischen Gebiet erhofft hatte, brachte ihm in anderer Weise im Sommer 1566 ein früher Tod. Die Pest, die schon 1550 in dem kleinen Städtchen Chur etwa anderthalbtausend Opfer gefordert und 1564 in Chiavenna wie in Zürich arg gewüthet hatte, trat 1565 auch im dießseitigen Bünden auf, ergriff im folgenden Jahre wieder die Hauptstadt selbst und richtete hier fast noch schlimmere Verheerung an als sechszehn Jahre vorher. Im Juni erlag ihr Philipp Gallicius mit Frau und drei Söhnen, und sein Amtsbruder mag ihm mit sehr gemischten Gefühlen die Grabrede gehalten haben. Denn die Gemeinschaft, die einige Zeit hindurch zwischen ihnen bestanden, hatte in den letzten Jahren sich wieder

Digitized by Google

merklich gelöst, und jeder war seinen eigenen Weg gegangen. Nicht nur die Verschiedenheit ihrer Charaktere war daran Schuld, sondern mehr noch die politische Haltung des Verstorbenen und ein böser Fehltritt, wodurch er großes Aergerniß erregt hatte. Im August berichtete Fabricius, die Stadt sei durch die Krankheit von Italien ganz abgeschlossen; schon dritthalbhundert Menschen seien gestorben, etwa vierhundert geflohen, unter den Zurückgebliebenen aber hause die Pest so schlimm, daß täglich zehn, ja sechszehn, achtzehn und selbst zwanzig Leute stürben und zwar gerade die Kräftigsten. Er selbst war rings von Kranken umgeben; nicht einmal die Straßen konnten als immun gelten. Jedoch Fabricius, der 1564 es durchaus mißbilligt hatte, daß der Prediger von Chiavenna, Hieronymus Zanchi, die Pestkranken nicht besuchen wollte und der Geistliche von Plurs gar aus seiner Gemeinde geflohen war, handelte jetzt wirklich dementsprechend, besuchte alle Kranken, die ihn rufen ließen, predigte, richtete die Betrübten auf und schonte sich in keiner Weise, so daß er selbst es kaum für möglich hielt, der Ansteckung zu entgehen. Noch um den 20. August befand er mit Frau und Kindern sich wohl; aber schon hatte sich die Pest im Hause eingenistet. Eine Dienerin war gestorben und das Kind der Amme des jüngsten Töchterchens erkrankt. Es starb ebenfalls, und ihm folgte innerhalb einer Woche das Töchterchen des Fabricius, und dessen Frau befand sich am 26. August so schlimm, daß sie Bullinger und den Seinen „trüwlich gnaaden" ließ. Fabricius fügte der Nachricht die Worte bei: „Ich wil üch hyemitt ouch genaadet han; dan ich mich hyevor und yetz gott uffgeopffert han, und bitt üch, so ich stirb, ir in mynem namen allen üweren symysten, pastoribus und professoribus, ouch genaaden wöllind." Am letzten August wurde er selbst mit dem Knaben Johann Rudolf von der Krankheit erfaßt und hatte heftige Fieberqualen zu erleiden, während seine Frau schon

Digitized by Google

seit drei Tagen die Sprache verloren hatte. Ein Postscriptum zu dem Briefe meldet, es liege nun auch der jüngste Sohn darnieder. Den Kranken quälten außer dem Fieber noch schlimme Befürchtungen für die Zukunft des Landes und den ferneren Bestand der Reformation in Chur. Die letzte Nachricht von seiner Hand besagt, daß Johann Rudolf, der gerade einen Tag und eine Nacht gelegen war, gestorben und das jüngste Knäblein schwach sei, während die Gattin noch immer lebte, freilich ohne reden zu können, so daß Hoffnung auf ihre Erhaltung bestand. Fabricius selbst verspürte heftige Schmerzen; schon zeigten sich Blattern und Geschwüre, die ihm keine Ruhe ließen, weßhalb er schreibt: „Bätten gott, das wir dultig syginb". Dem Schiegervater Collin, dem er nicht geschrieben habe, möge Bullinger von ihrer Lage Mittheilung machen.

Das ist das Letzte, was wir aus des Fabricius eigenen Briefen erfahren. Am 5. September starb er, und von der Familie blieb Niemand übrig als zwei unmündige Knaben, Hans Jakob und Hans, die der Großvater Collin zu sich nach Zürich nahm; der erstere wurde nachmals Pfarrer zu Wyach und Bassersdorf und starb 1592 mit Hinterlassung mehrerer Töchter, während der Letztere das Schuster- und Bäckerhandwerk erlernte und 1583 im niederländischen Kriege umkam.

Bullinger machte, als er die Nachricht vom Tode seines Schülers erhielt, in seinem Tagebuch unter dem Datum des Todestages die Eintragung: „Am 5. September starb in Chur in Bünden der überaus getreue Mitbruder und hochgelehrte Mann Johannes Fabricius", Worte, die uns nur wenig zu besagen scheinen, die aber in aller Schlichtheit ein ehrendes Zeugniß für den Verstorbenen bilden. Der Reformator, der 1564 an der Pest schwer erkrankt war und in diesem und dem folgenden Jahr durch sie die Gattin, mehrere Töchter und treue Freunde verloren und gerade Fabricius gegenüber seinem tiefen

Digitized by Google

Kummer Worte geliehen hatte, muß es auf's schmerzlichste empfunden haben, auch diesen seinen Schüler, der ihm gleich einem Sohne theuer gewesen war und trotz des Altersunterschiedes so nahe gestanden hatte, vor sich sterben und alle die Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt haben mochte, begraben zu sehen.

Es ist das Bild eines thätigen, an Enttäuschungen reichen, in seiner Gesammtheit aber durchaus ansprechenden Lebenslaufes, das wir im Vorangehenden entwerfen konnten. Fabricius darf zwar den eigentlichen Führern der reformatorischen Bewegung nicht beigezählt werden; er ist nur einer aus jener großen Zahl tüchtiger, hochbegabter Männer, die dem Bullinger'schen Familien- und Freundeskreise angehörten; auch war ihm keine lange Wirksamkeit vergönnt. Wenn gleichwohl von ihm so Rühmliches berichtet werden konnte, so ist dieß eben nur ein neuer Beweis für den erstaunlichen Reichthum der Reformationszeit an ausgezeichneten Persönlichkeiten, die nur darum nicht in erster Linie genannt werden, weil die Reformatoren das gewöhnliche Maaß so außerordentlich überragten.

Digitized by Google

Zur Erklärung der Tafeln.[1])

Abermals ist ein Denkmal des mittelalterlichen Zürichs verschwunden. Im Laufe des verflossenen Sommers sind die Kirche und die übrigen Bauten des ehemaligen Dominikanerinnenklosters am Oetenbach gefallen. Der einzige Theil, der jetzt noch steht, ist das Gasthaus, aus welchem das Schweizerische Landesmuseum das spätgothische Täferwerk zweier Zimmer bewahrt.

Die Ansicht auf Tafel I stellt den Chor zur Zeit des Abbruches im Monat Juni vor. Den kühn gespannten Bogen schließt zu ebener Erde die Hinterwand des Lettners ab, eines ehemaligen Querganges, der den Nonnenchor von der Laienkirche trennte und gegen die letztere mit einer Bogenreihe offen stund. Nur die Rückwand war stehen geblieben, nachdem vermuthlich schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die übrigen Theile des Lettners beseitigt worden waren. Damals ist das Schiff zum Gottesdienste für die Waisenkinder eingerichtet worden, und seinen mittelalterlichen Charakter büßte es vollends ein, als 1776 eine neue Südfront errichtet wurde. Ziemlich in seinem alten Bestande, wenn freilich schon längst der Fenstermaaßwerke und seit 1875 auch der Osthälfte beraubt, war ein Theil des Chores verblieben (vgl. den Grundriß und Ansichten des früheren Bestandes im „Zürcher Taschenbuch“ 1889 S. 216,

[1]) Nach gütigst mitgetheilten Aufnahmen des Herrn Architekten Arnold von Arx in Zürich.

Digitized by Google

233 und Tafel). Er muß zwischen 1285, der Verlegung des Klosters in die Stadt, und 1317 erbaut worden sein, in welch' letzterem Jahre der Hochaltar geweiht worden ist. Einfach und dürftig, der Strenge des Ordens gemäß, waren die Form der Anlage und die Ausstattung des Innern beschaffen, dessen einziger Schmuck aus einem weiß und schwarz gemalten Friese unter der Holzdiele und der Umrahmung der Schalltöpfe mit rothen und blauen Sternen bestand. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts sind reichere Zierden, schwungvolle Ornamente und die großen Apostelfiguren an Stelle dieser Decorationen getreten.

Nicht lange vorher, in den siebziger und achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts, hatten die Nonnen einen neuen Kreuzgang erbauen lassen. Er war einer der größten in der Schweiz, auf jeder Seite 116 Fuß lang, aber gleichfalls, von zierlichen Thürbekrönungen abgesehen, deren eine sich heute in der untern Kapelle des Landesmuseums befindet, bescheiden geschmückt. Die Ansicht auf Tafel II läßt die einzigen Ueberbleibsel erkennen, einige Bogenstellungen, die zu dem Ostflügel gehörten. Diese leeren und einfach profilierten Spitzbögen waren, abweichend von dem System unserer Kreuzgänge, auf einen sehr niedrigen Sockel gestellt, und die so fast in ganzer Höhe gegen den Kreuzgarten geöffneten Corridore mit Dielen bedeckt, von denen einige flachgeschnitzte Friese sich ebenfalls erhalten hatten. Wie sparsam die darüber befindlichen Zellen beleuchtet waren, zeigte die einzig noch übrig gebliebene Doppelgruppe zweier ganz schmaler Spitzbogenfenster an.

J. R. R.

Digitized by Google

Tafel I.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zürcher Chronik

auf das Jahr 1902.

Januar

1. In der Neujahrsnacht geht die N. O. B. in den Besitz der Eidgenossenschaft über. An der Stelle des Sitzes der N. O. B.-Direktion wird Zürich Sitz der Kreisdirektion III der Schweiz. Bundesbahnen.

8. Entgegen dem Wunsche des Kantonsrathes, die Kirchensynode möchte dem Kantonsrath die Möglichkeit geben, die Berathung ihres Initiativvorschlages zu einem Kirchengesetz zu verschieben, beschließt die Kirchensynode einstimmig, den Kantonsrath zu ersuchen, er möchte das Gesetz auf das Herbstreferendum 1902 erledigen.

17. Wegen Eisbildung muß auf dem Greifensee die Dampfschifffahrt eingestellt werden.

24. In gemeinsamer Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaften des Kantons Zürich und des Bezirkes Zürich wird die Stiftungsurkunde für die in Uster zu errichtende Pflegeanstalt für geistesschwache bildungsunfähige Kinder jeder Konfession genehmigt.

26. In Zürich V wird an Stelle des in den engeren Stadtrath übergetretenen Prof. Dr. F. Erismann der freisinnige Kandidat Baumeister Rud. Oechsli zum Mitglied des Großen Stadtrathes gewählt.

27. Der Lesezirkel Hottingen veranstaltet eine Scheffelfeier, deren Ertrag bestimmt ist, dem Dichter des „Ekkehard" am Wildkirchli eine Gedenktafel zu errichten.

29. Im Rathhaussaal hält die Kunstgesellschaft eine Gedächtnißfeier zu Ehren des Malers Adolf Stäbli ab.

Digitized by Google

Februar 2. An der Predigerkirche wird zum zweiten Geistlichen Dr. O. Pfister, z. Z. Pfarrer in Wald, gewählt.

Die Kirchgemeindeversammlung Neumünster beschließt den Bau einer zweiten Kirche, die in das sogen. Gütli oberhalb des Schulhauses Hottingen zu stehen kommen soll.

9. Die französische Gemeinde, die ihren Gottesdienst Jahrzehnte lang in der Großmünsterkapelle abgehalten hat, weiht ihre neue, von Prof. Recordon auf dem ehemaligen Friedhofe an der Hohen Promenade erbaute Kirche ein.

März 10. Die kantonale Wäckerlingstiftung für alte und gebrechliche Leute in Uetikon wird dem Betriebe übergeben,

13. ebenso das neue Gebäude der Kantonalbank.

16. In der kantonalen Volksabstimmung wird das Initiativbegehren für theilweise Abänderung des zürcherischen Wirthschaftsgesetzes mit 42,997 gegen 10,022 Stimmen verworfen, das Gesetz betr. die Kantonalbank mit 37,425 gegen 14,290 Stimmen angenommen und das Verfassungsgesetz betr. Abänderung des Art. 32, Absatz 2 der Staatsverfassung bezw. des Verfassungsgesetzes vom 12. Aug. 1894 (Verminderung der Mitgliederzahl des Kantonsrathes) mit 28,080 gegen 22,387 Stimmen verworfen.

In Zürich V wird zum Mitglied des Großen Stadtrathes gewählt Architekt Asper (freisinnig).

Im IV. eidgenössischen Wahlkreis (Bezirke Andelfingen, Bülach und Dielsdorf) wird zum Mitglied des Nationalrathes gewählt Hauser in Stadel mit 4546. Sein Gegenkandidat Pfr. Schüepp erhält 3435 Stimmen.

24. Der Kantonsrath nimmt das von ihm endgültig bereinigte Kirchengesetz mit 121 gegen 12 Stimmen an.

April 6. Im Bezirk Dielsdorf wird zum Bezirksgerichtspräsidenten Pfarrer Schüepp gewählt.

In Fluntern wird das durch An- und Aufbau erweiterte Erholungshaus eingeweiht.

21. Das Sechseläuten wird mit einem großen Umzug, der die Gottheiten des Olymp darstellt, gefeiert.

26. Der Große Stadtrath beschließt, gemäß dem Antrag des engern Stadtrathes, die alte Sihlbrücke abzubrechen und an deren Stelle eine neue Brücke zu errichten.

Digitized by Google

April 27. Die Erneuerungswahlen des Regierungsrathes fallen im Sinne der Bestätigung der bisherigen Mitglieder, auch des angefochtenen Dr. Stößel, aus.

Bei den Kantonsrathswahlen siegt in Außersihl nach heftigem Wahlkampfe zwischen den beiden Parteien, die beide ausschließliche Listen aufgestellt hatten, die sozialdemokratische Liste.

30. Die Kirchensynode zieht ihren Initiativvorschlag eines Kirchengesetzes zu Gunsten der vom Kantonsrath ausgearbeiteten Vorlage zurück.

Mai 11. Der Große Stadtrath erneuert sein Bureau und wählt zu seinem Präsidenten Oberstlt. Ed. Usteri-Pestalozzi und zu Vizepräsidenten Erziehungsrath Fritschi und Dr. F. Hirzel.

20. Der neue Kantonsrath bestellt sein Bureau. Präsident wird Nationalrath Heß, 1. Vizepräsident Dr. Bißegger, 2. Vizepräsident Dr. Streuli.

Juni 20. Ein 17-tägiger allgemeiner Ausstand in den Werkstätten von Escher Wyß & Co. wird durch gütliche Uebereinkunft beendet.

27. Die Theilnehmer der Automobilwettfahrt Paris-Wien, die die Schweiz in gewöhnlichem Reisetempo zu durchfahren haben, passiren Zürich unter Mißachtung der polizeilichen Tempovorschriften.

29. Die Kirchgemeinde Unterstraß wählt zu ihrem Geistlichen Pfarrer Diehm aus Teufen.

In Zürich IV wird als Mitglied des Großen Stadtrathes Dr. Anderhub gewählt.

Juli 1. Ein städtisches Initiativbegehren gegen die Einrichtung provisorischer Haftzellen in der ehemaligen Strafanstalt hat Unterstützung durch 5132 Stimmberechtigte gefunden.

6./14. Kantonalschützenfest in Winterthur.

12. Der Große Stadtrath beschließt die Errichtung eines Verwaltungsgebäudes für die Verwaltungsabtheilung Bauwesen II auf dem Areal des Grünen Hüsli.

20. In der Gemeindeabstimmung werden angenommen die Vorlagen betr. den Neubau der Sihlbrücke (mit 8764 gegen 1728 Stimmen), betr. den Bau eines [illegible]

und zweier Turnhallen an der Kernstraße (mit 6802 gegen 3473).

Zum Mitglied des Kantonsrathes wird in Zürich IV Kaufmann G. E. Bürke-Albrecht gewählt.

Juli 21./22. Kantonales Turnfest in Wetzikon.

August 1. Ein ungenannter hochherziger Geber übergibt der kantonalen Erziehungsdirektion 200,000 Fr. an den Bau eines gemeinsamen Gebäudes für die Bibliotheken von Kanton und Stadt und etlichen Gesellschaften.

4. Am untern Mühlesteg bricht in der Nacht auf den 5. Feuer aus, das die Dachstühle und den Ausbau der obern Stockwerke von zwei Gebäuden verzehrt.

4./7. Die theologische Fakultät richtet einen Ferienkurs ein, der von ca. 150 Theilnehmern besucht wird.

12. Thalwil, das mit Gattikon zusammen bis 1870 sich mit einem einzigen Schulhause hatte begnügen können, weiht sein fünftes ein.

16./18. Internationale Hundeausstellung in den Militärstallungen.

18. Der Kantonsrath heißt nach langer Debatte den gegen die Kantonsrathswahlen am 27. April in Zürich III eingereichten Rekurs gut und kassirt die Wahlen.

24./25. Knabenschießen.

31. Bei den Kantonsrathswahlen in Zürich III siegt wiederum die ganze sozialdemokratische Liste.

September 15./16. Zwischen Mellingen und Uitikon spielen sich die Manöver des IV. Armeecorps gegen eine combinierte Manöverdivision ab; ihnen folgt am

17. bei Spreitenbach die Inspektion des Armeecorps.

28. In der Gemeindeabstimmung wird die Vorlage über die Errichtung eines Amtsgebäudes für die 2. Abtheilung des Bauwesens mit 7569 Ja gegen 5709 Nein angenommen, die über die Einrichtung provisorischer Haftzellen in der ehemaligen Strafanstalt mit 12,218 Nein gegen 1259 Ja verworfen.

Oktober 4. u. 11. Der Große Stadtrath behandelt die Verhältnisse beim Controllbureau und stimmt mit 69 gegen 28 Stimmen dem Antrag der Commissionsmehrheit zu, der die gegen

Digitized by Google

das Bureau gerichteten Anklagen als nicht zutreffend erklärt.

Oktober 17. Die Kirchgemeinde Wollishofen feiert das zweihundertjährige Bestehen ihrer Kirche.

18., 25. u. 29. Fortsetzung der Verhandlungen des Großen Stadtrathes über die Verhältnisse beim Controllbureau. Zum Abschluß wird der Antrag des Stadtrathes, vom Kanton Ueberlassung der Tolerierung schriftenloser Ausländer zu erlangen zu suchen, mit 64 gegen 24 Stimmen angenommen.

26. Die kantonale Volksabstimmung ergibt 28,445 Stimmen für und 26,721 gegen das Kirchengesetz.

Zu Ständeräthen werden gewählt die bisherigen: Dr. P. Usteri und Dr. Stößel. In den Nationalrath werden im I. eidgenössischen Wahlkreis gewählt: Stadtpräsident Pestalozzi, Stadtrath Vogelsanger, Professor Zürcher, Greulich, Dr. Alfr. Frey, Oberst Meister, Dr. J. Amsler, Statthalter Studler und Erziehungsrath Fritschi.

Einweihung des neuen Friedhofes im Enzenbühl.

30. Der Regierungsrath beantragt eine Erhöhung des Steuerfußes von 4 auf 5 ‰.

November 8. Gemäß Vertrag zwischen dem Stadtrath und der Industriequartier-Straßenbahn wird diese auf den 1. Januar 1903 zum Preise von 500,000 Fr. zurückgekauft.

22. Der Große Stadtrath beschließt, der Gemeinde die Errichtung eines zentralen Schlachthofes und hiezu die Eröffnung eines Kredites von 3,600,000 Fr. zu beantragen.

23. Der Bundesbeschluß betreffend die Unterstützung der Volksschule durch den Bund wird in der Schweiz mit 252,672 gegen 77,673, im Kanton Zürich mit 41,357 gegen 10,661 Stimmen angenommen.

25. Im Kantonsrath wird die Motion Wettstein, ob nicht die Ausführung der im Euthal geplanten Wasserwerkanlage (Etzelwerk) als im Interesse des Kantons Zürich liegend durch den Staat oder mit dessen Betheiligung erfolgen soll, einstimmig angenommen.

27. Burengeneral Delarey findet in Zürich einen überaus warmen und herzlichen Empfang.

Digitized by Google

Dezember 6. Der Große Stadtrath beschließt mit 51 gegen 33 Stimmen die Schaffung einer Berufsfeuerwehr und die Eröffnung eines Kredites von 416,000 Fr.

11. Als neues Mitglied des Bundesrathes an Stelle des verstorbenen Bundesrathes Hauser wird von der Bundesversammlung mit 113 von 199 Stimmen Dr. L. Forrer gewählt.

13. Gemäß Beschluß des Großen Stadtrathes wird der Sihlkanal unterhalb der Ueberführung über den Schanzengraben eingehen und in Zukunft sein Wasser dem Schanzengraben abgeben.

Digitized by Google

Google

DQ
781
Z8
N.S. v. 27
1904

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

DQ
781
Z8
n.s.v.27
1904

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google